Friedrich der Groe, seine Familie, seine Freunde und sein Hof, ...

Dieudonn℗e Thi℗ebault

Friedrich der Große,

seine Familie, seine Freunde und sein Hof;

oder

Zwanzig Jahre meines Aufenthaltes in Berlin.

Von

Dieudonné Thiébault,

ehemaligem Professor an der Ritterakademie in Berlin.

Zweiter Theil.

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1828.

Inhalt des zweiten Theiles.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Seite

Fünftes Buch.

Zwanzig Jahre meines Aufenthaltes in Berlin.

Drittes Buch.

Der Hof.

Der Hof Friedrichs des Großen.

Man hat immer gesagt, der Hof dieses Königs bestände lediglich aus Soldaten und einigen Philosophen oder Gelehrten, und dies ist insofern wahr, daß der König allerdings fast nur diese beiden Classen von Menschen um sich sah und nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten eine andere Etiquette bei ihm herrschte als die, so seinem Geschmacke zusagte. Indessen wurden die großen Würden oder Aemter der Krone nie förmlich abgeschafft und wenn sie zum Theil nicht besetzt waren, so hielt man sie blos für erledigt und verlieh den Titel derselben gelegentlich wieder an verschiedene Personen.

Als 1740 der König auf den Thron stieg, war die Gräfin von Fink, die Wittwe des Feldmarschalls, Oberhofmeisterin der Königin-Mutter, Frau von Catsch aber Gouvernante bei der jungen Königin, welchen Posten später die bereits erwähnte Gräfin Kanneberg, eine Tochter der Gräfin Fink und eine Schwester des Grafen von Finkenstein, erhielt, von dem wir weiterhin reden werden. Die Prinzessinnen Ulrike und Amalie hatten erst eine Fräulein von Monbail, später eine Fräulein von Blatspiel zur Oberhofmeisterin. Die Hofdamen der Königin-Mutter waren nach und nach, zum Theil auch gleichzeitig, die Fräuleins von Knesebeck, Bülow, Kalkstein, Bredow, Pannewitz und Schwerin, und die der regierenden Königin: die Fräuleins von Tettow, de Varennes, Schwerin, Brandt, Schlieben, Möllendorf, Kanneberg u. e. A.

Die an diesen beiden Höfen angestellten Herren waren bei der Königin-Mutter: der Hofmarschall von Wülknitz, und nach ihm in gleicher Stelle, der Graf von Röderer; der Hr. von Lastorp und der Hr. von Morien. Letzterer war ein Mann so beschränkten Geistes daß er das Gespötte des Hofes wurde und man lange nach seinem Tode noch fast unglaubliche Züge von ihm erzählte, wie z. B. daß er sich nicht erinnern konnte, ob er da oder da einen Platz habe belagern helfen oder sey darin belagert worden, oder ob er oder sein Bruder bei dieser oder jener Schlacht wären getödtet worden. Er ist es auch dem der Marquis d'Argens siebenmal nach einander einen und denselben Band eines Werkes zu lesen gab und als er ihn hierauf fragte: wie ihm das Buch gefallen hätte, zur Antwort erhielt: „Vortrefflich, nur finde ich daß der Verfasser sich zuweilen wiederholt." Der englische Gesandte, Chevalier Mitchel, bat ihn eines Tages der Königin einen reisenden Engländer, den Grafen Essex, vorzustellen und setzte dabei im Scherz hinzu: dies sey übrigens nicht der Graf Essex, den die Königin Elisabeth hätte enthaupten lassen. Als Morien den Fremden vorstellte, sprach er: „Ew. Maj., ich habe die Ehre den Grafen Essex, einen reisenden Engländer vorzustellen doch hat mir der Chevalier Mitchel versichert, es sey nicht derselbe, den Ihro Maj. die Königin Elisabeth enthaupten ließ." — Die regierende Königin hatte zum Oberhofmeister den Grafen Dohna, und einen Hrn. von Wartensleben zum Hofmarschall. Außerdem waren die Herren von Müller, Ecouville, Lendorf, und später Schaafgotsch, Kammerherren bei ihr.

In Betreff der Chargen am Hofe des Königs, so waren diese 1740 fast alle erledigt und blieben es auch mehrentheils, vorzüglich die eines Obergarderobenmeisters, eines Oberhofmeisters, eines Oberkammerherrn, eines Obermundschenk und eines Obermarschalls, die sämmtlich seit Friedrich I. nicht vergeben wurden, ausgenommen die

eines Obergarderobenmeisters an den Grafen von Kamke, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, sich nie um die Garderobe zu bekümmern, und die eines Oberkammerherrn, welche während Friedrichs II. Regierung, erst der Prinz von Lotz-Corswaren erhielt, der sie jedoch nur zwei Jahre verwaltete und sich dann in sein Vaterland, Brabant, zurückzog, worauf viele Jahre nachher der König diese Stelle dem Grafen von Sack, einem Sachsen, gab, um diesen sehr reichen Mann dadurch in sein Land zu ziehen. Uebrigens war dies nur die Stelle eines Oberkammerherrn der Krone, denn die eines Kammerherrn des Churfürstenthums gehörte, wie man mir versichert hat, ausschließend allemal dem Aeltesten der Familie Schwerin. Diese Reichswürde wurde jedoch, wie man sich leicht denken kann, an dem Hofe eines Königs sehr vernachlässigt, wo man alles zu entfernen suchte was an eine Abhängigkeit vom Reiche erinnern konnte; auch schienen die Schwerins jenes Vorrecht kaum zu kennen oder wenigstens nicht zu beachten, denn ich hörte mindestens nie, daß sie davon sprachen.

Die Stelle eines Oberstallmeisters bekleidete 1740 der Vater jenes Hrn. von Schwerin, den ich als Oberstallmeister kannte, und dem der Bruder des Bischofs von Breslau, Graf Schaafgotsch, im Dienste folgte. Nach dem Tode dieses Letzteren erhielt diesen Posten von neuem ein Hr. von Schwerin, der General der Gensd'armen war, wieder und dem die andern Schwerins es nicht vergeben konnten, daß er sich während seiner Gefangenschaft in Wien, zum Grafen hatte machen lassen; eine Standeserhöhung in die Friedrich aus Scherz willigte. Es war übrigens Stolz was die Verwandten gegen diesen Mann aufbrachte, denn sie behaupteten, der Name Schwerin sey mehr werth als alle Titel: demohngeachtet fuhr aber Schwerin fort seinen Rang als Graf sowohl bei Hofe als im Publicum zu behaupten. Von seiner Gemahlin, will ich nur das seltene Talent hier erwähnen, aus jedem

ihr vorgelegten deutschen oder französischen Werke, sogleich und ohne alles Stocken und dabei sehr correct, so viele Seiten als man nur wollte, in die andere Sprache übersetzend herlesen zu können. Ich selbst habe dies verschiedentlich von ihr gehört.

Der Baron Pöllnitz, von dem weiterhin noch die Rede seyn wird, war erster Kammerherr; wenigstens versah er die Functionen desselben bis zu seinem Tode, d. h. beinahe während der ganzen Regierung von Friedrich dem Großen.

Da ich von den Ministern ebenfalls weiterhin noch sprechen werde, so begnüge ich mich hier zu erwähnen, daß 1740 der Hr. von Podewils erster Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Hr. von Fink oder Finkenstein, zweiter und nachher erster während der ganzen übrigen Regierung des Königs war. Großkanzler war Hr. von Cocceji, dem Hr. von Jarriges, dann Hr. von Fürst und zuletzt Hr. von Cramer, folgten.

Die Officiere welche den König umgaben, waren der Obrist Kalkstein, früher sein Gouverneur, welcher nachher Feldmarschall wurde; der Marschall von Kleist, der General Stille, dem als Gouverneur bei den Prinzen Heinrich und Ferdinand, der Hr. von Creuzen folgte; der Obrist Pannewitz, welcher nach des Feldmarschall Natzmers Tode die Gensd'armen commandirte; die Majore Weglisch und Winterfeld, welcher Letztere im siebenjährigen Kriege einer der ausgezeichnetsten Generale ward; die Adjutanten Wartensleben, den ich als Generallieutenant kennen lernte, Hacke, welcher Gouverneur von Berlin gewesen war, Oelsnitz, der wenn ich nicht irre, derjenige ist den seiner Härte wegen die Soldaten beim Beginn einer Schlacht zuerst niederschossen und Lentulus und Buddenbrock. Eben so sah man noch am Hofe den General Grafen von Anhalt und einen Hrn. von Wurm, welcher drei Eskadrons Husaren comman-

dirte, die sämmtlich mit ungarischen und weißen Pferden beritten waren und der Stamm zu dem später so berühmten Ziethenschen Husarenregimente wurden.

Der Feldmarschall von Glasenapp war zu jener Zeit Gouverneur von Berlin und General Sydow Commandant daselbst; die Artillerie stand unter dem Befehl des General Linger, dem später der General Holzendorf folgte. Endlich hatte Friedrich noch die Herren von Kayserling und Knobelsdorf eine Zeitlang um sich, von denen der Erstere sich aber bald zurückzog und der Andere frühzeitig starb.

Wenn Friedrich soviel als möglich alles von sich entfernte was man Hofstaat und Etiquette nennt, so geschah dies hauptsächlich theils in Folge seines Wunsches, frei und unabhängig sich bewegen und seine Zeit so anwenden zu können, wie er es für gut und nützlich fand, theils auch, sich nicht die Freiheit zu rauben selbst zu sehen. Er bedurfte dieserhalb nur ein paar Männer die ihm die Fremden oder anderen Personen welche er zu sprechen wünschte, vorstellten, und dieses Kammerherrenamt wurde eine Zeitlang von dem Grafen von Nesselrode und dem Hrn. von Görz, später aber von dem Marquis von Lucchesini verwaltet.

Seine Liebe und Gewohnheit zur Arbeit und Thätigkeit, machte dem Könige die Einsamkeit übrigens so werth, daß wenn selbst seine Verwandten oder fremde Fürsten und Fürstinnen ihn besuchten, er dieß soviel als möglich abzukürzen sich bemühte, so daß sich denn weder der nachherige Kaiser Paul I, welcher als Großfürst nach Berlin kam um daselbst seine erste Vermählung zu schließen, noch die Königin von Schweden, die nach einer dreißigjährigen Entfernung ihre Familie einmal wieder sehen wollte, oder die Herzogin von Braunschweig und die verwittwete Herzogin von Sachsen, die Tochter Kaiser Carls VII, lange in Potsdam aufhielten. Um dergleichen Besuche sobald wie möglich wieder fortzuschaffen, bediente sich der König gewöhn-

lich des Mittels nach ein paar Tagen sein Bedauern darüber zu äußern, daß er gehört hätte man wolle ihn schon wieder verlassen um die Brüder und Schwestern in Berlin zu sehen; daß ihm dies zwar außerordentlich schmerze, er sich aber gern dem Wunsche zum Opfer brächte und gewiß hoffe, noch diesen Abend sein Lebewohl sagen zu können. So verabschiedete er Personen die gar zu gern noch in seiner Nähe geblieben wären, nun aber nicht umhin konnten in die ihnen in den Mund gelegten Wünsche einzustimmen.

So groß aber auch seine Neigung war allein zu seyn, so verfehlte er doch nicht die nöthigen Opfer zu bringen, wo Politik und Klugheit dies erheischten: er behielt den Großfürsten Paul dieserhalb nicht allein mehrere Tage bei sich in Potsdam, sondern besuchte ihn auch noch ein oder zweimal in Berlin, wo er dann zugleich Gelegenheiten dieser Art benutzte, die Truppen manoeuvriren zu lassen. Uebrigens hielt er sich bei solchen Anlassen immer nur höchstens vier und zwanzig Stunden in Berlin auf und ich habe dies nicht allein bei den erwähnten Ereignissen, sondern auch bei den verschiedenen Hochzeitfeierlichkeiten, welche bei Hofe vorfielen, bemerkt. Er trug diese Art Last, wenn er mußte, mit guter Miene, aber daß dies nur ein Opfer war, geht deutlich daraus hervor, daß er außerdem nie aus seinem sich vorgezeichneten Kreise wich.

Hoffeste und Verbindungen.

Die Feste am Berliner Hofe wollten nicht viel sagen. Es war alle Jahre eines bei der Königin an deren Geburtstage, wo Friedrich nie verfehlte sich in Schuhen und seidenen Strümpfen einzufinden und eine halbe Stunde zu verweilen. Uebrigens bestand dieses ganze Fest, zu dem

sich eine Menge Menschen theils aus Pflicht, theils aus Politik begaben, abgerechnet einige Spielparthien, aus einem Concert, einem Ball und einem Soupér.

Am Geburtstage des Königs gab Prinz Heinrich jährlich einen großen und glänzenden Maskenball, zu welchem sich eine ungeheure Zahl von Menschen einfand, und wo nach Vorschrift, alle Dominos und Masken von Seide seyn mußten. Ich sah einesmals hier eine griechisch gekleidete, sehr elegante Dame, die eben erst von Constantinopel gekommen war und alle Welt durch ihre Gelehrsamkeit in Erstaunen setzte. Redete man sie deutsch an, so antwortete sie Französisch; bediente man sich dieser Sprache, so erwiederte sie auf Italienisch; fuhr man in dieser fort, dann begann sie Englisch zu reden. Bis hieher konnten ihr die Prinzen folgen, aber nun sprach sie Portugiesisch und dann Türkisch und da ging es denn freilich nicht mehr. Das Resultat dieser Maskenbälle war übrigens immer, daß eine Menge kleiner Anecdoten vorfielen und verbreitet wurden, die dann das Publicum ein paar Wochen lang unterhielten.

Die Geburtstage der anderen Personen von der königlichen Familie, wurden zwar ebenfalls gefeiert, allein jedoch weniger glänzend, und in einer weniger zahlreichen Versammlung.

Außer diesen Festlichkeiten fanden, wenn nicht außerordentliche Gelegenheiten vorfielen, das ganze Jahr über nur noch die Courtage bei der Königin, die mehr als eine Art von Etiquettenangelegenheit betrachtet wurden, und der Carneval statt, während welchen die Königin einige Bälle oder Concerte gab und auf diese Art den Neujahrstag, den Geburtstag des Königs ꝛc. feierte. Das was man in Berlin Carneval nennt, begreift einen Theil des Monats December und Januars in sich. Selten kam der König vor dem 19ten Decbr. nach Berlin und spätestens den 23sten Januar kehrte er wieder nach Potsdam zurück. In dieser Zwischenzeit wurden wöchentlich zwei Opern und zwei

Redouten gegeben. Wenn der König bei diesen Redouten speiste, dann pflegte er sich gleich nach der Tafel wieder zu entfernen; zu meiner Zeit besuchte er dieselben aber nur noch selten, den Opern wohnte er dagegen häufiger bei. Hier nahm er immer seinen Platz hinter dem Orchester, wo er oft stehend, die Lorgnette in der Hand, den Sängern und Musikern, die ihn am mehrsten interessirten, bei den bedeutendsten Stellen, mit großer Aufmerksamkeit folgte. Die italienische Oper in Berlin wurde zu jener Zeit von dem Könige allein unterhalten und der Eintritt war frei, doch mußte man vorher um Billette dazu nachsuchen, falls man nicht in das Parterre gehen wollte, wo jedoch, so groß es auch ist, der Platz immer beengt war, weil jedes Regiment der Berliner Garnison das Recht hatte eine Anzahl von seinen Leuten hinsenden zu können; was die Logen aber betraf, so hatten diese ihre besonderen Bestimmungen und jedes Departement oder Corps, hier seinen eigenen Platz. Die Vorstellungen anlangend, so waren sie in Betreff des Orchesters und der Sänger, ausgezeichnet, und der König sparte in dieser Hinsicht keine Kosten, wie er denn z. B. den Sängern Porporino und Concciolini, außer freier Feuerung, nahe an viertausend Thaler Gehalt gab. Das Ballet betrachtete Friedrich nur als einen einmal gebräuchlichen Anhängsel zu dieser Art Vorstellungen; doch sah ich auch einige gute Tänzerinnen, wie die Damen Gasparini, Desplaces rc. In späteren Jahren, wo Friedrich in allen Dingen ökonomischer wurde, schränkte er besonders die Garderobengelder ein und vergütete selbst den Hauptmitgliedern für den ganzen Carneval, nicht mehr als zwei oder drei paar Schuhe und eben so viele paar Handschuhe.

Die Ueberzeugung welche man hatte daß der König keinen großen Werth auf Hoffeste legte und daß die immer nachsichtige Königin sich nicht beklagen würde, machte die so außerordentlich gut bezahlten Sänger nicht selten so unverschämt, sich zu weigern bei Hoffesten, wo man

ein Concert wünschte, zu singen, und selbst der Königin wagten sie, die für funfzehntausend Franken ungefähr nur zwölf Mal auf den Brettern standen, es abzuschlagen, sich bei dergleichen Gelegenheiten hören zu lassen. Vorzüglich ungezogen war Conciolini in dieser Hinsicht, doch erhielt er auch oft gebührende Zurechtweisungen, wie z. B. ein mal von dem Fürsten Dolgorucki, bei dem er eines Tages mit einem Capellmeister der russischen Kaiserin speiste, bei welcher Gelegenheit der Fürst zu dem Letzteren sprach: „Herr Conciolini singt vortrefflich;" worauf der Acteur, der hierin eine Aufforderung zu sehen glaubte, sich hören zu lassen, ziemlich unartig erwiederte: „Mein Fürst, bitten Sie mich nicht zu singen, ich würde es abschlagen müssen." — „Sie irren," entgegnete Dolgorucki mit einem verächtlichen Blick, „ich erwähnte blos Ihrer Stimme ohne zu wünschen, sie zu hören."

Der König hatte auch eine kleine Truppe zur Opera buffa, doch spielte dieselbe nur selten, und das Publicum hatte wenig Gelegenheit sie zu hören; ich wohnte den Vorstellungen dieser Gesellschaft nur zweimal in Berlin auf dem Schlosse bei.

Eh' ich jetzt von den großen Festen rede die zu meiner Zeit am preußischen Hofe stattfanden, will ich im Vorbeigehen einer Festlichkeit gedenken, welche die Stadt Berlin dem Könige bereitete als er als Sieger aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrte. Man hatte an dem Thore der Stadt durch welches er kommen mußte, eine große Triumphpforte errichtet und sowohl diese als die Straßen durch welche sein Weg führte, mit einer Menge ehrenvoller Embleme geschmückt und überhaupt alles gethan, um eine allgemeine Freude zu bezeigen .... aber der König, dem mit allen solchen Dingen nicht gedient war, erfuhr die Sache vorher und richtete es nun so ein, daß er zu einem anderen Thore hereinkam und in seinem Schlosse war, eh' Jemand noch etwas davon ahnete. Diesen Querstrich konnten ihm die Berliner lange Jahre nicht vergessen und ich

habe noch oft gehört, daß man ihm dies als ein Zeichen von Gleichgültigkeit und Abneigung auslegte.

Zu den größten Feierlichkeiten welche während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt stattfanden, gehörten die so durch die Anwesenheit des Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Welche Politik die Kaiserin Katharine bewog, ihren Sohn nach Berlin zu schicken um sich hier eine Gemahlin auszuwählen, vermag ich nicht zu sagen: genug im Monat Juni 1776 langte der Landgraf von Hessen-Darmstadt, von dem Friedrich einmal sagte: „er sey ein Mann von Verdienst," in Berlin mit seinen drei Töchtern an, während der Obrist Lentulus dem Großfürsten, der bei seinem Einzuge in der Hauptstadt, mit allen möglichen Ehrenbezeigungen empfangen ward, bis Memel entgegengesendet wurde. Man hatte Triumphpforten gebaut und Blumen gestreut; ein zahlreiches Gefolge von Fußvolk, Reiterei und Wagen war ihm entgegengezogen und die alten Staatscarossen des königl. Hauses, die seit funfzig Jahren dem Staube und den Würmern preisgegeben waren, wurden bei dieser großen Gelegenheit aus ihrer Verschöllenheit hervorgezogen und mit neuem Glanz versehen, durch welchen jedoch ihr ehrwürdiges Alter und ihre Wandelbarkeit hinreichend hervorblickten. Ich hatte die Ehre dem Großfürsten dreimal vorgestellt zu werden; das erstemal durch den russischen Gesandten in seinem Zimmer; die anderen beiden Male, als er die Akademie und die Militärschule besuchte: aber ich so wenig wie irgend einer meiner Collegen, können uns rühmen, von ihm auch nur das geringste Zeichen von Zufriedenheit erhalten zu haben, obschon die Herren Formey und Borelly, ihm sehr schöne Glückwünschungscomplimente machten. Die Art wie dieser Fürst wenn man ihn grüßte, dankte, fiel nicht weniger auf als sein übriges Benehmen. Statt daß andere Personen seines Standes, den Kopf etwas zu neigen pflegen, warf er blos einen Blick auf den ihn Grüßenden

und dann den Kopf noch mehr als gewöhnlich zurück; zu hören bekam man gar nichts von ihm.

Als er sich nach Potsdam begab, veranstaltete der König ein großes Manoeuvre, auf dessen Ausführung man viele Sorgfalt wandte, da der zugleich mit dem Großfürsten gekommene Feldmarschall Romanzow, gegenwärtig war, welcher nicht verfehlte die Sache vortrefflich zu finden und sich in seiner Bewunderung an einen der preußischen Generale wendend, zu diesem sprach: „Das ist vortrefflich! aber wie es mir scheint, so ist es eine Nachahmung irgend einer berühmten Schlacht des Alterthums: sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, ob es von Alexander, Hannibal oder Cäsar ist?" Der General gerieth hierdurch nicht wenig in Verlegenheit, denn er wußte nun nicht wie er dem Fragenden begreiflich machen sollte, daß es eine Nachahmung der Schlachten sey, die Romanzow selbst im letzten Kriege den Türken geliefert hatte und wodurch König Friedrich diesem Feldherrn jetzt ein eben so feines als galantes Compliment machen wollte. Man kann übrigens leicht denken, daß diese Anecdote bald, nicht zur besonderen Ehre des russischen Feldmarschalls, allgemein bekannt wurde.

Als Friedrich der Große nach Berlin kam um dem Großfürsten Lebewohl zu sagen, war bei Hofe ein großes Soupér, und da es sehr warm und die Zahl der Zuschauer umgemein groß war, so entstand im Saale eine furchtbare Hitze. Der König befahl dieserhalb die Menschenmasse zu entfernen, da er jedoch in diesem Augenblick ein paar Personen wahrnahm, die er für Fremde hielt, so ließ er diesen sagen: „sie könnten bleiben." Diese beiden Leute waren der berühmte Bildhauer Pigal und ein französischer Officier von der Straßburger Garnison, die die Reise nach Berlin gemacht hatten um den großen König einmal zu sehen. Ein paar Tage darauf führte Pernety, der Bibliothekar des Königs, Beide nach Potsdam und in den Garten von Sanssouci, wo sie gegen elf Uhr des Vormittags, den König mit einem Buche in der Hand,

umsprungen von seinen Windspielen, erblickten. Friedrich sandte sogleich einen Pagen ab, sich zu erkundigen, wer die Fremden wären und Pigal hatte hier den unglücklichen Einfall zu sagen: er sey l'auteur du Mercure. Auf diese Antwort glaubte der König, der Fremde wäre La Place, den er nicht leiden konnte, und drehte sich mit den Worten: „Ich will von ihm und seinem Merkur nichts wissen." So wurde Pigal, der wenn er blos seinen Namen genannt hätte gewiß von dem Könige, der seine Arbeiten sehr schätzte und die Statur des Merkur auf welche sich der Bildhauer berief, selbst besaß, gut aufgenommen worden wäre, für seine Eitelkeit, gleich mit seiner besten Arbeit auszustehen, bestraft, und mußte ohne sich dem Monarchen nahen zu dürfen, abziehen.

Die erste Vermählung welche während meiner Anwesenheit in Berlin in der königl. Familie stattfand, war die so unglücklich ausschlagende des damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II, mit der Prinzessin von Braunschweig. Sie wurde in Charlottenburg gefeiert. Die zweite war die des Erbstatthalters von Holland mit der Nichte Friedrich des Großen, der Schwester des Kronprinzen, einer bis zu der Zeit wo sie die Blattern bekam, sehr schönen Dame. Diese dem Könige sehr angenehme Verbindung, wurde mit einer Menge glänzender Feste gefeiert, denen der König, gegen seine Gewohnheit sämmtlich beiwohnte. Sogar ich, der nie Verse machte, mußte bei dieser Gelegenheit den Pegasus satteln und ungefähr ein zwanzig Stück herbeischaffen. Die dritte, am mehrsten zur Zufriedenheit beider Theile ausschlagende Vermählung, welche jedoch weniger geräuschvoll gefeiert wurde, war die des Fürsten von Anhalt-Dessau mit einer der Töchter des Markgrafen von Schwedt. Bei der zweiten Vermählung des Kronprinzen mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt, einer der würdigsten Damen die ich kennen zu lernen so glücklich war, fand nicht mehr Pracht als bei der ebengenannten statt. Von der Vermäh-

lung des Landgrafen von Hessen-Cassel mit der Schwester der Prinzessin Ferdinand, der Prinzessin Philippine, will ich weiter nichts erwähnen, als daß der Landgraf bereits alt und wohlbetagt und ein Wittwer, und die Prinzessin sehr jung und außerordentlich liebenswürdig war. Ebenso wenig läßt sich etwas Besonders über die Vermählung des Prinzen Friedrich August von Braunschweig mit der Prinzessin von Würtemberg, wodurch das Haus Braunschweig = Oels entstand, sagen. Dieser Ehebund wurde in Schlesien geschlossen und gab in Berlin zu weiter keinen Festen Veranlassung als die der Prinz selbst seinen Freunden bei seiner Rückkehr gab.

Hofleute des Königs.

(Schlaberndorf, Schaafgotsch und Bastiani).

Ich nehme hier deswegen diese drei Männer zusammen, da sie, jeder auf seine eigene Weise, in eine sehr ernste Angelegenheit zusammen verwickelt waren, d. h. mit anderen Worten, da der zweite ein Opfer der beiden Anderen wurde.

In der ersten Zeit von Friedrichs des Großen Regierung, lebte in Brandenburg ein alter Domherr Namens Schlaberndorf, ein Mann von so ungemein beschränktem Geiste, daß er nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt in Paris, noch nicht zwei Worte Französisch verstand und mit dem man sich oft den Spaß machte über Paris und Frankreich zu reden, um ihn zu allerlei lächerlichen Aeußerungen zu bringen. „Ob ich Louis quatorze gekannt habe!" pflegte er zu sagen. Sehen Sie, das ist der Pontneuf, und das hier" (hier stützte er seinen

Ellenbogen auf den Tisch) „das ist die Statue von Louis quatorze le quatrième." Der gute Mann glaubte nämlich ganz ehrlich, Louis quatorze sey ein Wort und der Name mehrerer französischen Könige.

Der Hr. von Schlaberndorf von welchem hier die Rede ist, glich übrigens diesem Domherrn keinesweges, sondern war ein gewandter Minister, welcher fast während der ganzen Dauer von Friedrichs Regierung, Schlesien mit ebensoviel Klugheit als Festigkeit regierte und den dortigen Adel ohne ihn zu erzürnen, die Priester aber durch Furcht im Zaum zu halten wußte, so daß man sagen kann, Schlaberndorf hat, während des siebenjährigen Krieges und während Friedrich in demselben das Land von neuem eroberte, durch seine Verwaltung die Mittel herbeigeschafft, es erobern zu können. Daß der Minister hierbei oft eben so streng als thätig und wachsam verfahren mußte, läßt sich denken und ebenso auch, daß ihm dafür alles das Böse und Gehässige nachgeredet wurde was Neid, Rachsucht und Verleumdung nur zu ersinnen vermögen.

Von allem was man ihm aber vorwarf, ist wohl der Sturz des Grafen Schaafgotsch, Bischofs von Breslau, das Gegründetste und Unverzeihlichste. Da dieser Mann aus einer der ersten Familien Schlesiens stammte und mehr Weltmann als Frömmler war, so hatte ihm Friedrich seine Gewogenheit geschenkt und ihm nach dem Tode des Cardinal von Zinzendorf, mit dem Bisthum Breslau beliehen, zugleich ihm aber auch den schwarzen Adlerorden gegeben. Die Gunst welcher diese neue Prälat genoß, erregte vielleicht den Neid des Ministers; gefährlicher aber als dieser war dem Hrn. von Schaafgotsch, ein Canonicus in Breslau, ein Mann, der ein ebenso arger Schelm als Ehrgeiziger war und der sehr gut zugleich die Rolle eines unterwürfigen Hofmannes bei Friedrich, eines nützlichen und gewandten Vertrauten bei dem Minister, und eines hinterlistigen Schmeichlers bei dem Bischof zu spielen verstand: dieser Mann war der Abbé Bastiani.

Als die Oesterreicher während des siebenjährigen Krieges Breslau eine Zeitlang wieder in Besitz nahmen, überredete Bastiani den Bischof, den er um seine Stelle beneidete, daß zwar die Umstände es erforderten ein Te Deum zu singen, allein daß er dabei den preußischen Adlerorden nothwendig ablegen müsse, indem es dem Könige gewiß nicht angenehm seyn würde seinen Orden bei einer solchen Ceremonie figuriren zu sehen, die Oesterreicher in dieser Decoration aber leicht eine Beleidigung finden könnten, und Schaafgotsch war schwach genug, diesem hinterlistigen Rathe zu folgen und den Orden bei dieser Gelegenheit abzulegen. Jetzt eilte Bastiani sogleich den Minister hiervon in einem Briefe zu unterrichten, in welchem die Sache als eine Beleidigung und ein Verrath vorgestellt wurde, und Hr. von Schlaberndorf verfehlte nicht dies Schreiben dem Könige mitzutheilen. Friedrich zeigte sich jedoch minder streng als man erwartet hatte; er sah hierin nicht sowohl ein Verbrechen als eine Feigheit die er sich vornahm durch eine gelegentliche Spötterei zu bestrafen: allein der Abbé war viel zu hinterlistig um die Sache auf diesem Punkte zu lassen; er redete jetzt dem Bischof vor: der König sey ungemein erzürnt und gesonnen, ihm den Proceß zu machen. So gelang es ihm dem Unglücklichen einen solchen Schrecken einzuflößen, daß derselbe auf seiner Rath, indem ihm Bastiani versprach sich bestens für ihn bei dem König zu verwenden, den unseligen Entschluß faßte, zu fliehen als die Oesterreicher Breslau wieder verließen und sich in den unter dem kaiserlichen Scepter stehenden Theil seines weiten Sprengels zurückzuziehen. Jetzt stellte man aber diese Flucht dem Könige als einen Beweis von dem Verrath des Bischofs vor und nun erst wurde Friedrich wahrhaft böse. Dem Minister fiel es nicht schwer, Friedrich zu überreden, das Beste sey, das Bisthum gar nicht wieder zu besetzen und die Einkünfte desselben, die sich auf 100,000 Rthlr. beliefen, einzuziehen; eine Sache die wirklich geschah und

wodurch Bastiani, der auf einem so schönen Wege nach dem Krummstabe getrachtet hatte, sich völlig um den Lohn seiner Nichtswürdigkeit betrogen sah.

Ueberzeugt endlich, wiewohl zu spät, daß man ein schändliches Spiel mit ihm getrieben hatte, schrieb der Bischof an den König um sich zu rechtfertigen, indem er sich zugleich erbot, so lange sich nach Rom zurückzuziehen, bis es dem Monarchen gefallen würde ihm die Erlaubniß zu ertheilen, in seinen Sprengel zurückkehren zu dürfen. Schaafgotsch wollte hierdurch beweisen, wie weit entfernt er davon sey, Anhänglichkeit an die Oesterreicher zu haben, allein der Schlag war einmal gefallen und Friedrich sah in diesem Erbieten nur eine neue Feigheit und Verrätherei. — Lange nach diesem Ereignisse, als König Friedrich eine Reise nach Oberschlesien machte um hier den Truppenmusterungen welche Joseph II. veranstaltete, beizuwohnen, hatte der Monarch eine geheime Unterredung mit einem Freunde von Schaafgotsch, einem in jener Gegend sehr geachteten Geistlichen und Bischof und Ritter in partibus. Bei dieser Unterredung enthüllte sich die ganze Sache, allein Abhülfe war nun nicht mehr gut möglich, besonders da das Hinderniß der eingezogenen Pfründe in Wege stand, doch bemerkte man, daß König Friedrich von dieser Zeit an des Prälaten nur noch auf eine ehrenvolle Art gedachte, und nicht mehr von der „Canaille d'évèque," wohl aber von dem „Abbé de Schaafgotsch, ce pauvre évêque de Breslau," sprach.

Da ich mit dem Oberstallmeister Schaafgotsch sehr vertraut war, so erfuhr ich diese Vorgänge bald sehr genau von ihm und speiste selbst eines Abends bei ihm mit jenem Geistlichen der die Unterredung mit dem König gehabt hatte und jetzt mit dessen Erlaubniß nach Potsdam gekommen war um dem Monarchen mehrere Papiere vorzulegen, durch welche die Schuldlosigkeit des Bischofs vollkommen bewiesen wurde. Wie man sagt, so sollen dies die Briefe von Bastiani gewesen seyn.

Ich sprach früher bereits von dem Bruder dieses Bischofs, dem Oberstallmeister, der übrigens ein sehr braver und wackerer Mann, in seinen jüngeren Jahren etwas verschwenderisch gelebt hatte und später eine fast kindische Leichtgläubigkeit und außerordentliche Eitelkeit zeigte, dabei aber doch nicht ohne Geist war. Der König, welcher sich gern lustig über ihn machte, soll nach ihm, immer die treffendsten Repliken von ihm erhalten haben, allein leider fielen sie dem guten Schaafgotsch stets zu spät und gewöhnlich immer erst auf dem Zuhausewege ein, wodurch es denn kam, daß Niemand als wir Anderen diese herrlichen Antworten erfuhren. Es würde mir leicht seyn, eine Menge Anecdoten in dieser Art mitzutheilen, doch mag es hier an der einen genügen: „In Ihrer Eigenschaft als Maltheserritter," sprach der König einmal zu ihm, „besitzen Sie einen Keuschheitsgürtel: sagen Sie mir doch, was Sie damit anfingen?" — „Er hat sich nach und nach abgenutzt," will Schaafgotsch erwiedert haben, „und leider fand ich in den Staaten von Ew. Majestät keinen Stoff mir einen anderen machen zu lassen." — Uebrigens gab Graf Schaafgotsch doch zuweilen, wenn ihn die Gelegenheit nicht zu sehr drängte, manche gute Antwort. Eines Abends war er bei Frau v. Troussel am Tische eingeschlummert: der Abbé Michelessi machte jetzt den Vorschlag, die Lichter wegzunehmen und so eine Neckerei von Poincinet zu wiederholen. Als alles finster war ermunterte sich der Graf und da er das mühsam unterdrückte Kichern der jungen Frauenzimmer hörte, sagte er: „Aha! es ist noch Nacht, aber die Wachteln schlagen schon und da wird es wohl bald Tag werden."

Dieser brave Mann freute sich ganz unendlich wenn man ihm sagte daß er Ludwig XV. gliche; einen weit größeren Werth legte er jedoch noch auf die Verwandtschaft seiner Familie mit der des Königs Stanislaus Leszinski. Wie oft mußte ich die Grade dieser Verwandtschaft und die Geschichte eines Portraits der Königin von

Frankreich hören, das ihn diese selbst als ihrem werthen Verwandten geschickt hatte!

Die dritte Person, die man hier mit Schaafgotsch und Schlaberndorf aufgestellt findet, der Abbé Bastiani, war eine Art von Coloß und äußerlich eben so schwerfällig und plump, als er verschmitzt, kriechend und listig war. Italiener von Geburt, war er in seinem Vaterlande ich weiß nicht in welchen Mönchsorden getreten, später aber von den Werbern des Königs Friedrich Wilhelm I., denen diese ungeheure Maschine gewaltig in die Augen stach, aus einem Dorfe an der Grenze von Tyrol und Graubündten, fast vom Altare weg, wo er die Messe gelesen hatte, entführt worden. In Berlin angekommen, zog man ihm den Soldatenrock an, allein sein Abenteuer, das bald bekannt wurde, schien belustigend und der damalige Kronprinz wurde neugierig diesen zum Grenadier umgewandelten Mönch zu sehen. Bastiani hatte das Glück Friedrich zu gefallen, der ihn nach seiner Thronbesteigung freigab, ihn zum Abbé machte und nach der ersten Eroberung Schlesiens zum Canonicus in Breslau ernannte. Von jetzt an lebte der Hr. Abbé Bastiani als Hofmann und Canonicus mit einem Einkommen von ungefähr viertausend Thalern und theilte seine Zeit zwischen seinem Stall, den Boudoirs der Damen und vorzüglich dem Pallast des Königs und den Häusern der Großen.

Statt zu suchen durch seine Unterhaltung zu glänzen, zog Bastiani es vor, überall den Beobachter zu machen; mit seiner Lorgnette in der Hand, denn er hatte oder stellte sich wenigstens so, ein kurzes Gesicht, spionirte er überall umher, forschte alles aus und betrog sich, schlau wie er war, selten in seinen Muthmaßungen. Er selbst ließ keine Epigramme hören, aber er wiederholte gern die anderer Personen; indeß wurde doch eine Antwort bekannt die er dem Könige gab, dem es mitunter Spaß machte, diesen Ehrgeizigen zu necken. „Ein Mann von Ihrem Verdienst und Ihren Talenten," sprach Friedrich einst zu ihm, „kann

unmöglich auf der Stufe wo Sie sind, stehen bleiben; Sie werden weiter schreiten, mein Herr Abbé, Sie werden zur Prälatur, zur Eminenz, ja zur Tiare empor klimmen! aber was wird dann aus mir Armen werden, wenn Ew. Heiligkeit erst mit der dreifachen Krone geziert sind? Gewiß werden Sie mir das Glück Ihres Segens versagen und ich werde selbst nicht einmal auf den Knien Dero Pantoffel küssen dürfen. Ja, wenn Einer es wagen wird meiner nur zu gedenken, dann werden Sie voll heiligen Zornes ausrufen: Wie? dieser Ketzer, dieser Gottlose! dieses Kind der Hölle! er sey verflucht, ich will nichts von ihm hören!" — Der Abbé hatte diese Worte in der Stellung eines Sprenkels angehört und nur mit dem Tone eines Menschen der um Gnade bittet, erwiedert: „Ach Sire! ach Sire!" aber Friedrich war nicht der Mann der sich seine Beute so leicht entwischen ließ. „Wenn ich nun aber," fuhr er fort, „nach Rom komme während Sie Pabst sind, (und nichts ist gewisser als daß Sie es werden) sagen Sie mir, denn ich muß dies jetzt wissen da ich Sie noch hier habe, wie werden Sie mich empfangen, mein Herr Abbé? Darum frisch heraus, was werden Ew. Heiligkeit zur mir sagen?" — „Sire," erwiederte Bastiani, „ich werde sagen: O großer Adler, schütze mich mit Deinen Fittigen aber verschone mich mit Deinem Schnabel!"

Von der moralischen Aufführung dieses Domherrn will ich weiter nichts anführen, als daß er die Kunst besaß von der Mutter zu der noch sehr jungen Tochter überzugehen und selbst die Erstere dahin zu bewegen, das Kind der Letzteren als ihren eigenen Sohn anzunehmen und so diesen beiden Frauenzimmern die Namen Mutter und Tochter mit denen Schwester und aller anderen wechseln zu lassen, die in einer Familie die verschiedenen Verwandtschaftsgrade andeuten.

(Der Graf von Kamke.)

Hr. von Kamke diente in seiner Jugend im Regiment Gensd'armen. Bei einer Reise nach Holland verliebte er sich in die Tochter des dortigen russischen Gesandten, des Grafen Golowkin; da der Minister seine Tochter aber nur wieder wenigstens einem Grafen zur Gemahlin geben wollte, so suchte Kamke jetzt in seinem Vaterlande um diesen Titel nach den sein Großvater von Friedrich I. nicht hatte annehmen wollen, weil er aus dem ältesten Edelmann seiner Provinz nicht der jüngste Graf zu werden wünschte.

Nach Erreichung seiner Bitte verließ Kamke den Militärdienst, heirathete die junge Gräfin Golowkin und wurde unter der bereits bemerkten Bedingung: sich um nichts zu bekümmern, Garderobenmeister des Königs. Seine Gemahlin, von der ich unter dem Artikel des Prinzen Heinrich sprach, lebte aber nicht so glücklich mit ihm als sie es verdient hätte: eitel, stolz, aufgeblasen und dazu ein Libertin, besaß ihr Gemahl so wenig Zartsinn daß er bald von ihr verlangte, sie solle eine seiner Maitressen bei sich im Hause dulden. Da die Gräfin diese Zumuthung mit Unwillen verwarf, so erfolgte ein förmlicher Bruch zwischen Beiden. In späteren Jahren gewöhnte sich Kamke den Trunk an; seine Gesundheit litt darunter, um sie wiederherzustellen, ging er in die Bäder von Bath wo er starb. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste dieser Söhne, welcher eine Gräfin Lynar heirathete, deren Vater als Dänischer Minister den Frieden von Kloster-Sewen mit hatte schließen helfen, starb bald nach seinem Vater ohne Kinder zu hinterlassen. Die Tochter vermählte sich mit dem jüngsten ihrer Onkels, einem Grafen Golowkin, der erst in französischen Diensten stand, später aber Oberstallmeister bei dem Churfürsten von der Pfalz wurde. Beide starben

ebenfalls ohne Erben. Der jüngste Bruder hinterließ einen Sohn welcher später als Rittmeister bei den Husaren stand.

Frau von Kamke = Golowkin hatte eine Schwester, die sich mit dem Grafen Schmettau verband und zu den achtungswerthesten Damen des Hofes gehörte. Der älteste Bruder dieser beiden Frauen war ein großer Freund von Rousseau und einer der schätzbarsten Männer die ich kannte. „Giebt es einen vollkommenen Mann auf der Welt, so ist es mein Bruder," sagte einmal mit Recht die Gräfin Kamke zu mir. Dieser Graf Golowkin war ein paar Jahre ungefähr, Director der Schauspiele in Berlin und wurde von Friedrich sehr geschätzt; doch zog er sich bald von diesem Amte zurück und lebte von da an in Paris, wo er seine Kinder nach Rousseaus Anleitung erzog und seine Zeit zwischen dieser Beschäftigung und fortwährenden Studien theilte. Mehrere Jahre hindurch stand er mit dem damaligen Großfürsten von Rußland, Paul I, in einer freundschaftlichen Correspondenz, die der Großfürst, der ihn nie persönlich kennen lernte, blos auf den Ruf seines Geistes und seiner guten Eigenschaften mit ihm anknüpfte. Er starb noch ziemlich jung an der Gicht, einer Krankheit der er bereits als Kind von fünf Jahren unterworfen war.

(Pöllnitz.)

Der Baron Pöllnitz war einer jener alten Hofleute die immer liebenswürdig wenn sie es seyn wollen, und immer gefährlich sind, wenn Interesse, Politik oder Laune sie dazu auffordern, und die immer, sowohl wegen dessen was sie waren als dessen was sie thun können, berücksichtigt werden, selbst wenn man längst aufgehört hat sie zu achten. Seine Briefe oder Memoiren sind bekannt und enthalten trotz der Menge Fabeln, von denen sie wimmeln, doch

Wahrheiten genug um des Verfassers moralische Eigenschaften daraus kennen zu lernen. Von Geburt reich, ein Abkömmling jener aus Franken stammenden Reichsbarone von Pöllnitz, und der letzte Zweig dieser im Brandenburgischen lebenden Familie, war er wie der Marschall von Richelieu, dazu bestimmt, drei auf einander folgende Regierungen zu erleben. Die Unterredung mit einem solchen Greise, wenn er dazu soviel Geist und Gedächtniß besitzt wie Pöllnitz, mußte nothwendig für diejenigen sehr interessant seyn gegen die er offen seyn wollte und die er nicht nöthig hatte zu fürchten: dies war meine Stellung gegen ihn und ich kann sagen, daß er sich sehr freundschaftlich gegen mich zeigte und mir nur ein einziges Mal sehen ließ, wie weit seine Hinterlist zu gehen vermochte.

Mehrere Tage hinter einander hatte er mir eine Menge Anecdoten und Züge von dem König und der königl. Familie mitgetheilt, die sämmtlich nicht sonderlich zu Gunsten dieser Personen waren, als er plötzlich bei einer dieser Unterredungen ein gutmüthiges und vertrauliches Ansehn annahm und mich warnte, ja hübsch vorsichtig mit dergleichen Dingen zu seyn und mich nicht durch die Offenheit meines Charakters zu Indiscretionen hinreißen zu lassen. Ueberrascht durch eine Warnung, die durch nichts in meinem Benehmen veranlaßt worden war, gab ich ihm zu verstehen, daß ich mich vor Verleumdungen nicht scheue und mich nöthigenfalls zuerst auf ihn bei dem König oder dessen Familie berufen würde, wenn ja einmal eine solche Zwischenträgerei stattfinden sollte. Diese mit Festigkeit und Ruhe gegebene Antwort, schien ihn zu bestürzen und er kam seitdem nie wieder auf diesen Punkt zurück.

Pöllnitz war noch sehr jung als er im J. 1700 der Krönung Friedrich I. beiwohnte; einige Jahre später kam er als Page in die Dienste dieses Königs, dann machte er Reisen und lebte fast die ganze Zeit der Regent-

schaft über in Paris, wo er von der Mutter des Regenten sehr wohl gelitten wurde. Diese Fürstin, die fast täglich mit allen Souverains Europas correspondirte und von der noch eine große Menge Briefe in verschiedenen Cabinetten vorhanden sind, gab alle Abende Gesellschaft. Hier saß sie vor einer Art von etwas erhöhtem Büreau und hatte zur Seite ein paar Spieltische die so gestellt waren daß sie, ohne sich aufbemühen zu dürfen, das Siel der beiden Personen, die an jedem Tische saßen, beobachten konnten. Dies war ihre Beschäftigung wenn sie nicht schrieb, aber so wie ein Fremder in den Saal trat und sich ihr näherte, stand sie sogleich auf um ihm mit der Frage: „Was giebt es Neues?“ entgegenzutreten, und da man ihr nur mit Neuigkeiten willkommen war, so wurden natürlich fleißig welche ersonnen, die sie dann auch sogleich ohne alle weitere Untersuchung ihren Briefen einverleibte, wodurch denn diese Schreiben neben einer Menge Kleinlichkeiten und Klätschereien, allerdings auch manche anziehende oder wichtige Anecdote enthalten, die freilich eben so oft unwahr als gegründet sind *).

Man kann leicht denken daß Pöllnitz nicht der Letzte war, der ihr mit Neuigkeiten aufwartete: er langte nie ohne eine solche Fracht bei ihr an. Dazu erzählte er sehr angenehm und mit viel Lebhaftigkeit und fand schon darum bei dieser Fürstin eine um so günstigere Aufnahme, da er

*) Prinz Friedrich August von Braunschweig hat einen Auszug von den auf der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrten Briefen dieser Fürstin gemacht, den er uns theilweise bei Fr. v. Troussel vorlas. Es ist dies ein Gewebe von äußerst merkwürdigen Anecdoten und abgeschmackten Fabeln, zwischen denen selbst Stellen von einem bemerkenswerthen Cynismus vorkommen. Uebrigens sieht man aus diesen Briefen, daß die Verfasserin derselben eine sehr hohe Meinung von Ludwig XIV. hatte, die Maintenon aber dagegen recht herzinnig haßte und sie gewöhnlich nicht anders als: „Abscheuliches Thier“ oder dergl. nannte.

sich mit ihr in der Sprache ihrer Jugend zu unterhalten vermochte, eine Sache, die beiden um so mehr Vergnügen gewährte, da sie hierdurch sich ungestört über die andern Personen am Hofe, und selbst in der Gesellschaft, lustig machen konnten, indem damals fast Niemand in diesen Kreisen Deutsch verstand. Dies sagte besonders dem Baron zu, der diese Art sich lustig zu machen, außerordentlich liebte; in der That war aber auch Niemand zu jener Zeit willkommener an dem Hofe dieser Fürstin als er, und sowie er nur eintrat, rief sie: „Ah guten Tag, mein lieber Landsmann!“ und wenn er einmal nicht kam, dann verfehlte sie nie, sogleich zu fragen: „ob ihr Landsmann vielleicht krank sey?“

Beim Beginn des herrlichen Lawschen-Systems, eilte Pöllnitz sich die Sache zu Nutzen zu machen und durch die Begünstigung welche er genoß, gelang es ihm sehr bald ein Bedeutendes zu verdienen. „Ich erwarb da,“ sagte er mir eines Tages und schlug dabei auf die Tasche, „vierzehnhunderttausend runde Franks.“ — „Nun und was wurde aus dieser schönen Summe?“ fragte ich ihn. — „Als der Wuth des Publicums für die Lawschen Papiere der Mißcredit folgte, da gehörte ich zu den Dummköpfen die Ihre Nation nicht hinreichend kannten, und glaubte die Sache würde sich bald wieder ändern und man müsse sich nur ein Bischen gedulden. Aber die Papiere fielen und fielen und immer wartete ich noch, bis auf einmal das ganze Gerüste zusammenstürzte und mir, weiß Gott! nicht ein Pfennig übrigblieb.“

Pöllnitz hatte sich in Paris mit mehreren jungen Libertins jener Zeit eingelassen und war dadurch in eine Menge von Geschichten verwickelt worden, deren unehrenvolles Andenken noch nicht verklungen ist. Als er eines Tages, nachdem er einige Zeit auf einem Landhause bei Orleans zugebracht hatte, nach Paris zurückkehrte, und beim Eingange von Etampes in einem Gasthause speiste, sah er bald darauf einen sehr elegant gekleideten Mann zu

Pferde anlangen, der den Aufwärtern im Hause befahl, seinem Pferde Hafer zu geben, es aber nicht abzusatteln, und dann Pöllnitz bat, mit ihm speisen zu dürfen. Nachdem dieser dies eingegangen war, hatte der Andere die Gewandtheit im Gespräche dem Baron zu entlocken, wer er wäre, woher er käme und wohin er ginge? Beide wurden ganz vertraut mit einander und scherzten und tranken sehr vergnügt zusammen, als auf einmal ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren, unter ihrem Fenster den ersten Vers aus einem alten Volksliedchen zu singen begann. Schnell sprang jetzt der Fremde auf, eilte nach dem Stalle, schwang sich auf sein Roß und rief, indem er der Wirthin einen Louisdor hinwarf: „Ihr könnt mir herausgeben wenn ich wiederkomme.“ — Ungefähr ein Jahr darauf fing man den berühmten Cartouche ein und Pöllnitz ging wie viele Andere, ihn in seinem Gefängnisse zu sehen. Wie erstaunte er als der Räuber ihn hier anredete: „Mein Herr, ich habe voriges Jahr mit Ihnen zu Etampes gespeist; ein Liedchen gab mir den Wink daß ich mich entfernen sollte; die Marechaussé saß mir auf den Fersen, sonst wären Sie mir gewiß nicht entgangen.“

Pöllnitz spielte während seines Aufenthalts in Frankreich den großen Herrn und verbrachte viel Geld, und da ihm das System nicht in die Höhe half, so sah er sich genöthigt seine Zuflucht zu anderen Hülfsmitteln zu nehmen. Um diese Zeit war es, daß er, wie man sagt, im Begriff eine reiche Wittwe zu heirathen die aber plötzlich an den Blattern starb, mit dem Schmuck dieser Dame sich nach Holland machte.... gewiß ist, daß er Frankreich plötzlich verließ, nach jenem Lande ging und von da sich nach Italien begab. In Rom angekommen, faßte hier der von allen Hülfsmitteln entblößte und als Protestant geborne Hr. Baron, den schönen Gedanken, in den Schooß der großen Mutterkirche zurückzukehren um sich dadurch ein Beneficium zu verschaffen. In der That schwor er hier feierlich und zur großen Erbauung der Rechtgläubigen, alle

Ketzereien Luthers ab, allein, sey es nun daß ihm bald eine andere Hoffnung aufging, oder daß er irgend eine Unannehmlichkeit hatte, genug er kehrte plötzlich nach Berlin zurück, wo er die Kunst verstand sich bei Friedrich Wilhelm I. dermaßen einzuschmeicheln und diesen schwer zu behandelnden Fürsten so für sich einzunehmen, daß ihn derselbe zu seinem Kammerherrn und Günstling machte. Indeß war dem Könige eine Sache unangenehm: der Baron war Katholik. Diesen Skrupel verfehlte der Hofmann nicht zu beseitigen sowie er einsah, daß dies ein Hinderniß zur Befestigung seines Credites war, allein König Wilhelm war reformirt und der kluge Baron glaubte demnach nicht wieder in die Irrthümer Luthers zurücksinken, sondern sich zu der gereinigten Lehre Calvins emporschwingen zu müssen, worauf es dann nach dieser abermaligen erbaulichen Handlung, nur seiner natürlichen Gewandtheit bedurfte, um sich in Gunst zu erhalten. In der That gelang ihm dies auch so gut daß er nicht allein bis zu dem Tode dieses Fürsten dessen Kammerherr blieb, sondern alljährlich reiche Geschenke von ihm bekam, wie z. B. zu Weihnachten, wo ihm Friedrich Wilhelm I. jedesmal sechstausend Thaler sandte. „Ich gebe Dir nach meinen Mitteln," sprach der Monarch eines Tages zu ihm, „doch weiß ich daß dies nicht zu Deinen Ausgaben hinreicht, denn da gehörte ein reicherer Fürst dazu als ich es bin um Deinem Hange zu Verschwendungen genügen zu können; indeß Du gefällst mir und ich will für Dich thun was ich kann." — „Höre," sprach ein andermal der König zu ihm, „wie viel würdest Du wohl jährlich brauchen um nach Deiner Art auskommen zu können?" — „Sire," erwiederte der Baron, „ich würde sehen ob ich mit vierhunderttausend Thalern durchkäme, aber freilich müßte ich mich einrichten." — „Bist Du des Teufels! Du willst Dir wohl eine Armee halten?" — „Gott bewahre! nicht einmal eine Leibwache." — „Aber wie ist's dann möglich soviel

Geld zu verbringen? Entwirf mir einmal den Plan dazu; ich bin doch neugierig zu sehen wie Du es anfangen wolltest."

Der Baron mußte sich hinsetzen und sogleich die Sache zu Papiere bringen. Die Summen welche er auswarf um damit sein Spiel, die zu machenden Geschenke und einige Almosen zu bestreiten, wurden von dem König ziemlich vernünftig gefunden, und gut geheißen. Hierauf kam die Einrichtung eines Hauses in der Stadt und eines auf dem Lande mit aller nöthigen Meublirung, Dienerschaft, Unterhalt der Gärten rc. daran und auch dies billigte der König. Jetzt besprach man den Punkt der Equipage, der Reitpferde, Stallbedienten rc. und auch da fand der König daß für einen Mann der auf großem Fuß leben will, nichts Ueberflüssiges angesetzt sey. In Betreff der Küche war König Wilhelm, der eine gute Tafel liebte, gleicher Meinung, und auch bei dem Artikel der Ausgaben für Jagden, Festlichkeiten u. s. f. zeigte er sich ziemlich duldsam und gestand wenigstens zu, daß man dergleichen wenn auch nicht für sich, doch zuweilen für Andere veranstalten müsse. „Jetzt aber," fuhr der König nun fort, „hoffe ich ist es genug und Dir bleibt kein Wunsch mehr übrig. Summiren wir das Ganze zusammen." — Dies geschah und es ergab sich ein Totale von vierhundert und vierzigtausend Thalern jährlich. „Und dennoch," sprach nun der Baron, „habe ich noch nichts für außerordentliche Fälle berechnet die täglich eintreten können! und wie viele Kleinigkeiten sind noch vergessen! Hier sind nur einige wenige Jäger und Lakaien und noch nicht ein einziger Wächter um mein Haus und meine Felder vor Dieben zu bewahren, die Fische in meinen Teichen zu beschützen und die Frösche mit langen Prügeln zum Schweigen zu bringen, damit sie mich und meine Freunde durch ihr Gequake nicht in unserer Ruhe stören." — „Du bist ein Narr," entgegnete der König lachend, „geh und suche Dir einen Fürsten, der reich genug ist, um Dir Deine Luftschlösser bauen zu helfen." — „Erlauben

mir Ew. Majestät," fiel der schlaue Baron ein, „daß ich mir nichts suchen darf, da ich in Ihrer Nähe alles habe was mein Herz wünscht und Ew. Maj. nur zeigen wollte, wie man ein ungeheures Vermögen recht gut verbrauchen kann."

Pöllnitz gehörte zu dem kleinen Kreise von Personen die alle Abende bei König Friedrich Wilhelm sich einfanden um mit ihm in einem kleinen abgelegenen Zimmer, dessen Fenster nach der Spree hinausgingen, Taback zu rauchen und Bier zu trinken. Gewöhnlich fand sich hier der König um sieben, acht oder neun Uhr ein, und verweilte bis elf Uhr, zuweilen auch bis Mitternacht. Die Meublen dieses Zimmers bestanden aus einem langen Tisch von Tannenholz zu dessen beiden Seiten eben solche Bänke waren und an dessen oberem Ende ein grobgearbeiteter Lehnstuhl für den König, und an dem entgegengesetzten Ende ein ziemlich ähnlicher stand, an dessen Rücklehne sich ein paar lange Hasenohren angebracht fanden. Dieser Letztere war für einen alten Domestiken bestimmt und so geschmückt, der Zutritt zu dieser Gesellschaft hatte, und als Bote und Buffon gebraucht wurde. Hier war es wo sich der König die Vorfälle des Tages erzählen ließ, selbst mittheilte was er den Tag über beobachtet hatte und wo man ihm nach dem Interesse von diesem oder jenem Anwesenden zu stimmen suchte; eine Sache, bei welcher sich besonders Pöllnitz gewandt aber auch gefährlich zeigte, so daß diese Abendversammlungen der Anknüpfungspunkt von einer Menge Intriguen wurden, von denen der arglose König nichts ahnte.

Unter Friedrich II. Regierung genoß Pöllnitz bei weitem nicht die Gunst wie unter der von dieses Königs Vorgänger; da er jedoch aus einem alten Hause stammte, ein gewandter Hofmann war, den Dienst eines Kammerherrn sehr gut zu versehen wußte, von allen Mitgliedern der königl. Familie gekannt wurde, Geist besaß und man ihm doch schicklicherweise eine Pension hätte zahlen

müssen, so behielt ihn der König lieber in Dienst, und Pöllnitz war gewandt genug sich fortwährend als erster Kammerherr zu erhalten und sich bald nützlich, bald gefürchtet, immer aber angenehm zu machen, so daß er den philosophischen Soupérs in Sanssouci fortwährend beiwohnen durfte, fast immer der Vertraute und der Vermittler bei den etwa vorfallenden Familienzwistigkeiten war und überhaupt überall die Hand im Spiele hatte, bis ihn endlich der Tod in seinem vier und achtzigsten Jahre abrief.

Wenn ein außerordentlicher Botschafter nach Berlin kam, so war es immer Pöllnitz der ihn empfangen und das Ceremoniell beobachten mußte; langten ein fremder Fürst oder Fürstin an, so wurde Pöllnitz ihnen zugeordnet: mit einem Worte, er war gleichsam das Orakel an diesem Hofe in allem was die Etikette betraf, ohne daß ihn jedoch dieserhalb Friedrich geliebt, geschätzt, oder mehr geschont hätte, als irgend einen Anderen.

Als er eines Tages mit dem Könige über seine Geldbedrängnisse sprach, ein Capitel welches er immer sehr beredt auszuführen wußte, entgegnete ihm der Monarch: „Ich möchte Ihnen gern helfen, aber wie? Sie wissen selbst, daß mein Land so arm ist daß ich mit der größten Oekonomie kaum alles zu bestreiten vermag. Ja, wenn Sie noch Katholik wären dann ginge es wohl; dann könnte ich Ihnen gelegentlich ein recht hübsches Canonicat zuwenden, wie ich sie zuweilen zu vergeben habe und wirklich in diesem Augenblicke eines erledigt ist, das ich Ihnen wohl gönnte. Aber Sie sind jetzt reformirt, d. h. Sie haben die ärmste von allen Religionen; da kann ich gar nichts thun und das ist sehr schade und thut mir in Wahrheit recht leid." — Pöllnitz ließ sich durch den gutmüthigen Ton, mit welchem der König diese Worte sprach, verlocken und eilte zum dritten Male seine Religion abzuschwören, in der festen Hoffnung, nun gewiß die fette Pfründe zu erwischen die ihm der König als Lockspeise gezeigt hätte: wie wurde ihm aber als Friedrich auf sein Ansuchen jetzt spottend

erwiederte: „Ich bin in Verzweiflung Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können; aber konnte ich wohl ahnen daß Sie so schnell umsatteln würden? Die Pfründe ist fort, doch will ich Ihnen einen Rath geben: mir fällt eben ein, daß ich noch eine Rabbinerstelle zu vergeben habe; lassen Sie sich zum Juden machen und Sie sollen den Posten haben." — So war Pöllnitz für den Rest seines Lebens wieder Katholik geworden.

Ich mußte diesem Manne oft bei der Anfertigung seiner Bittschreiben helfen, die er an den König, die Prinzen und die Prinzessinnen richtete um, wenn er sich in Noth befand, und dies war oft der Fall, etwas von ihnen herauszupressen, was ihm jedoch nur selten gelang. Einst schrieb er an den König: er sey krank und es mangle ihm an allem Nöthigen um Charons Barke besteigen zu können. „Ich habe Sie viel zu lieb," antwortete ihm der König, „um Ihnen auch nur einen Obolus zu dieser verwünschten Reise zu geben; bleiben Sie hübsch bei uns."

Ein paar Jahre früher hatte er geschrieben: er könne nicht mehr an den Hof kommen da seine Pferde aus Mangel an Fourage umfielen und er kein Geld hätte welche zu kaufen. Zu seinem Aerger fand er am nächsten Morgen vor seiner Thüre einen großen Haufen Heu und einige Säcke mit Hafer.

Wenn die Ministerien und Collegien ihre jährliche Rechnung im Monat Mai ablegten und die eingenommenen Summen in den Schatz ablieferten, dann blieben zuweilen einige kleine Reste in den Cassen, über welche dann der König nach Gutdünken zum Besten seiner Umgebung verfügte. Diesen Zeitpunkt erwartete Pöllnitz immer mit einer gewaltigen Sehnsucht und wandte dann alle mögliche Mittel an, um etwas von diesen Geldern zu erwischen; häufig aber fiel zu seinem Schmerz, nichts oder nur eine große Kleinigkeit, für ihn ab.

Uebrigens muß man gestehen, daß Niemand mehr geneckt und geärgert wurde als er und es auch in der That

Niemand mehr verdiente. Wenn er einmal ein Geschenk bekam, dann suchte er aus Politik, wegen seiner Gläubiger, dies möglichst zu verheimlichen, während sich alle Welt, um ihn zu ärgern, bestrebte, die Sache ruchbar zu machen und sie möglichst zu vergrößern. Einst hatte ihm Prinz Heinrich eine Dose von Masernholz geschenkt und ihm dabei ein fröhliches Fest gewünscht. Pöllnitz zeigte uns diese Dose. „Sicher," riefen wir Alle, „war sie mit Goldstücken gefüllt." — „Verdammt! nicht ein Pfennig war darin," hatte Pöllnitz die Unverschämtheit uns zu antworten, und dennoch wußten wir ganz genau aus guter Quelle, daß wir richtig gerathen hatten.

Der Graf von Reuß (Heinrich XLVIII.) war derjenige welcher ihn, obschon seine großen Reichthümer sehr zusammengeschmolzen waren, noch am mehrsten unterstützte. Er lieferte ihm die letzten zwanzig Jahre seines Lebens, sowohl die nöthigen Pferde als die Fourage dazu; eben so versah er seine Küche mit Wildpret und machte ihm überhaupt eine Menge Geschenke; doch verschwieg dies Pöllnitz alles und man erfuhr es nur durch seine Leute.

Einst suchten wir, Borelly und ich, bei einem Soupér bei dem Prinzen Heinrich, diesen Fürsten zu Gunsten des einmal wieder in großer Noth sich befindenden Barons zu stimmen und ihn zu bereden, ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen; nachdem uns aber der Prinz lange angehört hatte, sprach er: „Sie haben Recht, seine Lage ist sehr übel, besonders in seinen jetzigen Jahren, allein vergessen Sie auch nicht, daß er sie selbst verschuldete und daß er die guten Eigenschaften seines Geistes nur zu oft mißbrauchte. Jetzt hat er Sie durch seine Zuvorkommenheit und seine Liebenswürdigkeit bestochen, aber es wird nicht lange dauern so werden Sie sich über seine Arroganz und seine Hinterlist zu beklagen haben. Ich will übrigens hierdurch das Mitgefühl für ihn nicht zurückweisen und werde suchen seinen jetzigen Bedrängnissen abzuhelfen, allein

man darf bei ihm den Gedanken nicht aufgeben: daß etwas Noth gut ist."

In der That traf diese Prophezeihung des Prinzen in Betreff unserer sehr bald ein; Pöllnitz verfehlte nicht bei der ersten besten Gelegenheit Proben seiner Arroganz abzulegen. Zuweilen besaß er aber auch eine wahrhaft belustigende, man möchte sagen, cynische Freimüthigkeit. Einst kam er zu dem Generalfinanzdirector Hrn. Delahaye de Launay und sprach: „Ich komme um Sie um funfzig Dukaten zu bitten die ich außerordentlich nöthig brauche. Wenn ich sie Ihnen widergeben kann? sowie überhaupt alles was Sie mir schon früher vorschossen, das weiß ich nicht und ich bitte Sie, sich in dieser Hinsicht nicht mit zu vielen Hoffnungen zu befassen und alles überhaupt lieber als Geschenk anzusehen wodurch Sie meiner Verlegenheit abhelfen." Hr. Delaunay gab ihm das Geld und sagte dabei lächelnd: er würde es sich zum Gewissen machen einem so offenherzig sprechenden Freunde nicht zu dienen.

Sobald Pöllnitz nur etwas Geld zusammengetrieben hatte, eilte er auch es schnell wieder auszugeben und bat dann seine Freunde zu sich, die er auf das Beste bewirthete. Bei diesen Gastmahlen war es ein Hauptvergnügen für ihn einen Eierkuchen selbst zu bereiten und ihn seinen Gästen vorzusetzen und in der That, er war Virtuos in der Kunst der Anfertigung desselben. Oft wußte er auch in seine Einladungen noch einen besonderen Zug von ergötzlicher Originalität zu legen. „Wissen Sie wohl," sprach er eines Tages zu mir, „wer heute Mittag bei mir gespeist hat? Ich hatte einiges gute Wildpret bekommen und wollte es nicht allein verzehren: da bat ich die Herren von Müller, Grappendorf und Arnim zu mir und als wir nun bei Tische saßen, sagte ich ihnen: ich hätte mir heute wollen das Vergnügen machen die vier ärmsten Barone der Welt zusammen an einer Tafel zu sehen. Sie mußten alle herzlich darüber lachen und in Erwartung unseres morgenden Elends, waren wir ungemein heiter und lustig."

Der größte Schatz den dieser Man besaß, waren seine Memoiren über die drei Regierungen der ersten Könige von Preußen, ein Manuscript welches drei sehr eng geschriebene dicke Bände in Folio ausmachte. Diese Memoiren bildeten übrigens keine zusammenhängende Geschichte, sondern eine Reihe höchst interessanter Anecdoten zur Geschichte des preuß. Hofes und der königl. Familie, und man konnte sie mit vollem Recht, Erinnerungen über das nennen, was die drei ersten Monarchen Preußens und ihren Hof betrifft. An eine chronologische Aufstellung der Begebenheiten war jedoch in dieser Schrift um so weniger zu denken, da Pöllnitz das Ganze erst in späteren Jahren entwarf und sich bei der Niederschreibung ganz dem Laufe seiner Ideen und wie ihm die Facta einfielen, überließ. Diese Arbeit mußte übrigens von ihm geheim gehalten werden und Pöllnitz verfehlte auch nicht, sich dies zum Gesetz zu machen; allein nach und nach mehrte sich die Zahl der Vertrauten denen er dann und wann im Gespräch, oder auch wohl vorlesend, Einiges mittheilte, und so wurde denn die Sache bald ein öffentliches Geheimniß. Dazu kam noch, daß er theils aus Berechnung theils aus momentaner Zuneigung, bald diesem bald jenem unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit das Versprechen gab, ihm nach seinem Tode dies Manuscript zu hinterlassen, so daß eine Menge Personen, und darunter auch mein College Borelly und ich, eine geraume Zeitlang sich ganz ehrlich mit dieser Hoffnung schmeichelten. Aus den Händen gab er sein Manuscript indeß nie und nur ein einziges Mal machte er hiervon mit mir eine Ausnahme. Er wurde nämlich einige Jahre vor seinem Tode gefährlich krank. Sein Alter, (er mochte damals achtzig Jahre seyn) seine Schwäche und seine Schmerzen, ließen ihm glauben, er würde diesmal nicht davon kommen und in Folge dieser Idee, forderte er mich auf, seine „drei Regierungen," wie er das Manuscript nannte, unter der Bedingung an mich zu nehmen, ihm im Fall er wieder hergestellt würde, die Hefte zurück zu geben. Aber

das Ganze sollte ein Geheimniß bleiben, und ich mußte daher eines Abends im Dunkeln tief in einem Mantel verhüllt zu ihm kommen; vorsichtig hatte er seinen Dienstleute entfernt; ohne daß mich ein Mensch gewahrte, langte ich in seinem Zimmer an, empfing das wohl eingepackte und mehrfach versiegelte Manuscript und ging damit in meine Wohnung zurück. Als Pöllnitz wiederhergestellt war, brachte ich es ihm auf dieselbe Art wieder.

Ein paar Jahre darauf waren wir, Hr. und Frau von Troussel, noch einige Bekannte, meine Frau und ich, nicht wenig erstaunt, als er uns einst bei einem Soupér in seinem Hause plötzlich sagte: „Ihr Leutchen glaubt wohl ich sey ein so armer Schlucker daß ich Euch kein Abendbrod mehr vorsetzen kann? aber wer von Euch hat wohl soviel Geld als ich? Seht da, wenn Ihr es nicht glauben wollt.“ Er zog mit diesen Worten ein Schubfach heraus und zeigte uns mehrere Rollen mit Gold; es war dies der Preis den er für seine Memoiren von dem Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II, erhalten hatte, der ihm diese Papiere abkaufte, wodurch sie, wie man leicht denken kann, für immer für das Publicum verloren gingen *); eine Sache, die mich betrübte und worüber mich nur der gute Gebrauch tröstete den er zum Theil mit dem dafür empfangenen Gelde machte. In der That, ich gestehe es, daß ich diesen alten Roué nicht für fähig hielt noch eine so gute Handlung zu begehen, und dennoch ist es wahr und beweist sich hierdurch von neuem, daß zuweilen die wenigst guten Menschen etwas Edles zu thun vermögen, während die Besten öfters ein Unrecht begehen. Während der Regentschaft hatte der Baron in Paris mit einer Person, deren Name mir nicht bekannt geworden ist, eine

*) Das was später unter dem Namen der „Denkwürdigkeiten des Baron Pöllnitz“ erschien, hat durchaus nichts mit diesem Werke gemein.

Tochter gezeugt. Diese Tochter, die ihren Vater nie sah, hatte sich später verheirathet und wieder eine Tochter hinterlassen, die von einigen armen Verwandten erzogen wurde und als Nätherin in Paris lebte. Mit vieler Mühe machte Pöllnitz das Mädchen ausfindig und sandte ihr von dem Gelde welches er für seine Memoiren erhalten hatte, sechstausend Franken, um sich verheirathen und einrichten zu können. Das Mädchen war übrigens gut und brav, für den welcher aber den Charakter des alten Kammerherrn kannte, bleibt es immer ein Räthsel, wie er auf diesen guten und löblichen Gedanken kam und sich die Mühe geben konnte, diese so lange vergessene Enkelin ausfindig zu machen.

Ich nannte den Baron vorher einen Roué und es ist hier wohl der Ort noch einen Zug von ihm zu erwähnen der zu dem Bilde welches ich bisher von ihm aufstellte, paßt und hinreichend beweisen wird, daß ihm mit dieser Benennung kein Unrecht geschieht; in der That war auch sein Ruf in dieser Hinsicht so fest gegründet, daß der Pastor Ermann oft sagte: er wage es nicht mehr von der Kanzel herab ein ordentliches Leben als das sicherste Mittel ein hohes Alter zu erreichen, zu empfehlen, „denn,“ setzte er hinzu, „wenn einer von meinen Zuhörern aufstünde und den Namen Pöllnitz ausspräche, so könnte ich ihm nichts entgegnen.“

Als der Baron von der Krankheit ergriffen war die ihn in das Grab stürzte, kam der katholische Geistliche, der sich in allen verwickelten Fällen bei mir Raths zu erholen pflegte, zu mir um mich zu fragen: was er jetzt wohl thun sollte. „Ich weiß,“ sprach er, „daß Pöllnitz sehr krank ist und doch läßt er mich nicht rufen. Gehe ich so zu ihm um mit ihm von Religion zu sprechen, so muß ich fürchten daß er mich auf eine beleidigende Art fortschickt, und gehe ich nicht hin und er stirbt, so laufe ich Gefahr meiner Nachlässigkeit wegen getadelt zu werden.“ — Ich rieth ihm die Mittelstraße einzuschlagen sich bei dem Baron melden zu lassen und abzuwarten ob er ihn werde vorlassen

und in diesem Falle selbst mit ihm von Religion zu sprechen beginnen; wo nicht, so sollte er diesen Gegenstand ebenfalls nicht berühren. Der Geistliche dankte mir und that wie ich ihm gesagt hatte; noch denselben Abend besuchte ich aber den Baron, den ich äußerst schwach in seinem Lehnstuhle fand, und das erste was er mir nach den gewöhnlichen Begrüßungen sagte, war: „Denken Sie sich, heute ist der Pfaffe bei mir gewesen, aber ich habe ihn nicht angenommen und ihm sagen lassen: ich bedürfe seiner nicht." — Den nächsten Tag war Pöllnitz todt. Sehr bald darauf traf ich den Geistlichen bei Hrn. Delaunay und verfehlte nicht ihn zu fragen, ob er bei dem Baron gewesen wäre? Er versicherte mir nicht allein da gewesen, sondern auch angenommen worden zu seyn. „Pöllnitz," fuhr er fort, „nahm mich, gegen meine Erwartung, sehr gut auf und ich war so glücklich ihm noch die Sacramente reichen zu können." — „Wie!" entgegnete ich, „Sie wollen mir doch wohl kein Mährchen aufbinden?" — „Wenn Sie mich dessen für fähig halten," antwortete der Geistliche, „so bitte ich Sie, sich bei den Leuten des Barons zu erkundigen; Sie werden dann hören, daß ich Ihnen die strengste Wahrheit sagte." — „Nun," rief ich aus, „so ist der Baron denn bis an sein Ende sich gleich und ein Heuchler geblieben; er ist gestorben wie er gelebt hat." Als ich später dem Prinzen Heinrich diesen Vorgang erzählte, fand dieser die Sache ganz in der Ordnung und des Barons Charakter vollkommen angemessen. „Er hat," sagte er, „Angst vor der Hölle gehabt und doch sich auch wieder gefürchtet dieser Schwäche wegen verlacht zu werden wenn er wieder genesen sollte."

Bald nach dem Tode des Barons erschien eine kleine Flugschrift, die damit begann zu melden: daß Hr. von Krusemark dem Könige angezeigt habe, er hätte trotz seines schwarzen Adlerordens und seiner Eigenschaft als Generallieutenant und Commandeur der Gensd'armen, nicht



in den Himmel kommen können, denn St. Petrus habe ihm gesagt: Leute seiner Art, die zu nichts taugten als sich des Gutes Anderer zu bemächtigen, fänden hier keinen Eingang; mit diesen Worten habe ihm der Heilige die Thüre vor der Nase zugeschlossen. Auf diesen Bericht, hieß es weiter, hätte nun der König Quintus Icilius in der Hoffnung abgeschickt, daß es diesem als einem Gelehrten und zugleich Obersten der leichten Truppen, gelingen möchte, St. Peters Widerstand zu besiegen: allein dieser sey noch viel übler empfangen worden, da er sich zum Werkzeuge so vieler Ungerechtigkeiten hätte brauchen lassen; nicht besser wäre es dem Grafen Schaafgotsch gegangen, dem St. Peter sein lockeres Leben vorgehalten hätte, und als der König hierauf den alten Juden Ephraim gesendet, so habe diesen der Heilige als einen Falschmünzer, gar die Treppe hinabgeworfen, worauf dann der König den Baron Pöllnitz geschickt hätte um an der Himmelspforte zu intriguiren: eine Sache, die auch müsse gelungen seyn, da der Baron nicht wieder zurückgekehrt wäre.

(Der Graf von Nesselrode.)

Dieser Mann hatte lange in Paris bei einem seiner dortwohnenden Verwandten gelebt und sich hier vorzüglich mit den Philosophen, besonders mit Diderot, verbunden. Später machte er mit Hrn. Grimm, der sich unter dem Namen Baron von Grimm, bekannt gemacht hat, eine Reise nach Berlin, wo ich mit Beiden in mehreren Häusern, vorzüglich bei dem ehrwürdigen Fürsten Dolgorucki, dem russischen Gesandten am preuß. Hofe, zusammenkam, und nichts mehr bewundern mußte, als die Gelehrigkeit mit welcher Hr. von Nesselrode alles nachplauderte, was der sogenannte Baron von Grimm beliebte aufzustellen. Einst ließen die beiden Herren an der Tafel des Fürsten Dolgorucki, eine Menge Gelehrte die

Musterung passiren: alle wurden gelobt, nur ein einziger Unglücklicher hatte das Schicksal von dem Hrn. Grafen als ein armseliger Mensch ohne Geist und Talent, bezeichnet zu werden. Grimm blickte auf diese Aeußerung den Grafen an, nahte sich ihm und flüsterte ihm so laut zu daß wir es alle hören konnten: „Er ist einer der Unsern.“ Den Augenblick änderte Hr. von Nesselrode den Ton und versicherte: der Mann sey übrigens im Ganzen so übel nicht und man habe einige recht anerkennungswerthe Sachen von ihm. Der Fürst und ich sahen uns an und nach der Tafel fragte mich Dolgorucki: was ich zu diesen philosophischen Missionären dächte? worauf wir Beide uns nicht enthalten konnten die gelehrige Folgsamkeit des Hrn. von Nesselrode zu bewundern.

Am öftersten sah ich den Grafen in dem Hause der Frau von Troussel, bei Hrn. Delaunay und dem Prinzen Friedrich von Braunschweig. Bald nach der ersten Theilung von Polen erschien eine Satyre die den Titel führte: „Le Gâteau des rois:“ wir Alle lasen sie und lachten herzlich darüber, aber Niemand hatte den Muth dem König etwas davon zu sagen. Nach Verlauf von einigen Monaten sandte der Verfasser dem Könige selbst ein Exemplar mit einem anonymen Briefe. Friedrich las das Pamphlet, in welchem er selbst eine so bedeutende Rolle spielte, und als bald darauf Nesselrode und der Abbé Bastiani bei ihm speisten und an der Tafel an seiner Seite saßen, begann er: „Ein ungenannter Verfasser ist so ehrlich gewesen mir einen Kuchen zu senden. Wie es scheint, so ist diese Broschüre schon mehrere Monate in Umlauf ohne daß ich etwas davon wußte. Haben Sie sie gelesen Abbé?“ — „Nein Sire,“ erwiederte der Kriecher; „ich kenne sie nicht und lese niemals dergleichen verächtliche Schriften.“ — „Und Sie Graf, haben Sie es gelesen?“ — Ja Sire, bereits vor zwei oder drei Monaten.“ — „Abbé,“ fuhr jetzt der König fort und wandte sich sehr ernst zu Bastiani: „Ich liebe diese

deutsche Freimüthigkeit. Wohlan Graf, was sagen Sie zu der Schrift? wie hat sie Ihnen gefallen?" — „Sire, ich gestehe daß ich herzlich darüber lachen mußte." — Der König wandte sich jetzt von neuem zu dem Abbé und sprach: „Abbé, ich liebe diese Freimüthigkeit." Dann fuhr er fort: „Ich habe diesen Morgen den kleinen Kuchen ebenfalls verschluckt: der Verfasser hat das mir bestimmte Stück ein bischen scharf gesalzen; indeß, es geht mir nicht viel übler als den Anderen und da Geist in der Sache ist, so verzeihe ich es gern. Aber wie kömmt es mein lieber Graf, daß Sie mir noch nichts davon sagten, da Sie doch in meinem Dienste sind und Ihre Pflicht es Ihnen gewissermaßen gebot, mich davon zu unterrichten." — „Ew. Maj. verzeihen, ich glaubte nicht den Kreis meiner Verpflichtungen unbefugterweise bis dahin ausdehnen zu dürfen: wenn Ew. Maj. mir befehlen sollten Ihnen dergleichen Mittheilungen zu machen, dann werde ich entweder es thun oder mich zurückziehen, allein jetzt und bei so geringen Anlassen, glaube ich nicht über das hinausgehen zu dürfen was meine eigentliche Obliegenheit ist." — Der König nickte beifällig und wandte sich noch einmal an Bastiani mit den Worten: „Abbé, ich liebe diese Freimüthigkeit; bewundern Sie sie doch mit mir." — Es war dies übrigens die einzige Strafe die der König über die Heuchelei des Abbés verhing, der, wie er recht gut merkte, die Schrift gelesen und so gut wie alle Andere darüber gelacht hatte.

Graf Nesselrode blieb nur ein paar Jahre in Potsdam, dann verließ er Friedrich und begab sich an den russischen Hof, wo er gleichfalls eine Anstellung erhielt und nachher geraume Zeit unter Friedrich Wilhelm II. als Gesandter in Berlin lebte. *)

---

*) Später zog er sich, gekränkt dadurch daß man ihn den Hrn. von Alopeus gleichsam als Gehülfen zugesellte, nach Frankfurt zurück, wo er in einem ziemlich hohen Alter starb.

Frau von Troussel.

Der Artikel von Frau von Troussel würde einer der ausgedehntesten dieses Werkes seyn, wenn ich alle interessante Erinnerungen die mir ihr Name ins Gedächtniß zurückruft, anführen wollte: denn länger als zehn Jahre habe ich gewissermaßen nur mit ihr und ihrem Gemahle gelebt und alles was mir begegnete, berührte sie theils durch den Antheil den sie daran von selbst, theils geflissentlich nahm, mehr oder minder; allein da ich bereits in mehreren vorhergehenden Artikeln von dieser Dame sprach, so kann ich mich hier um so mehr kurz fassen, da ich ohnedem nicht alles zu erschöpfen gedenke.

Ich kannte Hrn. von Troussel, einen Franzosen von Geburt und Sohn eines Colonierichters der Refügiés in Berlin, bereits seit einiger Zeit, als sich derselbe vermählte. Wir waren besonders in dem Hause des Baron Kniphausen und des Hrn. von Marwitz, damaligen Commandeurs der Gensd'armen, miteinander bekannt geworden und ich kann sagen, Hr. von Troussel schenkte mir die schmeichelhafteste und aufmerksamste Gewogenheit. Eines Abends als ich mich allein bei ihm befand und wir vertraulich miteinander plauderten, eröffnete er mir unerwartet, daß er sich mit der Frau von Kleist vermählen würde. Diese Nachricht bestimmte mich sogleich im Geheim zu dem Entschlusse, ihn nicht mehr in seinem Hause zu besuchen, da ich den Glauben hegte, daß diese in den vornehmsten Hofcirkeln lebende Dame, diese Tochter eines Generals Schwerin und Nichte des Feldmarschalls gleiches Namens, die schon in ihrem dreizehnten Jahre zur Hofdame bei der verwittweten Königin ernannt worden war, die mit dem Prinzen Heinrich und Ferdinand gewissermaßen zusammen erzogen wurde, die von aller Welt als eine der schönsten Damen Berlins geschmeichelt und courtoisirt ward, die allgemein nur unter dem Namen der schönen

Schwerin oder auch der schönen Kleist bekannt war, und die durch ihre Anmuth, ihren Geist, ihre Geburt und ihre Verbindungen gleichsam ganz in dem Strome der großen Welt und deren Bewegung lebte: daß diese sage ich, sich nicht viel um die Gesellschaft eines einfachen Gelehrten kümmern würde.

Um so mehr überraschte es mich als ich nach Verlauf von ungefähr drei Monaten eine Einladung zu einem großen Mittagsmahle von ihr erhielt, wo ich zu meinem noch größeren Erstaunen, die mehrsten meiner gelehrten Collegen von der Akademie fand, und von ihr mit einer Zuvorkommenheit empfangen wurde, die ich nicht erwarten durfte.

Nach dem Essen, als Frau von Troussel uns den Caffee anbot, sagte sie mir mit einer bezaubernden Grazie: ich hätte ihrem Gemahl bisher so viele Freundschaft bezeigt, mich aber seit er sich mit ihr verbunden habe, zurückgezogen; sie hoffe indeß daß dies andere und nur zufällige Gründe hätte und daß ich fernerhin wie sonst fortfahren würde Hrn. v. Troussel zu besuchen und in ihr Haus zu kommen, wo sie mich gewiß stets mit wahrem Vergnügen sehen würde. Ich hielt es jetzt für meine Pflicht vier oder fünf Tage später, gegen Abend einen Besuch bei ihrem Gemahl abzustatten, wo ich sowohl von ihm als seiner Gattin mit der ausgezeichnetsten Güte empfangen und als ich mich nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde wieder entfernen wollte, auf das Dringendste gebeten wurde den Abend bei ihnen zu bleiben. Fr. v. Troussel fragte mich: ob ich vielleicht schon irgend wo anders engagirt wäre? und als ich ihr hierauf bemerkte, daß ich es mir zum Gesetz gemacht hätte eine Gattin, die meinetwegen Eltern, Vaterland, Geschwister und Freunde verlassen habe um mit mir im fernen Auslande zu leben, nicht einer traurigen Einsamkeit namentlich in den langen Winterabenden, zu überlassen, da kam sogleich am nächsten Morgen eine Visitenkarte von Fr. v. Troussel an meine Frau und zu-

gleich eine Einladung für uns Beide zu demselben Abend. So knüpfte sich eine Verbindung zwischen uns die eine Reihe Jahre in der größten Innigkeit bestand und, ich bin dies überzeugt, nur mit ebenso viel Schmerz von ihrer als unserer Seite zuletzt gelöst wurde.

In ihrer Jugend und bis zu ihrer zweiten Verheirathung, stand Fr. v. Troussel mehr in dem Ruf einer lebhaften und lebenslustigen, als strengen Dame, und es gab Personen welche behaupteten, sie habe bereits als Mädchen von dreizehn und vierzehn Jahren eine kleine Aventüre gehabt welche Aufsehn bei Hofe erregt und sie genöthigt hätte ihren Posten als Hofdame bei der Königin Mutter zu verlassen und sich zu ihrer Mutter zurückzuziehen. Sey dem wie ihm wolle, die schöne Schwerin vermählte sich bald darauf mit dem Hrn. von Kleist, der Canonicus in Brandenburg und ein liebenswürdiger Mann aber wenig begütert war. Dieser letztere Umstand zwang das junge Ehepaar in Brandenburg zu leben; allein Hr. von Kleist war ehrgeizig und seine Gemahlin nicht minder: beide sehnten sich sehr bald nach der Hauptstadt und dem Hofe zurück. Hr. v. Kleist stürzte sich in mehrere gewagte Unternehmungen um seine Glücksgüter zu vermehren; da der Erfolg jedoch durchaus nicht seinen Erwartungen entsprach, so sah er sich bald von seinen Gläubigern verfolgt und Fr. v. Kleist, die sich zum Theil mit ihrer Unterschrift verbürgt hatte, verlor ein Bedeutendes von ihrem eignen Vermögen. Jetzt wurde eine Scheidung eingeleitet; Hr. v. Kleist, der seine Präbende und alles was er besaß, aufopfern mußte, zog sich zu einigen seiner Verwandten nach Meklenburg zurück und überließ der von ihm getrennten Gattin, die Sorge für ihre gemeinschaftlichen Kinder, einen Sohn und eine Tochter.

Es ist hier der Ort um eine Anecdote mitzutheilen, die man Mühe haben wird zu glauben und die mir dennoch mehrmals von der nur zu gut von der Sache unterrichteten Fr. v. Troussel mitgetheilt wurde, die ich aber

hier nur deswegen wieder erzähle, um zu zeigen, wie weit der Aberglaube wohlerzogene und sonst ganz vernünftige Personen zu verleiten vermag, wenn Habsucht, Noth oder sonst eine Leidenschaft, sie antreiben. Hr. v. Kleist und mehrere andere Edelleute von Auszeichnung (darunter selbst einige Generale und andere in hohen Aemtern stehende Personen) waren mit einem Charlatan bekannt geworden der die Kunst zu besitzen behauptete, mit Hülfe des Teufels verborgene Schätze auffinden zu können. Man schloß ein Bündniß auf Ehrenwort untereinander, sich dieser herrlichen Kunst zu gemeinschaftlichem Vortheile zu bedienen und bezahlte nicht allein im Voraus dem Betrüger sein Geheimniß sehr reichlich, sondern versprach ihm auch einen gewissen Antheil an den zu findenden Reichthümern. Um zum Zweck zugelangen, gab es jetzt keine Albernheit die man nicht beging: alle möglichen Mummereien die man in den Erzählungen von Hexen und Zauberern findet, wurden gemacht und der Teufel auf alle mögliche Arten und zu allen Stunden der Nacht an den wüstesten und entlegensten Orten beschworen. Sein hartes Herz zu erweichen, wurden die größten und kostspieligsten Opfer gebracht und als alles nichts helfen und der zähe Satan nichts herausgeben wollte, da schritt man endlich zum letzten Mittel und brachte ihm einen schwarzen Bock zum Opfer, der kein einziges weißes Haar an seinem Körper hatte. Aber ein solcher Bock war schwer aufzutreiben; ganz Brandenburg, Meklenburg und die anstoßenden Länder wurden vergebens darnach durchforscht; man machte Reisen in's Ausland um diesen köstlichen Bock zu finden und war endlich so glücklich in einem Winkel von Litthauen ein solches Vieh zu entdecken. Die Freude war außerordentlich; der Bock wurde fast mit Gold aufgewogen und mit der größten Sorgfalt nach Brandenburg transportirt: nie bekam Bacchus auf seinem Altare ein vollkommeneres Thier dieser Art zum Opfer; allein so sorgsam das Opfer auch in Gegenwart aller Verbündeten gebracht wurde, so wenig man auch dabei die Lobeserhe-

bungen gegen den Geist der Finsterniß sparte, der Teufel blieb, sey es nun Bosheit oder Undankbarkeit, taub gegen alle Bitten und die Herren bekamen keine Schätze, sondern ruinirten sich durch das Unternehmen nur noch mehr.

Muß man nicht billig darüber erstaunen, daß Menschen von Stand und Erziehung, Menschen, die zum Theil Geist und Verdienst besaßen, solche Albernheiten begehen konnten? und daß dies unter der Regierung eines Königs wie Friedrich, eines Philosophen auf dem Throne, von Personen seines Hofes und seiner Umgebung geschah? und dennoch sieht man bei diesem philosophischen König, der den heiligen Commentar über die Eselshaut geschrieben hatte, einen Lamétrie, den Apostel des entschiedensten Materialismus, das Kreuz schlagen wenn es donnerte; Maupertuis, der nicht mehr an Gott glaubte als jener, alle Abende auf den Knien sein Gebet verrichten; d'Argens, der eben so entfernt von allen religiösen Ideen war, sich scheuen Platz an einer Tafel von dreizehn Personen zu nehmen und am ersten Freitage jedes Monats, als einem Schicksalstage, Briefe zu schreiben oder zu empfangen; die Prinzessin Amalie, Karten legen und sich wahrsagen lassen und den halben Hof ganz ernsthaft an die weiße Frau glauben, die mit ihrem langen Besen in einem Saale des Schlosses erscheinen und hier mit allen Kräften kehren soll, wenn ein Mitglied der königl. Familie dem Tode nahe ist!

Doch genug hiervon: als Hr. v. Kleist die Hoffnung verloren hatte durch Hülfe der Mächte der Unterwelt seine Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, fand bald darauf die Scheidung zwischen ihm und seiner Frau statt und nicht lange, so heirathete diese nun den Hrn. v. Troussel, der damals Obrist bei der Artillerie und eben so angesehen bei Hofe als in der Stadt und im Heere war, und ein jährliches Einkommen von ungefähr viertausend Thalern genoß.

Hier im Hause der Fr. v. Troussel, lernte ich nach und nach fast alle Damen des Hofes und die ausgezeichnetsten Männer des Landes kennen, und hier war es daß mir durch das Vertrauen welches man mir als Freund des Hauses schenkte, die Mehrzahl der Anecdoten und Charakterzüge bekannt wurden, welche damals die Gesellschaft beschäftigten. Zehn Jahre lebte ich hier beinahe täglich in diesem Hause mit dem ich durch die vollkommenste Freundschaft verbunden war, auf einem so vertrauten und innigen Fuß, daß eine später erfolgende Veruneinigung nicht anders als Aufsehn erregen konnte, und dies um so mehr that, da Fr. von Troussel aller meiner Sorgfalt ungeachtet die Sache nur noch auffallender zu machen suchte. Es ist übrigens hier der Ort die Gründe dieses Bruches, den ich bereits früher einigemal erwähnte, anzugeben und die Folgen eines Ereignisses zu schildern, das für mich eines der schmerzlichsten meines Lebens war.

Ich bemerkte, oder glaubte wenigstens zu bemerken, daß ein junger Fremder, Hr. von Maimieux, der sich später als Verfasser eines Werkes über Mnemonik bekannt machte und der damals einer Stütze bedurfte und diese in Fr. v. Troussel zu finden glaubte, dieser Dame zärtlichere Gefühle eingeflößt hatte als die des Wohlwollens, und da sehr bald mehrere andere Personen dieselbe Bemerkung machten, so begann ich nun zu überlegen, wie ich mich hierbei zu benehmen hatte.

An sich hätte mir die Sache ziemlich gleichgültig seyn können, allein zwei Beziehungen machten sie mir wichtig und bedenklich. Ich war alter Freund des Hauses und konnte nur mit Schmerz an die Folgen denken die ein solches Verhältniß herbeiführen mußte, da ich Hrn. v. Troussels ungeschwächte Leidenschaft für seine Gattin und zugleich auch sein Ehrgefühl und seine Hitze kannte. In Betreff meiner selbst fühlte ich dagegen daß es mir in keiner Hinsicht zukam, in irgend einer Art in eine solche Geschichte verwickelt zu werden und dennoch mußte ich dies um so

mehr befürchten, da ich seit einiger Zeit an der Dame die Absicht wahrnahm, sich meiner und meines Hauses als eines Deckmantels zu bedienen um diese Intrigue den Blicken ihres Gemahls und denen des Publicums zu entziehen. Ich hatte genügende Gründe um zu glauben daß man mir in Ermangelung eines anderen Auskunftsmittels, diese unwürdige Rolle zugedacht hatte und von diesem Augenblicke an stand der Entschluß bei mir fest, mich auf jeden Fall, jedoch wenn es möglich wäre, ohne Aufsehn und ohne Zerwürfniß, zurückzuziehen.

Mehrere Versuche die ich jetzt in dieser Hinsicht machte, gelangen aber nicht; Fr. v. Troussel schien mich zu errathen und den Nachtheil vorauszusehen der ihr aus meinem Rückzuge im Publicum entspringen konnte. Diese Fruchtlosigkeit zwang mich endlich mit Gefahr, für einige Zeit den Müßiggängern Stoff zur Unterhaltung zu geben, eine andere Parthie zu ergreifen: ich begann nach und nach das Haus in welchem ich so viele Jahre täglich aus und einging, seltener zu besuchen. Hr. v. Troussel fuhr demungeachtet fort mir nach wie vor seine ganze Freundschaft zu schenken, seine Gattin konnte jedoch ihren Verdruß nur mit Mühe unterdrücken. Endlich, nach einigen Wochen glaubte ich den Moment gekommen mich ganz zurückziehen zu können, als ein Billet von dem Prinzen Ferdinand mich zu einem Mittagsmahle mit der Nachricht nach Friedrichsfelde einlud, daß Hr. v. Troussel mich abholen und auf den Abend wieder zurückbringen würde. Kaum hatte ich diese Einladung erhalten, so erschien auch der Obrist bereits bei mir um mit mir die Stunde der Abfahrt zu besprechen und zugleich meine Frau zu bitten, den Nachmittag seiner Gemahlin Gesellschaft zu leisten und unsere Rückkehr von Friedrichsfelde in seinem Hause zu erwarten.

Dies geschah, als ich aber mit Hrn. v. Troussel zurückfuhr, bat ich ihn mir einen Augenblick Gehör zu schenken da ich ihm und seiner Gemahlin etwas mitzutheilen hätte was mir schon lange auf dem Herzen läge. „Niemand

kann Ihnen" sprach ich hierauf zu ihm, „inniger ergeben seyn als ich, allein ich habe heilige Pflichten zu erfüllen die ich nicht vernachlässigen darf: meine Kinder wachsen heran; es würde gewissenlos seyn wenn ich sie blos den Händen von Miethlingen überlassen wollte; erlauben Sie mir daher, daß ich in Zukunft Sie seltener des Abends besuchen und Ihnen nur monatlich ein oder zweimal meine Aufwartung machen darf." — Ich war tief ergriffen als ich dies sprach und der Ton meiner Stimme verrieth es ihm; auch antwortete er mir sogleich mit nachstehenden Worten: „Wir sind zu alte und vertraute Bekannte um uns gegen einander zu verbergen; ich gestehe Ihnen daher, daß ich, weit entfernt Ihren Entschluß zu tadeln, denselben bereits ahnte und seit Jahr und Tag darauf gefaßt war." Diese Antwort machte uns Beide zufrieden und wir ertheilten uns nun gegenseitig die innigsten und gewiß aufrichtigsten Versicherungen der Freundschaft.

Als wir bei ihm anlangten begann er sogleich zu seiner Frau: „Ich habe Dir Etwas mitzutheilen was Dir gewiß nicht weniger schmerzhaft seyn wird als mir, dessen Nothwendigkeit ich aber einsehe. Hr. Thiébault, entschlossen wie er es seyn muß, die Erziehung seiner Kinder zu leiten, wird uns hinführo nur ein oder ein paar Mal des Monats besuchen." Diese unvorhergesehene Nachricht überraschte die Dame sehr; sie wurde roth vor Verdruß und Aerger und hatte Mühe darauf zu erwiedern: ich sey Herr meines Thuns und Lassens und würde immer mit Vergnügen in ihrem Hause gesehen werden. Hiermit schieden wir nach den gebräuchlichen Complimenten.

Jetzt glaubte ich die Sache beendet; zu meinem Erstaunen erhielten wir aber wie gewöhnlich drei Tage nach einander die gewohnten Einladungen zum Abend, mit der Frage: „wenn der Wagen uns abholen sollte?" da ich jedoch jedes Mal nur die Antwort ertheilte: „wir könnten nicht die Ehre haben," so hörten diese Einladungen endlich auf. Eine Woche war auf diese Art vergangen als ich

es für schicklich hielt einmal hinzugehen. Ich wurde gut empfangen aber nun erfolgten abermals drei Tage nach einander Einladungen, die ich eben so ablehnte wie die früheren. Endlich sahen wir uns in Gesellschaft an einem dritten Ort und den Tag darauf empfing ich nachstehendes Billet von Fr. v. Troussel: „Mein Herr, wenn Sie nicht nach wie vor in meinem Hause aus und eingehen, so machen Sie sich darauf gefaßt in mir eine Feindin auf Leben und Tod zu sehen.“ Meine Antwort war eben so lakonisch wie diese Kriegserklärung; ich schrieb: „Madame, man beleidigt Niemand dadurch wenn man zu Hause bleibt und seine Pflicht erfüllt. Genehmigen Sie ꝛc.“ — Von diesem Augenblick an haben wir uns nicht wieder gesehen; nichts hat uns wieder genähert und wenn wir uns zufällig auf Spaziergängen trafen, so wandte Fr. v. Troussel das Gesicht weg.

Wie führte aber diese Entzweiung eine andere mit dem Prinzen Heinrich herbei? Hier ist der Schlüssel dazu.

Ein gewisser in Magdeburg lebender Hr. Dübignon, sandte mir einige Monate später einen Unbekannten, Namens von Belleville, zu, der ein Schiffscapitain und von dem Hrn. von Sartine verfolgt seyn sollte. Was dieser Herr von Belleville eigentlich in Berlin wollte, dazu konnte ich ihm nicht verhelfen; er wünschte eine Anstellung beim Seedepartement, über welches der Minister Görne zu bestimmen hatte; indeß ich wußte daß dieser Minister Hrn. und Fr. v. Troussel viele Verbindlichkeiten schuldig war, und daß Beide durch den Prinzen Heinrich wirken konnten. Dazu hörte ich, daß Belleville einen gewissen Leblanc auf Guadeloupe, genau kennen sollte, welcher sich eine Plantage zugeeignet hatte, die eigentlich dem Hrn. v. Troussel gehörte: .... so konnte vielleicht hier einer dem Anderen dienen und ich beschloß durch einen Dritten, meinen Collegen Borelly nämlich, diesen Belleville im Trousselschen Hause bekannt machen zu lassen, da ich ihn selbst nicht einzuführen vermochte.

Alles ordnete sich auf diese Art auf das Beste; Belleville wurde von Hrn. und Madame Troussel sehr gut empfangen; die Hoffnuug durch ihn von Leblanc in Guadeloupe einen Schadenersatz für die unrechtmäßig an sich gerissene Plantage zu erhalten, ließ Fr. v. Troussel alle Segel zum Besten des Fremden aufspannen und, während Belleville nach Westindien schrieb, bearbeitete sie theils den Hrn. von Görne selbst, theils im Namen des Prinzen Heinrich, durch den Hofmarschall von Wrech.

Plötzlich begann ich jedoch zu merken, daß dieser Belleville nur ein Avantürier seyn möchte; der Mensch erzählte mir eines Tages von seinen Reisen und behauptete dabei steif und fest, der St. Lorenzstrom ergösse sich in den Indus: ich erschrak und theilte sogleich Borelly meinen Verdacht mit. „Ich bin auch schon auf diesen Gedanken gekommen," erwiederte mir dieser, „und halte den Patron für nichts weiter als allenfalls einen gewesenen Schiffskoch, denn nur in dieser Kunst scheint er etwas zu verstehen, wie ich aus manchen Beispielen weiß." Jetzt eilte ich sogleich an Dübignon zu schreiben und ihn ernsthaft zu fragen: was es mit diesem Belleville eigentlich auf sich habe? wer mir aber nicht antwortete, das war Dübignon, und so mußten wir, Borelly und ich, der Zukunft die Enthüllung dieses Geheimnisses überlassen.

Um diese Zeit brach der Baiersche Erbfolgekrieg aus: Hr. v. Troussel erhielt das Commando der gesammten Artillerie des Heeres mit welchem Prinz Heinrich von Sachsen aus in Böhmen einfallen sollte. Ich hatte ihn in länger als Jahr und Tag nicht gesehen als ich ihn wenige Tage vor seinem Abgange von Berlin, auf der Straße traf: mit gewohnter alter Herzlichkeit und Freundschaft bezeigte er mir seine Zufriedenheit mich zu sehen und mit den rührendsten Beweisen von Anhänglichkeit nahm er mit feuchten Augen Abschied von mir. Der häusliche Kummer den er seit lange schon erduldete, hatten in ihm den Vorsatz erweckt, nicht wieder zurückzukehren: in Magdeburg an=

gekommen, wo er die Ausrüstung des Artillerietrains zu besorgen hatte, quartierte er sich in einem Gasthofe ein und schrieb hier nach Verlauf einiger Wochen, mehrere Briefe an den König, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, den General Saldern, Gouverneur von Magdeburg, und den Doctor Fritz in Berlin, in welches letztere Schreiben er ein anderes an seine Frau gerichtetes, einschloß; zu diesen Briefen fügte er aber noch einen offenen Zettel folgenden Inhalts, den er zugleich mit auf den Tisch legte: „Da ich weiß, daß manche Menschen sich scheuen ein Zimmer zu bewohnen, in welchem sich Jemand den Tod gab und ich meinen braven Wirthsleuten keinen Schaden bringen will, so werde ich unten im Vorhause meinem Daseyn ein Ziel setzen. Es ist mein Wille, daß man mich nicht entkleidet, meinen Körper nicht abwäscht und mich so wie ich bin, beerdigt; ferner, daß man mich den Tag über in eine Remise verschließt und erst gegen Abend, ohne alle Umstände begräbt, wo mich vier Soldaten, lediglich gefolgt von meinen beiden Domestiken, ohne weitern Pomp forttragen sollen. Auch wünsche ich, daß man mein Grab so tief als möglich macht.“

Nachdem er diese Briefe und diesen Zettel beendigt hatte, öffnete er das Fenster und fragte die Schildwache vor seiner Thüre: wie viel Uhr es sey? und als ihm der Soldat erwiedert hatte: es hätte eben Dreie geschlagen, da schloß er das Fenster wieder und wenige Minuten darauf fiel ein Schuß, durch welchen das ganze Haus in Allarm gesetzt wurde. Man fand den Hrn. v. Troussel sitzend in einer Ecke des Vorhauses, in der linken Hand noch eine geladene Pistole haltend, die andere im Munde: zwei Kugeln waren ihm durch das Gehirn und oben zum Hirnschädel wieder herausgegangen.

Ueber die Gründe welche diesen braven Mann zu dieser That bestimmten, war man nicht einig; die Mehrsten schrieben sie seinem häuslichen Unglück und der Weigerung des Königs zu, sich scheiden lassen zu dürfen. „Ihre Frau,“

soll der König zu ihm gesagt haben, als ihm Hr. v. Troussel diese Bitte vortrug, „ist von zu guter Familie als daß ich hierein willigen könnte: Sie haben sie einmal genommen, sehen Sie zu wie Sie mit ihr durchkommen.“ — Andere sagen: die Verwechselung eines Briefes den er an den Prinzen Heinrich geschrieben und in welchem er sich in heftigen Ausdrücken bitter über den König beklagt habe, sey die Veranlassung gewesen indem durch Versehen dieser Brief von ihm an den König selbst statt einem anderen adressirt worden sey. . . . Ich führe hier diese beiden Muthmaßungen an, doch kann ich meiner Ueberzeugung nach, nur der ersteren Glauben schenken, um somehr, da er bereits, wie ich später vernahm, Berlin mit dem Entschlusse verließ, sich den Tod zu geben und sich dies ziemlich deutlich gegen seinen Freund den Minister Derschau merken ließ.

Man kann leicht denken wie groß die Bestürzung der Fr. v. Troussel war als sie diese Nachricht erfuhr; allein immer umsichtig und aufmerksam auf alles was sie betraf, säumte sie dennoch nicht sogleich das Möglichste zu thun um alle näheren Umstände des Todes ihres Gemahls zu erfahren, und da sie sich hierbei des Hrn. Dübignon erinnerte der, wie sie wußte, täglich mit ihrem Gemahl in Magdeburg zusammen gekommen war, so trug sie Borelly auf, diesen Landsmann zu bitten, auf ein oder ein paar Tage zu ihr nach Berlin zu kommen. So wie ich dies vernahm schrieb ich ebenfalls an Dübignon und bat ihn dringend, in diesem Falle sogleich bei seiner Ankunft in Berlin und ehe er noch zu Fr. v. Troussel ginge, bei mir vorzusprechen. Einige Tage später langte auch Dübignon in dem Augenblicke bei Hrn. Borelly an, als meine Frau bei dessen Gattin zum Besuch war: er hielt sich hier wohl eine halbe Stunde auf und ging dann, trotz der Erinnerung meiner Frau, doch erst zu mir zu kommen, mit Borelly zu Fr. v. Troussel.

Nachdem er hier dieser Dame so kurz als möglich die gewünschten Aufklärungen über ihren Gemahl gegeben

hatte, begann er, sich selbst unterbrechend, zu sagen: „Madame, es ist durchaus nöthig daß ich Sie darauf aufmerksam mache einen Menschen aus Ihrer Gesellschaft zu verweisen, der nichts als ein Betrüger und Beutelschneider ist." — „Und wer ist dies?" erwiederte sie voll Erstaunen. — „Der sogenannte Hr. v. Belleville, ein ächter Spitzbube der in Sachsen silberne Löffel stahl und seines Zeichens nichts als ein davon gelaufener Bedienter ist." — Borelly fühlte sich nicht sowohl durch diese Nachricht als durch die Art wie sie ertheilt wurde, überrascht. „Sie haben ihn mir vorgestellt," sprach Fr. v. Troussel jetzt zu ihm, „indem Sie mir versicherten, er sey Ihnen von einem Freunde empfohlen worden; wer war dieser Freund?" — „Hr. Thiébault." — „Abscheulich! also Thiébault wollte mir diesen Streich spielen und mich, und selbst den Prinzen Heinrich, compromittiren?" — „Hr. Thiébault kannte ihn nicht und hat ihn blos auf dieses Hrn. Dübignon Empfehlung mir wieder empfohlen." — „Ich hätte ihn empfohlen?" fiel Dübignon ein. — „Allerdings; Sie gaben ihm Empfehlungsbriefe an meinen Collegen mit." — „Ach was bedeuten die! dergleichen giebt man einem Jeden." — „Nicht also mein Herr; Sie empfahlen ihn dringend als einen verdienten Seeofficier und einen Ihnen genau bekannten Mann. Als mein College und ich später einigen Verdacht in Betreff dieses Menschen faßten, da schrieb Ihnen Hr. Thiébault, Sie aber antworteten nicht." — „Daraus hätte er sehen sollen, daß ich ihm nicht riethe sich weiter mit diesem Menschen zu befassen." — „Eine seltsame Art dies anzudeuten und die Schuld von sich zu wälzen." — Hr. Dübignon wußte nichts weiter hierauf zu erwiedern und schwieg; Fr. v. Troussel aber, überzeugt daß ich ihr einen Possen hatte spielen wollen und voll Begierde nach Rache, eilte das Ganze dem Prinzen Heinrich unter den gehässigsten Farben vorzustellen und so diesen Fürsten gegen mich einzunehmen.

Das Nothwendigste war übrigens jetzt, den Betrüger auf eine gute Art aus Berlin fortzuschaffen und der Graf von Lendorf fand das Mittel hierzu: man gab dem Hrn. v. Belleville Empfehlungsschreiben nach Warschau die eben so aufrichtig gemeint waren wie die von Dübignon, steckte ihm noch etwas Reisegeld in die Hand und in ein paar Tagen hatte Berlin einen Schuft weniger in seinen Mauern und Warschau einen mehr.

Da Fr. v. Troussel nach dem Tode ihres Gemahls nur noch ihr eignes, nicht besonders großes Vermögen besaß, so sah sie sich genöthigt ihre Ausgaben einzuschränken und den Kreis um sich her zu verengen. Ein oder anderthalb Jahre nach dem Hinscheiden ihres Gemahls starb sie sehr plötzlich und mit ihr Dübignons auf sie gebaute eitle Hoffnungen, der sich geschmeichelt hatte durch sie eine glänzende Carriére am Hofe des Prinzen Heinrich zu machen und dieserhalb suchte, mich aus dem Wege zu schaffen.

Reisende.

Indem ich mir vornehme von den Reisenden zu sprechen die während meines Aufenthalts nach Berlin kamen und die ich Gelegenheit hatte kennen zu lernen, darf ich wohl nicht erst bemerken, daß ich mich dabei blos auf die merkwürdigsten beschränken werde.

Im J. 1767 machte der Herzog von Larochefoucauld eine Reise durch den Norden Europas. Sein Zweck dabei war, seine mineralogischen Kenntnisse zu vermehren und Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten Gelehrten zu machen. Nachdem er einige Zeit in Schweden gelebt hatte, kam er nach Berlin wo er ungefähr einen Monat blieb und bei den französischen Gesandten, Hrn. de Guines wohnte,

der mich ihm vorstellte und mich ersuchte, ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen und zu mehreren Gelehrten zu führen. Mein erster Gang mit ihm war zu dem Hrn. Gleditsch, einem berühmten Naturforscher, welcher dem Herzog die Freude machte ihn ein Stückchen von einem äußerst seltenen, damals seit Kurzem erst entdeckten, Metalle mitzutheilen. Da dies Geschenk in den Augen des Herzogs einen außerordentlichen Werth hatte, so befragte er mich: wodurch er wohl Hrn. Gleditsch seine Dankbarkeit beweisen könne. Meine Antwort war eine Darlegung der großen Dürftigkeit in welcher sich dieser ausgezeichnete Gelehrte befand, worauf der Herzog bei seinem letzten Besuche bei demselben, eine Rolle Louisdore auf dessen Schreibtisch zurückließ.

Man hat oft die Vorliebe Friedrichs des Großen für den Adel getadelt; es ist hier der Ort Einiges darüber zu sagen und zu zeigen, was dieser König eigentlich unter Adel verstand. Ein adliges Haus welches im Preußischen schöne Güter besaß, starb aus und hinterließ nur einige Collateralerben von einem in Frankreich ansässigen Zweige dieser Familie. Die Güter wären eigentlich den Rechten nach der Krone verfallen gewesen, doch der König dachte so uneigennützig dieselben jenen Verwandten nicht entziehen zu wollen. Es wurde dieserhalb nach Frankreich geschrieben und bald erschienen ein paar junge Leute von jener Familie, denen unter der Bedingung, daß ihre übrigen Verwandten allen Ansprüchen an die erledigten Güter entsagten, diese Lehen übertragen werden sollten. König Friedrich war neugierig die beiden jungen Menschen zu sehen; sie wurden ihm vorgestellt und zu seinem Erstaunen fand er sie ganz ungemein schlecht unterrichtet. Noch denselben Abend mußte ich bei ihm erscheinen. „Sagen Sie mir Professor,“ begann er sowie ich eintrat, „was ist das jetzt bei Ihnen in Frankreich? Woher kömmt diese entsetzliche Vernachlässigung der Erziehung unter Ihrem Adel? Ist es vielleicht eine Folge Ihres vortrefflichen Lawschen Systems, das man

bei Ihnen in den höheren Ständen nicht mehr glaubt es nöthig zu haben etwas zu lernen? Mir sind diese Fälle von Unwissenheit bei Ihrem jungen Adel schon mehrmals vorgekommen: wie ist es aber möglich daß Ihre Regierung diese Sache nicht besser in's Auge faßt? Was denkt man sich überhaupt unter Adel? Ist es das Wort von was den Edelmann macht oder der Glaube an eine immer sehr problematische Abstammung? Der Adel, mein Herr, ist nichts anderes als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig bei Personen aus guten Familien, die einer sorgsameren Erziehung als Andere genießen können, voraussetzen darf; ist dies nicht da, so ist er nichts, gar nichts, ohne allen Werth und ein Unkraut statt etwas Nützliches zu seyn."

Ich konnte hierauf nichts Anderes erwiedern, als daß ich, um die Ehre meines Vaterlandes zu retten, Fälle dieser Art von Unwissenheit als Ausnahmen geltend zu machen und darzulegen suchte, daß wenigstens die Beschaffenheit der Unterrichtsanstalten nicht an einer Sache schuld wären, die der König bereits mehrmals bemerkt haben wollte, und wozu Laws System allerdings das Seinige dadurch mochte beigetragen haben, daß sich eine Menge Familien in den Strudel verderblicher Speculationen stürzten und hierdurch moralisch und ökonomisch zu Grunde gingen.

Um 1766 kam Hr. von Conflans nach Berlin; er trug die Uniform eines Husaren, schleppte überall einen langen Sarras hinter sich her und hatte dabei eine nicht minder lange Pfeife im Munde. Da sein Vater, der Marschall d'Armentières, während des siebenjährigen Krieges in Westphalen die preußischen Unterthanen und Gefangenen mit Menschlichkeit und Milde behandelt hatte, so nahm Friedrich den Sohn mit Güte auf und erlaubte ihm, ihn

überall bei seinen Revüen zu begleiten, wobei er zugleich seinen Generalen befahl, dem Fremden mit vorzüglicher Berücksichtigung zu begegnen. Während einer Musterung die in Schlesien stattfand und der Hr. von Conflans ebenfalls beiwohnte, war man bei einem Soupér welches ein dortiger General gab und wo der Champagner nicht gespart wurde, sehr lustig; plötzlich wandte sich General Seydlitz mit der Frage an Hrn. von Conflans: „Sagen Sie mir doch, ob Sie mit Ihren Normannischen Pferden zufrieden sind?" — „Sehr mein Herr," erwiederte dieser; „sie sind wenn man sie gut auszuwählen weiß, meiner Ansicht nach die besten Cavalleriepferde in Europa." — „Dennoch," fuhr Seydlitz fort, „schienen sie mir während des siebenjährigen Krieges einen bedeutenden Fehler gehabt zu haben." — „Und welchen?" — „Sie wollten niemals in Deutschland vorwärts gehen." — „Wirklich? Indeß mein Herr General, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich während des ganzen Krieges nur zwei Pferde von normännischer Raçe ritt und daß ich wenigstens kein deutsches Pferd fand, was nicht vor ihnen zurückgewichen wäre. Sollte Ihnen dies auffallend erscheinen, so bin ich bereit jeden Augenblick den Beweis zu geben." — General Seydlitz, der die Gesinnungen des Königs in Betreff des Hrn. v. Conflans kannte, glaubte nicht weiter in dieser Sache gehen zu dürfen und suchte das Ganze in einen Scherz umzugestalten, worauf denn auch Conflans zufrieden war und Beide von da an rechte gute Freunde wurden.

Um diesen Mann, dessen Bravour keinen Zweifel litt, näher zu schildern, will ich hier noch eine Anecdote mittheilen die während des siebenjährigen Krieges vorfiel. Wie gewöhnlich bei der Avantgarde, sollte Hr. v. Conflans von einem reichen Kloster in Westphalen eine Contribution erheben. Sowie er sich mit seinen Truppen der Abtei näherte, kam ihm eine Deputation von Mönchen entgegen die ihm eine sehr schön geschriebene lateinische Bitt-

schrift übergab, in welcher um Nachlaß der Kriegssteuer gefleht wurde. Conflans verstand nur wenige Worte Lateinisch, begriff aber sehr bald was man wollte, und schrieb, ohne seinen Marsch aufzuhalten, sogleich im Sattel sitzend, an den Rand der Bittschrift mit Bleistift: „Si non payatis, rasibus vostras abbatias." Die Mönche verstanden dies köstliche Latein vollkommen und zahlten ohne weitere Umstände.

Auch der Herzog von Biron, damals Herzog von Lauzun, kam um jene Zeit nach Berlin. Ich lernte ihn kennen und erblickte damals nur einen Weltmann und Libertin in ihm. Sein späteres trauriges Ende ist bekannt. Der Marquis von Bouillé, ein ernster, schweigsamer Mann, schien politischer Angelegenheiten wegen nach Preußens Hauptstadt gekommen zu seyn; wenigstens sah ihn der König mehrere Male allein, ohne seiner weiter im Gespräche zu gedenken.

Die Reise welche Diderot nach Rußland machte, ist bekannt, und obschon derselbe weder auf dem Hin- noch Zurückwege aus einer wahrhaft albernen Affectation, Berlin berührte und hierdurch nothwendig den König beleidigte, der den Grund dieses Benehmens durchblickte und nicht ermangelte sich in mancher beißenden Bemerkung über den großen Philosophen auszusprechen, so kann ich doch nicht umhin dieser Reise hier wegen eines Vorfalls zu gedenken, der Diderot in Petersburg begegnete, und seiner Eitelkeit einen herben Streich versetzte. Anfangs schien der Kaiserin der Eifer, die Kühnheit und die Beredsamkeit mit welcher Diderot die Grundsätze des Atheismus öffentlich predigte, Unterhaltung zu gewähren, bald stellten ihr aber einige ältere Mitglieder ihres Conseils das Nachtheilige vor, welches solche Lehren auf die Jugend eines noch ziemlich ungebildeten und rohen Adels haben müßten, und sie sah ein, daß es gut seyn würde Diderot auf irgend eine Art zum

Schweigen zu bringen. Da sie sich jedoch nicht selbst in diese Sache mischen wollte so überließ sie das Wie? jenen Herrn und in der That, gelang es diesen auf eine belustigende Art, ihren Zweck zu erreichen. Man sagte Diderot daß ein russischer Philosoph, ein großer Mathematiker und Mitglied der Akademie, sich erboten hätte, ihm mathematisch und im Beiseyn des ganzen Hofes, das Daseyn Gottes zu beweisen. Natürlich verfehlte Diderot nicht auf die Sache einzugehen und Tag und Stunde wurden bestimmt. In Gegenwart des ganzen Hofes, vorzüglich der jungen Hofleute, trat hierauf der angebliche russische Philosoph sehr ernsthaft auf seinen Gegner zu und sprach: „Mein Herr $\frac{a+bn}{z} = X$; folglich: Gott ist. Antworten Sie hierauf."

Ueberrascht und verblüfft zugleich, wollte Diderot das Nichtssagende dieses Beweises darlegen, aber das spöttische Lächeln auf den Gesichtern umher, brachte ihn außer Fassung und erfüllte ihn mit einem solchen Aerger, um so mehr da er das Absichtliche dieser Mystification selbst von Seiten der Kaiserin einsehen mußte, daß er von diesem Augenblick an den Entschluß faßte Rußland wieder zu verlassen. Ihrem Versprechen getreu, sorgte Katharine nicht allein eben so für seine Rückreise als für seinen Hinweg, sondern ließ ihm auch außerdem noch funfzigtausend Franken auszahlen.

Diese Reise von Diderot nach Rußland, erinnert mich an ein paar andere, die gleichfalls nach diesem Lande unternommen wurden, im Ganzen aber nicht besser ausfielen. Die Kaiserin, welche es liebte berühmten Männern zu schmeicheln, da sie wohl wußte daß hierdurch ihr Ruf selbst gehoben wurde, hatte den Hrn. von Büffon gebeten, ihr seine Büste zu schicken, und dieser glaubte nichts Besseres thun zu können als dieselbe durch seinen Sohn überbringen zu lassen. Die Folge hiervon war jedoch, daß man am russischen Hofe sehr bald die beißende Bemerkung machte: „von

den beiden Exemplaren welche Hr. von Büffon von seinem Ebenbilde gesendet, sey das von Marmor jedenfalls das beste." Der junge Büffon hielt sich bei seiner Rückkehr einige Tage in Berlin auf, wo er jedoch eben so wenig Sensation als in Petersburg machte.

Der zweite Reisende von dem ich hier sprechen will war Hr. von Rivière, der Verfasser des Werkes: „de l'ordre naturel et essentiel des sociétés," ein Mann von Geist und äußerst angenehm im Umgange. Fürst Galizin, russischer Minister in Paris, hatte ihn kennen lernen und ihn seiner Kaiserin empfohlen, die sich damals, nach dem Beispiele des großen Friedrich, damit beschäftigte, ihren Ländern ein neues Gesetzbuch zu geben und in Hrn. von Rivière den Mann gefunden zu haben glaubte, um das Ganze, bevor sie es den nach Moskau zusammenberufenen Deputirten der verschiedenen Provinzen ihres Reiches übergäbe, durchzusehen. Hr. von Rivière wurde demnach von ihr nach Petersburg berufen, da sich derselbe jedoch weder von seiner Frau noch von einer Freundin mit welcher er in sehr inniger Verbindung stand, zu trennen vermochte, so wurde seine Reise hierdurch dermaßen verzögert, indem die Damen sich überall aufhalten und alles besichtigen wollten, daß er sieben Tage nach der Abreise der Kaiserin nach Moskau, in Petersburg eintraf. Katharine hatte die Versammlung in Moskau nicht länger verschieben können und es läßt sich denken, daß dieses Zögern des Hrn. von Rivière ihr äußerst unangenehm war und sie gegen ihn einnahm. In der That hatte sie auch keine Befehle hinterlassen, daß er ihr folgen sollte und so mußte er in Petersburg zurückbleiben. Das Unglück zu vermehren, hatten seine beiden Damen hier noch auf einem Maskenball ein unangenehmes Abenteuer und der Lärm welchen sie darüber erhoben, trug nicht dazu bei die Zahl von Hrn. von Rivière's Freunden zu vermehren. Endlich kam die Kaiserin, die ihren Codex undurchgesehen hatte übergeben müssen, nach

Petersburg zurück, allein auch dies half der Unbehaglichkeit von Hrn. von Rivière's Lage nicht ab, der sich nun entschloß nach Frankreich zurückzukehren. Jetzt erst gelang es ihm eine Unterredung, die einzige welche er mit Katharine hatte, zu erhalten, doch muß man gestehen daß hierbei der Vortheil ganz auf seiner Seite war. „Mein Herr," begann die Kaiserin, „können Sie mir wohl die besten Mittel angeben um einen Staat gut zu regieren?" — „Es giebt nur eines, Ew. Maj.," erwiederte Rivière, „und das ist gerecht zu seyn; mit anderen Worten: die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Gesetze ausführen zu lassen." — „Aber auf welcher Grundlage müssen die Gesetze eines Landes ruhen?" — „Auf der einzigen welche Dauer hat: auf der Natur der Dinge und Menschen." — „Gut; wenn man jedoch einem Volke Gesetze geben will, nach welchen Regeln findet man die besten für dasselbe auf?" — „Gesetze zu geben oder zu entwerfen, Ew. Maj., ist eine Aufgabe die Gott keinem Menschen übertragen hat. Wo wäre auch der Mensch der Wesen die er so wenig zu würdigen und zu durchblicken vermag, Gesetze zu geben wagen dürfte? Wo ist das Recht, Anderen Gesetze vorschreiben zu wollen, deren Freiheit Gott nicht in seine Hand legte?" — „Worauf führen Sie denn aber die Wissenschaft der Regierung zurück?" — „Darauf daß man die Gesetze welche Gott selbst unverkennbar in die Natur und Organisation des Menschen legte, genau studirt und zu erkennen sucht. Wer weiter geht, handelt unrecht und schadet statt zu nützen." — „Mein Herr, es ist mir sehr angenehm gewesen Sie zu sehen und ich wünsche Ihnen wohl zu leben." — Hiermit endete sich diese Unterredung; man zahlte Hrn. von Rivière die Summe aus über welche man mit ihm in Paris übereingekommen war und dieser kehrte nun über Berlin, wo ihn Prinz Heinrich mit vieler Güte aufnahm und sich von allem was in Petersburg vorgefallen war, genau unterrichtete, nach

Frankreich zurück. Ich hatte mehrmals Gelegenheit Hrn. von Rivière bei dem Prinzen zu sehen und erstaunte über die Kühnheit und Offenheit mit welcher er sich über den russischen Hof aussprach.

Kurz vor der ersten Erscheinung von Raynals: „Histoire philosophique du commerce des Européens dans les Indes,“ hatten wir in Berlin ein literarisches Journal begonnen, welches dem Könige gewidmet und von diesem sehr beifällig aufgenommen wurde. Meine Collegen Castillon Vater und Sohn, Toussaint, Sulzer, Merian, Beausobre u. A. drangen in mich, Raynals Werk in demselben zu besprechen: ich widersetzte mich, aber es half nichts, ich mußte nachgeben. Der König hatte das Buch von Raynal gelesen; alle Tage sprach er mit außerordentlichem Lobe davon, bis er an eine Stelle kam, wo es in Bezug auf ihn hieß: „O Friedrich! Du warst ein großer Krieger 2c..... sey mehr... aber Du hast Deine Münze Juden, und Deine Finanzen fremden Betrügern übergeben 2c. Von diesem Augenblicke an sagte Friedrich nicht ein Wort mehr von der histoire philosophique und es war ihm unangenehm wenn man davon sprach. Dies war der Grund warum ich so schwer daran ging das Werk in unserer Zeitschrift zu besprechen; auch rechtfertigte der Erfolg meine Weigerung. Kaum hatte der König den Artikel über den 1sten Band von Raynals Geschichte erblickt, so schrieb er der Akademie: „man möchte mehr Sorgfalt auf die Redaction des Journals wenden, damit die Ehre seiner Akademie nicht compromittirt würde.“ Jetzt sahen die Andern ein daß ich Recht hatte; die folgenden Bände wurden nicht erwähnt und Friedrich bezeigte sich hinfort sehr zufrieden mit unserer Zeitschrift.

Während uns aber die histoire philosophique in Berlin diesen kleinen Kummer verursachte, machte sie ihrem Verfasser in Frankreich noch weit größere Sorge: das Parlament von Paris wurde böse und die Geistlichkeit brach

in ein so lautes Geschrei aus, daß Raynal sich nicht mehr für sicher hielt und mit einem Engländer, der ihn unterwegs frei halten mußte und dem er dafür seinen Schutz in Berlin zusagte, nach Deutschland entwich. Vorläufig kam der Abbé Raynal jedoch nur bis Gotha, wo er die Fürstin Aschkoff fand, an die er sich hier, unbekümmert um seinen Reisegefährten, schloß, und die ihn um so zuvorkommender aufnahm, da sie ebenfalls Ursache zu haben glaubte sich über die Pariser beklagen zu müssen. Diese Dame, groß und stark wie ein Mann und nichts weniger als schön, war nämlich eines Tages im Garten der Tuilerien mit weiten Schritten umherspaziert und hatte sich dann auf eine Bank daselbst niedergelassen. Einige Vorübergehende hatten sie erkannt und ausgerufen: „Das ist die Russin die Schuld an Peter III. Ermordung ist!“ Man kann leicht denken daß dieses Wort schnell vom Munde zu Munde lief und eine Menge Neugierige herbeizog von denen sie nun von oben bis unten betrachtet wurde. Ein Weilchen hielt die Fürstin dies aus, als sich das Gedränge aber immer vergrößerte, da stand sie auf und trat auf einen Ludwigsritter, der ihr ganz nahe war, mit der Frage zu: „Warum bewundert man mich denn so sehr?“ — „Ich bitte um Entschuldigung, Madame,“ erwiederte dieser trocken, „man bewundert Sie nicht, sondern man betrachtet Sie nur.“ Diese beißende Antwort empörte die Dame; sie drängte sich schnell durch den Haufen, eilte nach ihrer Wohnung zurück und reiste noch in derselben Stunde von Paris ab.

In Berlin mit seiner neuen Beschützerin angekommen, lernte ich hier den Abbé Raynal bei dem Fürsten Dolgorucki kennen, der nicht umhin gekonnt hatte die Fürstin Aschkoff nebst deren Sohn und Reisegefährten, zur Tafel zu bitten. Raynal verfehlte nicht bei dieser Gelegenheit sich wie gewöhnlich ein sehr wichtiges Ansehn zu geben und uns Akademiker aufzufordern, auf die von ihm aufgestellte Preisfrage: „ob die Entdeckung von Amerika Europa

Nutzen oder Schaden gebracht hätte?" zu concurriren; da wir jedoch sämmtlich hierauf nichts oder nur mit wenigen Worten erwiederten, so schwieg er bald hiervon und begann dagegen der Fürstin Aschkoff in ihren allerdings mitunter sehr seltsamen Behauptungen, zu widersprechen. Er war jetzt in Berlin und glaubte nun nicht mehr nöthig zu haben dieser Dame wie bisher zu schmeicheln.

Um seinen Charakter in dieser Art kennen zu lernen, wird es hinreichen wenn ich sage, daß er, der in seinem Werke Friedrich dem Großen den Vorwurf gemacht hatte die Verwaltung seiner Finanzen ausländischen Betrügern übergeben zu haben, von dem Augenblicke seiner Ankunft in Berlin an nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als sich um die Gunst und Gewogenheit des Hrn. Delaunay de Lahaye zu bewerben, der wie bekannt an der Spitze dieser sogenannten ausländischen Betrüger stand, dennoch aber großmüthig genug war den Hrn. Abbé mit vieler Artigkeit in seinem Hause aufzunehmen.

Schon nach zwei Tagen fanden wir ihn hier an der Tafel. Der Hr. Abbé unterhielt uns diesmal nicht von seiner Preisfrage in Betreff von Amerika, sondern von seinem Wunsche, eine Wohnung bei einem von uns zu finden, versteht sich zu dem möglichst billigen Preise oder, wenn es seyn könnte, ganz umsonst. Zwar war er bereits so glücklich gewesen an dem ehrlichen Buchhändler Samuel Pitra einen Mann zu finden der ihn in sein Haus und an seinen Tisch nahm, allein so angenehm es ihm auch war hier gleichsam auf Regimentskosten leben zu können, so sah er doch wohl, daß dies auf die Länge nicht gehen würde. Zuerst wandte er sich an Hrn. Morel, dann an Hrn. Sapt, dann an mich und zuletzt so ziemlich an alle Andere in der Gesellschaft, aber wir Alle wußten uns aus der Schlinge zu ziehen und nur der ehrliche Bildhauer Tassaert, dessen ich bereits gedachte, blieb allein übrig und war gutmüthig genug den Wunsch des philosophischen Hrn. Abbé zu erfüllen, der sogleich den andern Tag bei ihm einzog, Besitz

von drei Zimmern nahm, es sich an Tassaerts Tisch wohlseyn ließ und diesen überdem noch dahin zu bringen wußte, daß er nicht allein seine Büste in Marmor ausarbeitete, welche später auf einer Insel des Zürcher Sees aufgestellt, und einen Theil von dem Monument ausmachen sollte welches Raynal Wilhelm Tell daselbst errichten wollte, sondern auch noch mehrere Abdrücke in Gyps für dessen Verwandte davon verfertigte. Alles dies that der ehrliche Tassaert; er gab nicht allein seine Arbeit, den Marmor und den Gyps ohne Ersatz her, sondern mußte zuletzt auch noch die Kosten der Emballage und Fortschaffung tragen. Um indeß seinem Wirthe seine Dankbarkeit für alles dies zu bezeigen, faßte Hr. Raynal den Entschluß, demselben einen neuen Flügel an sein Haus anbauen zu lassen. Ein Plan dazu wurde entworfen, mit Maurer und Zimmermeister akkordirt, schon sollte das Werk beginnen, aber Hr. Raynal mußte jetzt nach der Schweiz um seine Büste und Tells Denkmal aufzustellen, und Tassaert sollte nun einstweilen die Auslagen machen, so daß alles fertig wäre, wenn der Philosoph zurückkehrte. Tassaert, der ihn nach und nach angefangen hatte zu durchblicken, merkte aber die Falle und ließ sich auf nichts ein, und der Hr. Abbé reiste demnach ohne dies Denkmal seiner Dankbarkeit zu errichten, ab, und ließ nichts weiter von sich in Berlin hören, während Tassaert, mit diesem projectirten Bau von ihm in's Gerede gebracht, ihn fortwährend als einen Fanfaron und Gascogner verwünschte, so oft man nur seinen Namen nannte.

Als Raynal bei Tassaert eingezogen war, ließ er es seine erste Sorge seyn überall auszubreiten, wie vortrefflich er wohne; auch gab er zwei Mal große Dejeuners bei deren einem die Prinzessin Ferdinand ihn mit ihrer Gegenwart beehrte und ihn hierauf bat, einige Zeit nach Friedrichsfelde zu kommen. Es läßt sich denken daß der Abbé nicht verfehlte sich einzustellen und daß er auch hier wie überall, sich des großen Wortes bemächtigte und die Gesellschaft mit seinen endlosen Anecdoten ermüdete. Einige Tage hielt

dies die gutmüthige Fürstin aus, da aber Raynal täglich fortfuhr sie und ihren Hof mit seinen verwünschten Erzählungen zu quälen, so ersann sie endlich ein Rettungsmittel. „Wissen Sie wohl, mein lieber Abbé," sprach sie eines Tages, „daß man Ihnen hier einen bösen Streich spielt?" — „Mir Ew. königl. Hoheit? Wie das?" — „Mein Kammerherr, der Graf von Neal, den Sie hier sehen, hat es sich in den Kopf gesetzt alle die unterhaltenden Anecdoten die Sie die Güte haben uns täglich mitzutheilen, sogleich zu Papiere zu bringen und seinem Tagebuche einzuverleiben. Er sagte mir dies selbst und auf meine Bemerkung, daß ihm dies viel Mühe machen würde, gab er mir zur Antwort: dies sey nur die ersten Tage der Fall gewesen, denn später habe er häufig nur das Datum nebst der Nummer und der Bemerkung: bis, tres etc. notiren dürfen, um sein Tagebuch vollständig zu erhalten." — Der Abbé zog ein gewaltiges Gesicht bei dieser bitteren Persiflage und fand bald einen scheinbaren Vorwand um nach Berlin zu seinem Freund Tassert zurückkehren zu können.

Sein ganzes Streben ging jetzt dahin, den König zu sprechen und die Mühe welche er sich dieserhalb gab, war wahrhaft groß; dennoch wollte es ihm durchaus nicht gelingen und obschon mehrere am Hofe, und selbst von der königl. Familie, mit dem Monarchen über ihn sprachen, so äußerte Friedrich doch nie das Verlangen ihn zu sehen und kam mehrmals nach Berlin ohne ihn zu sich rufen zu lassen. Endlich griff der Abbé in seiner Verzweiflung über diese Nichtbeachtung, auf den Rath seiner Freunde, zu dem letzten Mittel: er reiste nach Potsdam, denn da, hieß es, werden Sie dem Könige auf den täglichen Rapports gemeldet und wenn er Sie da nicht zu sich rufen läßt, dann können Sie überzeugt seyn daß er Sie nicht sprechen will. Unter großem Herzklopfen langte Raynal in Potsdam an und — wurde wirklich zum König gerufen. „Setzen wir uns," sprach Friedrich zu ihm; „wir sind Beide alt. Es ist schon lange her daß ich Sie dem Namen nach kenne; ich las

vor vielen Jahren Ihre Geschichte des englischen Parlaments und des Stadthouderats." — „Sire," entgegnete der Abbé, ich habe seitdem wichtigere Sachen geschrieben. . . ." — „Ich kenne sie nicht," fiel der König lebhaft und mit einem Tone ein, der Raynal deutlich zeigte, der König wolle von diesen Sachen nichts wissen, und mochte sich der Abbé auch drehen und wenden wie er wollte, es blieb dabei, man sprach von nichts als jenen beiden Werken. Dies war die einzige Rache die sich Friedrich wegen jener obenangeführten Stelle: „O Friedrich!" ꝛc. erlaubte. Später wurde Raynal noch einmal zum König gerufen aber auch diesmal ging es ihm nicht besser und wie bekannt, so schrieb Friedrich bald darauf an d'Alembert: „Ich habe Ihren Abbé Raynal gesehen; er ist ein großer Schwätzer."

Diese beiden Unterredungen waren die einzigen welche der Abbé erhielt und dennoch war er so kühn bei seiner Rückkehr nach Frankreich zu sagen: „Ich sah den König von Preußen alle Tage und wurde von ihm über die geheimsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen."

Wie sich dieser Mann während der Revolution benahm, ist bekannt; mit vollem Recht kann man von ihm sagen: er blieb sich bis zu seinem Ende gleich. Eigenliebe, Eitelkeit, Stolz, Habsucht, Geiz und ermüdende Geschwätzigkeit, dies waren die Eigenschaften die ihn durch das ganze Leben begleiteten und nach und nach aus ihm erst einen bestechlichen Priester, *) dann einen extravagirenden Philosophen und

---

*) Raynal war mehrere Jahre Priester im Kirchspiele zu St. Sulpice in Paris und wurde seiner Stelle entsetzt, weil er eine Menge Protestanten, wenn ihn deren Verwandten 60 Franken gaben, auf den Gottesacker dieses Kirchspiels begraben ließ. Ohne diese 60 Franken hörte die Philosophie und Toleranz des Hrn. Abbé auf. Graf Esterno, französischer Gesandter in Berlin, der ihn genau kannte, hat mir diesen Zug von ihm erzählt.

unerträglich herrschsüchtigen Menschen, und zuletzt einen frömmelnden Heuchler machten.

Gleichzeitig mit dem Verfasser der Histoire philosophique, kamen zwei andere Reisende von Paris in Berlin an: ein Garde dü Corps, der zu seinem Vergnügen reiste und der berühmte Schauspieler Le Kain, den Prinz Heinrich zu sich eingeladen hatte. Der Garde dü Corps, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinne, war ein artiger, liebenswürdiger aber origineller Mann. Obschon reich, machte er die Reise allein, zu Pferde und ohne Bedienten, und besorgte sein Thier unterweges selbst. Während seines Aufenthaltes gab er uns Akademikern und Anderen von der Colonie, ein prachtvolles Diner von vierzig Couverts, bei welchem Le Kain gleichsam der König des Festes war. Diesen Schauspieler anlangend, so hielt sich derselbe mehrere Wochen in Reinsberg auf, wo er fast täglich auf dem Theater des Prinzen spielte und von diesem mit Wohlwollen überhäuft wurde. Hierauf nach Potsdam kommend, spielte er daselbst dreimal vor dem König. Das erste Mal gefiel er demselben gar nicht, und Friedrich sprach sich an der Abendtafel laut darüber aus, daß der Ruf viel zuviel von diesem Acteur gesagt habe; das zweite Mal milderte Friedrich sein Urtheil jedoch bedeutend und beim dritten Male gestand er nicht allein, daß Le Kain ein wahrhaft großer Künstler sey, sondern: „daß er auch die Ueberzeugung gewonnen hätte, man müsse in allem was die Kunst beträfe, sich nicht damit begnügen eine Sache nur einmal genau und aufmerksam zu betrachten, sondern sie mehrmals sehen, da sich nicht alles gleich in dem rechten und wahren Lichte und in seiner ganzen, vollendeten Einheit, zeige." Nachdem der König noch lange in diesem Tone und über Le Kain's vortreffliches Spiel gesprochen hatte, schloß er endlich damit zu erklären: „es sey dies der erste und größte Schauspieler, den er jemals im tragischen Fach gesehen habe; bis zu ihm

hätte er keinen vollständigen Begriff gehabt, wie man eine tragische Rolle wahrhaft groß darstellen müsse und es würde ihm immer Vergnügen gewähren, die Stücke wieder zu lesen in welchen er diesen Künstler gesehen hätte."

Eines Tages war der König nach Berlin gekommen und hatte Merian und mich zu sich rufen lassen: wie gewöhnlich war seine erste Frage: was es Neues in der Stadt gäbe und ob nicht vielleicht Jemand Ausgezeichnetes gekommen sey? Merian erwiederte: ein italienischer Marquis sey angelangt. „Was ist das für ein Mann?" fragte der König in einem Tone, der mir sogleich auffiel. Merian antwortete: es sey derselbe welcher das Gedicht von Sr. Maj. über den Krieg, ins Italienische übersetzt hätte. — „Da hat er mir viel Ehre erzeigt," erwiederte der König spöttisch und fuhr dann nach einem Weilchen fort uns zu erzählen: dieser Marquis sey ein Mailänder und lange Zeit Präsident eines Tribunales gewesen; später hätte derselbe jedoch sein Amt niedergelegt und reise in Europa umher um — sich alles anzusehen. Die Art wie der König diese letzten Worte betonte, bestärkte mich noch mehr darin daß er einen Verdacht auf diesen Mann geworfen hatte und ich ging dieserhalb, sowie wir vom Schlosse kamen, zu einem Freunde der mit diesem Marquis häufig zusammenkam, um ihn zu warnen und meine Bemerkung mitzutheilen. In der That hatte ich mich in meinen Muthmaßungen auch nicht getäuscht, denn kaum waren ein paar Wochen vergangen, so gab der unter dieser Zeit von einem heftigen Gichtanfalle heimgesuchte König, plötzlich von Potsdam aus dem Polizeidirector Philippi in Berlin den Befehl, dem Fremden anzudeuten, Berlin ungesäumt zu verlassen, und da dieser hiergegen einkam und unter andern anführte: er müsse erst Geld aus seiner Heimath erwarten um seine in Berlin gemachten Schulden berichtigen zu können, da gebot der König daß er einen Etat derselben überreichen sollte. Dies geschah und das Ganze betrug zweihundert Ducaten. Friedrich sah die Rechnung durch, strich die Hälfte der Summe weg, ließ den

Marquis mit der Bemerkung: „hundert Ducaten würden wohl auch hinreichen," diese Summe geben, und zugleich nochmals andeuten: daß er binnen vier und zwanzig Stunden auf dem Wege seyn müßte. — Sowohl in Betreff dieses Mannes als seiner angeblichen Schulden, war Friedrich auf das Genaueste unterrichtet gewesen; der Hr. Marquis hatte wirklich nur ungefähr dreihundert Thaler zu bezahlen und war vom Kaiser Joseph nach Berlin geschickt worden um genaue Nachrichten über den Gesundheitszustand des Königs einzuziehen. Man sieht, so lange sich Friedrich wohl befand, duldete er den Aufpasser; so wie er aber krank wurde, schickte er ihn fort, damit man in Wien nicht zu genaue Nachrichten über sein Befinden erhalten möchte.

Das nächste Jahr kam kurz nach dem Carneval, ein sehr geschickter italienischer Musiker nach Potsdam. Der Obrist Graf Pinto, hörte ihn und rühmte sein Talent gegen den König. „Wohlan!" sprach dieser, „bringen Sie ihn heut Abend mit in mein Concert." Sehr vergnügt hierüber theilte der Obrist dem Italiener dies mit und dieser säumte nicht sich einzustellen: sowie er aber eintrat, knüpfte Friedrich ein Gespräch über Musik an und ging dabei mit ihm so lange im Saale auf und nieder, daß darüber die ganze Stunde verfloß und nichts aus dem Concerte wurde. Wie erstaunte der Musiker aber erst als er nach einem so unerwartet schmeichelhaften Empfange, am nächsten Morgen in aller Frühe den gemessenen Befehl erhielt, ungesäumt und auf der Stelle sich zu entfernen, „da er in Potsdam alles gesehen hätte was er daselbst zu sehen gewünscht habe." — Der König wußte daß dieser Mensch ebenfalls ein Abgeordneter von Joseph II. war, um sich über seinen Gesundheitszustand zu unterrichten, und da er sich gerade recht wohl befand und sehr genau davon unterrichtet war, wie ungemein ungern man dies in Wien vernahm, wo man täglich auf den Tod des „alten

Löwen" hoffte, so war er so boshaft eine ganze Stunde lang mit diesem Emissär so rüstig wie der jüngste Mann, auf und abzumarschiren.

Fremde Minister.

Indem ich hier des damaligen auswärtigen diplomatischen Corps in Berlin gedenke, werde ich nur in der Kürze diejenigen Personen von demselben berühren, mit denen ich Gelegenheit hatte genauer bekannt zu werden, und bemerke hier im Allgemeinen, daß zu jener Zeit die fremden Minister am preuß. Hofe lediglich in Berlin residirten, diese Stadt nur bei Spazierfahrten und Vergnügungsreisen verlassen konnten und nie, weder nach Potsdam noch Charlottenburg kommen durften, wenn sie nicht besonders vom König dazu aufgefordert wurden, so daß sie in der Regel den Monarchen nur während dem Carneval oder dann sahen, wenn er nach Berlin kam. In beiden Fällen war alle Sonntage gegen zehn Uhr des Vormittags, große Audienz auf dem Schlosse, zu welcher sich der hohe Adel, eine Menge Militärs und das diplomatische Corps versammelten; doch erschien der König selbst nicht regelmäßig jedesmal dabei: man wartete auf ihn bis zwölf Uhr und wenn er dann nicht kam, zog man sich zurück. Kam er aber, so verweilte er selten länger als eine gute Viertelstunde, während welcher er bald mit diesem bald mit jenem einige Worte sprach.

(Die französische Gesandtschaft.)

Herr von Guines.

Im J. 1766 kam Hr. von Guines nach Preußen um den Truppenmusterungen beizuwohnen. Friedrich

zeichnete ihn aus, erlaubte ihm, ihn nach Magdeburg und Pommern zu begleiten, und äußerte später: er habe in ihm einen Officier von Geist und Talent gefunden.

Dies alles mochte Ludwig XV. bewogen haben, später, als man das freundschaftliche Verhältniß mit Preußen wieder enger knüpfen wollte, Hrn. v. Guines zum bevollmächtigten Minister in Berlin zu ernennen, doch fand es sich daß der König sich weniger zuvorkommend gegen Hrn. v. Guines als Gesandten zeigte als man erwarten durfte und als er sich früher gegen ihn als Militär bewies. Den Grund hierzu wollte man in einer Aeußerung des Gesandten finden, die dieser vor seiner Abreise von Versailles gethan haben sollte. Als man ihn nämlich hier fragte: wie er sich in Berlin und mit dem König zu benehmen gedenke? soll er erwiedert haben: „Nun, wir werden die Flöte zusammenblasen und da wird sich die Sache schon machen.“ Diese Antwort erfuhr Friedrich schnell wieder und sie soll der Grund seyn, warum er Hrn. v. Guines so wenig Aufmerksamkeit schenkte. Manches Andere kam jedoch noch dazu dem Gesandten in Berlin eine üble Stellung zu geben, obschon alle Welt seiner Artigkeit und seinem liebenswürdigen und zuvorkommenden Benehmen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen mußte. Hr. von Guines war noch jung (ungefähr dreißig Jahre) als er seinen Gesandtschaftsposten antrat; er liebte Pracht und Glanz und man wünschte außerdem in Versailles, daß er sich auf einem großen Fuß zeigen sollte; hierdurch fühlten sich aber die anderen auswärtigen Minister sowie die diplomatischen Personen des Berliner Hofes, zum Theil in Schatten gestellt, und verfehlten nicht sich dafür durch manche Intrigue zu rächen und selbst Gelegenheiten aufzusuchen um ihn wo möglich zu compromittiren oder in unangenehme Lagen zu bringen, wie eine Anecdote beweisen wird, deren Wahrheit mir von einem wohl unterrichteten Manne versichert worden ist. Ein vornehmer Russe der einen Gesandtschaftsposten an einem auswärtigen Hofe bekleidet und sich dort vermählt hatte, kam mit seiner jun=

gen Gattin auf der Heimreise nach Berlin, und hielt sich hier einige Wochen auf. Der russische Gesandte, Fürst Dolgorucki, stellte die beiden Fremden bei Hofe vor und veranstaltete ihretwegen mehrere Festlichkeiten, unter anderen auch ein großes Mittagsmahl, bei welchem fast alle fremde Minister gegenwärtig waren. Hr. v. Guines erhielt seinen Platz neben der jungen Dame. Unterrichtet von dem Neid den man gegen ihn hegte und dem Wunsche, ihm auf irgend eine Art gelegentlich ein Dementi zu geben, hatte diese Dame einen sehr schönen Ring an den Finger gesteckt in welchem sich unter dem Stein eine kleine Spritze befand. Während der Tafel forderte sie jetzt ihren Nachbar auf, die Arbeit an diesem Ringe zu bewundern und als sich nun Hr. von Guines über ihre Hand wegbeugte, da drückte sie an einer verborgenen Feder des Ringes und spritzte ihm einige Tropfen Wasser in die Augen. Hr. v. Guines lächelte über diesen Scherz und trocknete sich ab, als aber die Dame bald darauf die Sache zum zweiten Male wiederholte, da sprach er, wiewohl sehr artig, doch auch ernst zu ihr: „Dergleichen Scherze Madame, sind das erste Mal recht hübsch und nicht zu tadeln; beim zweiten Male werden sie, wenn sie von einer liebenswürdigen Dame herrühren, verziehen, beim dritten Male aber mit einem Becher Wasser vergolten. Ich habe die Ehre Ihnen dies bemerklich zu machen, Madame." — Die Frau Gesandtin mochte nicht glauben daß dies Ernst sey und war wirklich so unartig die Sache noch einmal zu versuchen, aber in demselben Augenblick schüttete auch Hr. v. Guines ein Glas Wasser über sie weg, indem er dabei ganz ruhig sprach: „Ich habe es Ihnen vorhergesagt, Madame." Der Gemahl war so vernünftig Hrn. v. Guines Recht zu geben und die Dame sah sich genöthigt die Tafel zu verlassen um sich abzutrocknen. Es läßt sich übrigens denken, daß man von vielen Seiten dem französischen Gesandten dies Benehmen sehr übel auslegte, um so mehr da sich kurz vorher etwas Anderes ereignete, wo er im Grunde als Gesandter, nicht minder Recht hatte, wodurch sich

aber einige Personen am Hofe gekränkt glaubten. Es war dies bei der Vermählung des damaligen Kronprinzen mit der Prinzessin von Braunschweig. Jeder Hof hat bei dergleichen Gelegenheiten sein eignes Ceremoniell, und so ist am preußischen unter andern der Gebrauch, daß ein sogenannter Fakkeltanz aufgeführt wird, der eigentlich in nichts anderem besteht als daß alle Anwesenden nach ihrem Range, hintereinander mit brennenden Fackeln in den Händen, langsam durch den Saal gehen und die neuvermählte Prinzessin dabei jedem einige Augenblicke die Hand reicht, sowie der erste Kammerherr die Herren nach der Reihe mit den Worten auffordert: „Ihro königl. Hoheit ladet Sie ein, ihr die Hand zu reichen!“ Der Aufgeforderte tritt dann sogleich auf die Prinzessin zu und macht ihr, während sich sein Vorgänger zurückzieht, eine tiefe Verbeugung, worauf sie ihm die Hand giebt und einige Schritte mit ihm geht bis seine Stelle durch einen Andern besetzt wird. Die Größe der Verbeugung welche die Prinzessin bei dieser Gelegenheit empfängt und erwiedert, sowie die Zahl der Schritte die Jeder mit ihr zu machen hat, sind nach den strengsten Regeln der Etikette bestimmt, sowie auch die Rangordnung wie sich die Herren einander folgen, so daß nämlich der König zuerst, dann die Prinzen nach ihrem Range, dann die Herren vom Hofe, die Generale, und endlich die fremden Minister folgten. Als man diesmal an diese Letzteren kam, rief der Kammerherr zuerst den östreichischen Gesandten, General Nugent, dann den russischen, Fürsten Dolgorucki, und nun erst den Hrn. v. Guines, auf, der, da Frankreich alten Herkommens gemäß, den Vortritt vor Rußland hat, statt vorzutreten zu dem Kammerherrn sprach: „So schmeichelhaft ihm die Ehre sey welche ihm Ihro königl. Hoheit erzeigen wolle, so müsse er dieselbe doch ablehnen da ihm seine im Kriege erhaltenen Wunden das Tanzen unmöglich machten, weswegen er Ihro Hoheit bäte, ihn zu entschuldigen.“ Bei der den Tag darauf stattfindenden Festlichkeit welche Prinz Heinrich veranstaltete, sorgte Hr. v. Guines, nicht eher zu erscheinen bis die Ceremo-

nialtänze vorüber waren, den nächsten Tag gab er aber selbst ein großes Fest, bei welchem er sich als der unermüdlichste Tänzer zeigte und so es vollkommen deutlich machte, daß er bei jener Weigerung nur den Rang der Krone die er repräsentirte, hatte bewahren wollen.

Alle diese Dinge würden Friedrich jedoch im Ganzen nur wenig berührt haben, allein ein geheimer Auftrag, den der Hr. v. Guines von seinem Hofe erhielt, erzürnte ihn ungemein. Um der Desertion der französischen Militärs, die oft durch preußische Werber an der Grenze verleitet wurden, vorzubeugen, ließ der Hr. von Choiseul denen welche aus dem preußischen Dienst wieder zurückkehrten, Verzeihung versprechen und dann diese Menschen in die verschiedenen Regimenter vertheilen, damit durch sie die Anderen erfahren möchten, wie übel es der Soldat im preußischen Dienste hatte und wie hart er dort behandelt wurde. Gewiß war dies das beste Mittel die Leute gegen die Verlockungen der Werber taub zu machen und jedenfalls sicherer, als wenn man ihnen die Sache blos durch ihre Oberen vorgestellt hätte, da sie dann sicher geglaubt haben würden, man male alles nur so ins Schwarze um sie zurückzuhalten. Hörten sie es dagegen aus dem Munde ihrer Kameraden, die selbst Opfer dieser harten Disciplin gewesen waren, dann konnten sie füglich nicht daran zweifeln.

In Folge dieses Entschlusses hatte nun Hr. v. Guines den geheimen Befehl bekommen, so viel als es nur, ohne sich zu compromittiren, möglich sey, alle geborne Franzosen aus dem preußischen Dienste zu befreien und sie den am Rhein residirenden französischen Ministern zuzusenden, die sie dann weiter spedirten. Um diesen Auftrag zu vollziehen, wandte Hr. v. Guines einige vertraute Personen aus seiner Dienerschaft dazu an, Bekanntschaft mit diesen Soldaten zu machen und sie zur Desertion zu ermuntern. Man versah sie dann mit bürgerlichen Kleidungen, zum Theil auch mit der Livree des Gesandten, und brachte sie hierauf mit dessen im Voraus zum Thore hinausgesendeten Pferden, so

weit daß sie außerhalb dem Bereich der Berliner Lärmkanonen waren, worauf sie mit Geld und Pässen versehen, ihren weiteren Weg mit ziemlicher Sicherheit fortsetzen konnten. Auf diese Art gelang es Hrn. v. Guines in kurzer Zeit dem König eine ganze Menge oft mit schweren Kosten angeworbener Soldaten, zu entziehen, und es läßt sich denken daß Friedrich, als er dies endlich merkte, sich nicht sonderlich zufrieden hiermit zeigte und alle möglichen Mittel anwendete diesen Streichen zuvor kommen, ohne jedoch ganz dahin gelangen zu können, da der Gesandte immer neue Wege zu entdecken wußte.

Nicht minder als dies verdroß es den König daß Hr. v. Guines, der bald dahinter kam daß man seine Depeschen auf der Post erbrach und copirte, eines Tages so kühn war eines seiner chiffrirten Schreiben des Morgens um sieben Uhr, statt wie gewöhnlich, des Abends halb sieben auf die Post mit der Bemerkung zu senden: „Ich schicke diesen Brief darum zwölf Stunden eher, damit der Hr. Postdirector gehörig Zeit hat ihn öffnen und abschreiben lassen zu können und so kein Aufenthalt hierdurch verursacht wird, indem mir sehr viel daran liegt, daß die Depesche heut Abend noch abgeht und nicht bis zum nächsten Tage liegen bleibt, wie dies bisher immer der Fall war.“ Diese unumwundene, schriftlich gegebene Erklärung, machte einen großen Eindruck; während aber Einige ganz still die Augen niederschlugen und Andere sich nicht enthalten konnten vor sich hin zu lächeln, faßte der König, dem es nicht wenig unangenehm war diese Sache so öffentlich gemacht zu sehen, den Entschluß, in Zukunft die Briefe nicht mehr in Berlin selbst sondern in den Grenzstädten öffnen zu lassen; allein, obschon man sich dieserhalb nur den gewandtesten und schlauesten Postofficianten anvertraute, so dauerte es doch nicht lange daß die Sache abermals ruchbar und durch einen lächerlichen Vorfall verrathen wurde. Der Marquis von Pons, der Nachfolger des Hrn. von Guines in dessen Gesandtschaftsposten, schrieb an seine Gemahlin welche Hofdame in Versailles war, zu-

fällig an demselben Tage wo auch sie einen Brief an ihn absendete, und dies auf derselben Art von Papiere dessen er sich bedient hatte. Diese beiden Briefe begegneten sich nun an der preußischen Grenze und wurden hier wie gewöhnlich geöffnet. Die Gleichheit des Papiers bewirkte aber eine komische Verwechselung; man steckte den Brief des Gesandten in das Couvert von den seiner Gemahlin und umgekehrt, und so gingen denn diese beiden Briefe wieder an ihre Absender zurück, die nicht wenig darüber erstaunten und nun bald durch angestellte Nachforschungen erfuhren, wie und wo die Sache sich zugetragen hatte, so daß man von jetzt an genau wußte, auf welchen Grenzposten die Briefe geöffnet wurden.

Außerdem trug noch ein anderer Umstand dazu bei, Hrn. v. Guines sowohl beim König als dessen Generalität zu schaden. Früher, wie ich bereits bemerkte, selbst Militär, interessirte den Gesandten alles was hierauf Bezug hatte und nie konnten die Truppen in der Umgegend von Berlin exerciren, ohne daß er sich dabei einfand. König Friedrich sah dies aus mehreren Gründen nicht gern und seine Generale eben so wenig, allein untersagen konnte man es doch nicht und man kam nun auf den Gedanken, Hrn. v. Guines durch die dritte Hand, gleichsam als einen freundschaftlichen Wink, zu verstehen zu geben, daß ihm diese Aemsigkeit den Manövren der Truppen beizuwohnen, bei dem Könige schaden könne. „Unmöglich," sprach Hr. v. Guines, der Gründe hatte sein Benehmen nicht zu ändern, „unmöglich kann dies einem Manne, wie Friedrich, unangenehm sein; ein König wie er, ist über dergleichen kleine Staatsrücksichten erhaben und ich bin überzeugt, daß ich ihm im Gegentheile kein größeres Compliment zu machen vermag, als wenn ich das was er so großartig geschaffen hat, bewundere." — Was sollte man nun thun, diesen lästigen Aufpasser los zu werden, den allerdings die Generale noch mehr verwünschten als der König? Man suchte ihn über die Zeit und den Ort, wo die Uebungen statt finden würden, zu täuschen; vergebens! Wenn man noch so sorgfältig hatte ausbreiten

lassen, die Regimenter würden zu der und der Stunde und dem und dem Thore hinausmarschiren, und man nun eine Stunde oder ein paar früher zu einem andern hinauskam, so war immer die erste Figur, welche sich hier wohlberitten den Blicken zeigte, Hr. v. Guines, der dem commandirenden General mit freundschaftlicher Begrüßung entgegen kam.

Alles dies machte denn, daß als dieser Gesandte endlich gegen Ende December 1769 von Berlin abgerufen wurde, seine Abschiedsaudienz bei dem König sehr lakonisch ausfiel. „Sie reisen?" fragte der Monarch. — „Ja, Sire!" — „Glückliche Reise, mein Herr." — Damit war die Unterredung geschlossen.

(Zusatz des Herausgebers.) Als ich im Jahr 1800 bei Frau v. Montaison zur Tafel war, meldete man den Hrn. v. Guines. Dieser Name überraschte mich, aber wie hätte ich in dem kleinen, gebeugten Greis, einen der tapfersten Officiere und der gewandtesten Staatsmänner des alten Frankreichs erkennen sollen! Der Herzog v. Guines war mit mehreren Emigrirten nach den ersten Stürmen der Revolution, nach Frankreich zurückgekehrt. Frau v. Montaison stellte mich ihm als seinen Pathen vor, denn wirklich hatte Hr. v. Guines während seinem Aufenthalte in Berlin, meinem Vater die Ehre erzeigt, bei mir Pathenstelle zu vertreten. Nachdem er mich, der ich damals bereits General in französischen Diensten war und eben im Begriff stand das Commando der Avantgarde der Division des General Leclerc zu übernehmen, sehr artig um mein und meines Vaters Befinden befragt und mich gebeten hatte, ihn meinem alten, ehrwürdigen Vater vielmals zu empfehlen, entfernte er sich bald wieder und ich kann nur noch von ihm sagen, daß er, alt geworden, in eine hohe Andacht verfallen war und Niemand mehr um sich hatte als eine bejahrte Dienerin, die ihn alle Vormittage in die Messe und dann zu den wenigen Personen führte, zu denen er sich noch zuweilen verfügte. Als ich nach Paris zurückkehrte, war der Herzog v. Guines bereits mit Tode abgegangen.

Die Herren de Pons St. Maurice und d'Esterno.

Länger als anderthalb Jahre nach der Abreise des Hrn. v. Guines, langte sein Nachfolger, der Marquis de Pons St. Maurice, in Berlin an. Er war ein langer, magerer Mann von einigen dreißig Jahren, aus alter Familie und von sehr ernsthaftem Wesen, der bald Friedrichs ganzes Vertrauen zu erhalten wußte und dasselbe durch seine strenge Rechtlichkeit auch verdiente. Wie groß das Vertrauen war, welches der König in ihn setzte, wird ein einziger Zug hinreichend beweisen. Als gegen das Ende der Unterhandlungen von Teschen, der König den Entschluß faßte, eine Schlacht zu liefern durch welche er den Kaiser zu zwingen hoffte, sich schneller seinen Bedingungen zu fügen, Hr. v. Herzberg ihn aber durch die Vorstellungen davon abzubringen suchte, daß Rußland und Frankreich gewiß ihrem Versprechen gemäß gegen den Kaiser würden marschiren lassen, wenn derselbe die zwischen den verschiedenen Höfen festgesetzten Bedingungen nicht erfüllte, antwortete der König seinem Minister: „Ich glaube dies nicht eher als bis es mir de Pons ausdrücklich versichert," und als Hr. v. Herzberg nun entgegnete: der Marquis habe dies bereits auf das Bestimmteste gethan, da sprach Friedrich: „Wohlan! nun glaube ich es und will die Schlacht nicht liefern."

In dem Gefolge, welches der neue Gesandte mit nach Berlin brachte, befand sich der Abbé Matt, ein ehemaliger Jesuit und einer der größten Geschichtskenner die ich jemals sah. Einst speiste dieser Hr. Matt nebst meinem Collegen, Hrn. Weguelin und einem gewissen Hrn. Gurnegaud bei mir, welcher Letztere als Reisender unter dem Namen v. Valmont, sich bekannt gemacht hatte. Beide waren eben so große und genaue Geschichtskenner und sehr bald entspann sich zwischen diesen drei Herren eine Art von gelehrtem Wettkampf, in welchem es Jeder dem Andern zu-

vorzuthun suchte. Mochte die Unterredung, auf welche ältere oder neuere Nation man wollte fallen, immer wußten die Herren alles Geschichtliche von ihr bis in das kleinste Detail, und keine Anecdote, kein Name, keine Jahreszahl, ja fast kein Datum von den unbedeutendsten Ereignissen selbst, war ihnen unbekannt, so daß man sie sämmtlich als wahre chronologische und nomenclatorische Lexica betrachten konnte. Hr. Matt, der einen ziemlichen Grad von Eitelkeit und durchaus nicht jene Gewandtheit und Zuvorkommenheit besaß, die einem bei einer Legation angestellten Manne so nöthig sind, gefiel sich in Berlin nicht sonderlich, um so weniger, da ihm eben sein Benehmen keinen großen Kreis von Freunden erwarb, und als nach Verlauf von ein paar Jahren der Gesandte einmal nach Paris reiste, benutzte er diese Gelegenheit für immer dahin zurückzukehren. Ich sah ihn später von neuem in den achtziger Jahren in Paris, wo er es sich sehr angelegen seyn ließ den Marschall Richelieu und der Freundin des Hrn. v. Vergennes, der Frau v. Mauconseil, den Hof zu machen, übrigens aber noch wie sonst, d. h. sehr geschäftig, sehr wichtig thuend und sehr eingenommen von sich war.

Als Hr. v. Pons Berlin verließ, um als Gesandter nach Stockholm zu gehen, kam der Graf v. Esterno an dessen Stelle, und füllte dieselbe sowohl zur Zufriedenheit seines als des Berliner Hofes aus, obschon Mirabeau, der ihm seinen Posten beneidete, es sich angelegen seyn ließ, der Welt das Gegentheil zu versichern. Hr. v. Esterno starb später in Berlin.

(Die österreichische Gesandtschaft.)

General Nugent.

Als ich nach Berlin kam, war General Nugent, ein Schottländer von Geburt, einer der achtbarsten und wür-

digsten Männer des diplomatischen Corps, österreichischer Gesandter daselbst. Seine Art sich zu benehmen war eben so würdevoll als offen, eben so frei als ungezwungen. Einst hörte ich ihn zu dem sächsischen Gesandten, dem Hrn. v. Stutterheim, einem etwas förmlichen und steifen Manne, sagen: „Lieber Freund, Du zeigst überall und bei jeder Gelegenheit den bevollmächtigten Minister; das ist schade, denn Du bist übrigens ein ganz braver und trefflicher Mann. Ich bitte Dich, geh nicht immer im Reifrock einher, damit man traulich mit Dir leben kann. Mache es doch wie wir andern, denn siehst Du, wenn ich zu meinen Freunden gehe, hänge ich immer einstweilen den österreichischen Gesandten an den Nagel und bin überzeugt, daß ich unserem Hrn. Collegen (er wandte sich mit diesen Worten an mehrere Andere in der Gesellschaft) nur um so willkommener bin."

General Nugent war häufig von furchtbaren Gichtschmerzen heimgesucht, die, wie er mir einst sagte, ein Andenken aus dem siebenjährigen Kriege und die Folge einer Expedition waren, welche er im härtesten Winter hatte ausführen müssen. Er sollte nämlich nebst mehreren Officieren von der Höhe eines Berges in Böhmen, die Stellung des Feindes recognosciren, unterdessen war aber ein so starkes Glatteis gefallen, daß die Gesellschaft nicht anders von dem Gipfel des steilen Berges herabzukommen vermochte, als indem sie, sich einer an den Andern haltend, hinter einander hinunterrutschten. Beim Hinaufklettern war es dem Hrn. v. Nugent sehr warm geworden, jetzt, als er in sein Zelt zurückkehrte, fand er sein Hemde auf dem Körper so steif gefroren, daß es aufrecht stand als er es auszog. Von diesem Augenblick an war er jenen Gichtschmerzen unterworfen, die ihn im späteren Alter den gänzlichen Gebrauch seiner Füße raubten.

Friedrich der Große schätzte diesen braven, strengrechtlichen Mann außerordentlich, und auf sein Wort war

es, daß er im Jahr 1768 auf die Nachricht: die Kaiserin Marie Theresie lasse eine große Zahl Remontepferde für ihre Cavallerie aufkaufen, die bereits dieserhalb von seiner Seite begonnenen Kriegsrüstungen wieder einstellte, da ihm der Gesandte auf sein Ehrenwort als Privatmann versicherte, Marie Theresie habe bei jenem Ankauf nichts weniger als feindliche Absichten gegen Preußen im Sinne und wolle nur ihr Heer, welches man seit dem siebenjährigen Kriege, um den erschöpften Finanzen wieder aufzuhelfen, ungemein verkleinert hatte, wieder auf eine der Größe ihrer Länder und ihrem Verhältnisse zu den andern Staaten Europas angemessenen Fuß, setzen. „Wohlan," erwiederte der König auf diese Erklärung, „Sie und Andere haben mir oft vorgeworfen, ich sey zu mißtrauisch; ich will Ihnen jetzt den Beweis geben, daß ich es nicht bin: ich glaube Ihnen, dem österreichischen Gesandten." — „Und Sie werden es nicht bereuen Ew. Majestät," fiel Nugent ein, „dem Worte eines ehrlichen Mannes Vertrauen geschenkt zu haben." — „Gut, es soll nicht mehr die Rede von Kriegsrüstungen seyn," erwiederte der König; „wir bleiben in Frieden."

Als die zunehmende Kränklichkeit den General verhinderte sein Amt am Berliner Hofe ferner zu verwalten, suchte er in Wien, wahrhaft zum Bedauern des Königs, um seine Entlassung von dem Gesandtschaftsposten nach und wurde nun zum Gouverneur von Prag ernannt. Hier verlor er, wie ich oben bereits bemerkte, gänzlich den Gebrauch seiner Füße und mußte sich fortwährend in einem Sessel tragen lassen. Mehrere Jahre darauf machte General Nugent noch einmal eine Reise nach Berlin, um seine dortigen vielen Freunde zum letzten Male zu sehen: König Friedrich wünschte unter der Zahl derselben zu seyn, und auf die Bemerkung: der General sey nicht im Stande sich auch nur eine Minute aufrecht zu erhalten und müsse von seinem Lehnstuhl wie ein Kind in das Bette getragen werden, entgegnete der Monarch: „Es wird mich freuen, wenn er sich in seinem Stuhl

hieher in mein Zimmer bringen läßt." Dies geschah: Graf Nugent begab sich nach Potsdam, und der große König empfing ihn hier wie einen wahren und vertrauten Freund und überhäufte ihn mit Güte und Gewogenheit.

Die Herren van Swieten und Cobenzl.

Der Gesandtschaftsposten wurde hierauf mit dem Herren van Swieten, dem Sohn des ersten Leibmedicus und Bibliothekar der Kaiserin, besetzt, einem Manne von Geist und Kenntnissen, aber wenig Aeußerem. Van Swieten unterhandelte in Berlin die erste Theilung Polens und hatte dieserhalb mehrere Conferenzen mit dem König; bald nach Beendigung dieser Angelegenheit, kehrte er aber wieder nach Wien zurück, um hier Joseph II. die tröstliche Versicherung zu geben: der nordische Löwe würde nicht lange mehr leben; eine Hoffnung, welche den Kaiser dahin brachte, Berlin von da an mit seinen Emissären heimzusuchen und gleichsam jeden Athemzug des alten Königs zu erspähen.

Nach Hrn. van Swieten kam der Graf Cobenzl nach Berlin. Dieser Staatsmann begann hier seine diplomatische Laufbahn und man muß sagen, er that dies mit einer Feinheit und Schlauheit die ihm nichts entgehen ließ, so daß Einige behaupten wollten, Hr. von Sartine selbst würde ein Schüler gegen ihn gewesen seyn.

Nach dem Teschner Frieden sandte der Wiener Hof noch einen Grafen Rewitzki, einen Ungar, nach Berlin, der später Gesandter in London wurde. Es war dies ein unterrichteter, geistreicher, rechtlicher und umgänglicher Mann.

(Die englische Gesandtschaft.)

Der Chevalier Mitchell, Herr Elliot und Herr Harris.

Lange vorher ehe ich nach Berlin kam, war der Chevalier Mitchell bereits als englischer Gesandter an diesem Hofe accredidirt. Um ihn mit wenigen Worten zu schildern: er war ein vertrauter Freund von dem Verfasser des Geistes der Gesetze, und verdiente es in jeder Hinsicht zu seyn. Während dem ganzen siebenjährigen Kriege war Hr. v. Mitchell im Gefolge des Königs. England hatte versprochen eine Flotte in der Ostsee erscheinen zu lassen, um den preußischen Handel zu beschützen und die Schweden und Russen im Zaum zu halten: Friedrich verließ sich hierauf, traf seine Anordnungen darnach, und die Flotte kam nicht und kam nicht. Natürlich wurde der König hierüber ungehalten und verfehlte nicht sich gegen den Gesandten zu beklagen, der vergebens nach Ausflüchten haschte. Früher war Hr. v. Mitchell fast täglich von dem König zur Tafel gebeten worden, jetzt blieben auf einmal diese Einladungen aus. Ein General begegnete Hrn. v. Mitchell um die Mittagszeit und fragte ihn: ob er nicht mit zur Tafel ginge? Der Gesandte zuckte die Achsen und erwiederte: „Keine Flotte, kein Mittagbrod." Diese Worte wurden dem König hinterbracht, und sogleich erhielt Hr. v. Mitchell seine Einladungen wieder.

Nach der Schlacht von Port-Mahon sprach der König zu ihm: „Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Ihre Landsleute diesmal schlecht debütirt haben? Der Feldzug ist kaum eröffnet und Port-Mahon schon verloren! und der Proceß, welchen Sie Ihrem Admiral Bing dafür machen, dürfte nur ein schlechtes Pflaster auf diese Wunde seyn." — „Sire," entgegnete der Gesandte, „man muß hoffen, daß mit Gottes Hülfe ...." — „Mit Gottes Hülfe? ich wußte nicht, daß der Ihr Alliirter ist." — „Doch Ihro Majestät, und zwar derjenige, welcher uns am wenigsten

kostet." — „Das mag seyn, aber er bedient Sie auch darnach."

Bei einem großen Soupér, welches Graf Finkenstein gab, meldete man unerwartet den Hrn. v. Schlabberndorf. „Wie!" rief Mitchell, „ist denn der noch nicht gehenkt worden?" — „Im Gegentheil," erwiederte man ihm, „er steht sehr gut beim König." — Der Eintretende war aber nicht der Minister, sondern dessen Sohn, dem man die Worte des Gesandten wiedersagte und der sich dadurch sehr beleidigt fühlte. Um ihn zu trösten, sprach Hr. v. Troussel zu ihm: „Lieber Freund, wie können Sie sich nur darüber betrüben: im Ganzen ist es gar nicht so übel der Sohn eines Mannes zu seyn, der verdiente gehenkt zu werden."

Hr. v. Mitchell lebte in Berlin sehr eingezogen und sah mehrentheils nur Gelehrte bei sich, zu deren gewöhnlichem Kreis außer Hrn. Cäsar, dem Bibliothekar des Prinzen Heinrich, und einigen meiner Collegen, unter denen ich besonders unsern „Papa Francheville" nenne, auch ich mich befand. Wir waren oft sehr heiter und vergnügt bei diesem geistreichen und in jeder Hinsicht liebenswürdigen Manne, den uns der Tod zu früh durch eine plötzlich ihn befallende Brustwassersucht entriß. — Ungefähr ein Jahr nach Hrn. v. Mitchells Tode, erhielt ich von dem Prinzen Heinrich durch Hrn. Cäsar eine Einladung, der Todtenfeier beizuwohnen, welche der Prinz in der Kirche veranstaltet hatte, wo der Gesandte begraben lag und bei welcher Gelegenheit dessen Büste daselbst aufgestellt werden sollte. Wir waren ohngefähr dreißig Personen und der Prinz ganz so in Trauer gekleidet wie wir, und ohne alle Abzeichen seines Standes. Nach der Ceremonie begaben wir uns zu Hrn. Cäsar und da das Wetter sehr schön war, zu Fuß. Als man uns hier meldete: daß das Dinér bereitet sey, gingen Alle durcheinander ohne Rangordnung nach dem Speisesaal, wo man sich auch eben so, ganz wie

es der Zufall fügte, setzte, Prinz Heinrich mitten unter uns. Diese Art das Andenken eines hochachtbaren Mannes zu feiern, hat mir außerordentlich gefallen und ist des edlen Fürsten würdig, der den Plan dazu entwarf.

Nach Hrn. Mitchells Tode sandte England den Hrn. Elliot nach Berlin, einen jungen, liebenswürdigen Mann, aber dabei auch eines jener Originale, wie sie nur England liefert. Der Krieg mit America brach um diese Zeit aus. „Nun mein Herr," sprach der König einst eines Tages in öffentlicher Audienz zu ihm, „Sie sind also im Kriege mit Ihren Colonien?"— „Sire, man muß hoffen, daß sich die Sache beilegt," entgegnete Elliot. — „Das will ich Ihnen von Herzen wünschen," fuhr der König fort, „doch bleibt der Krieg immer ein fatales Beilegungsmittel." — „Wir hoffen Ew. Majestät, daß sich dieser Krieg bald und günstig für uns enden wird." — „Mein Herr, ich habe mich unglücklicherweise so vielfach in meinem Leben mit Krieg beschäftigen müssen, daß ich darüber wohl etwas urtheilen kann. Glauben Sie mir, es ist und bleibt eine böse Sache, Krieg zu führen, selbst in der Nähe. Ein Heer bedarf so viel und es treten so oft Umstände ein, wo eine schnelle Anordnung alles entscheidet, daß es schwer ist Allem abzuhelfen, selbst wenn man seine Hülfsmittel bei der Hand hat. Wenn aber vollends der Krieg in einem anderen Erdtheile geführt werden soll, dann mein Herr, ist es das Meisterstück des menschlichen Geistes, alles Nöthige zu besorgen. Wie gesagt, ich wünsche Ihnen Glück."

Man sieht hieraus, daß König Friedrich den Ausgang dieses Kampfes mit scharfem Blick voraussah.

Zwei Amerikaner waren, wie man sagte, mit dem Auftrage nach Berlin gekommen, Waffen und andere Bedürfnisse daselbst aufzukaufen. Herr Elliot benahm sich gegen diese Beiden ganz als Landsmann; er erzeigte ihnen jede Art von Zuvorkommenheit und war gleichsam ihr Schatten. Plötzlich wurde aber diesen geheimen Agenten

ihre Chatoulle gestohlen, die sie zwar den andern Morgen nebst allen darin befindlichen Geldern und Wechseln wieder erhielten, aber ihre Vollmachten und Instructionen fehlten. Allgemein hielt man damals Hrn. Elliot für den Anstifter dieses Raubes, und glaubte der König würde das verletzte Völkerrecht streng ahnden; doch täuschte man sich hierin: Staatsklugheit hielt den Monarchen zurück, auch nur ein Wort über dieses Ereigniß zu verlieren, doch wurde Herr Elliot sehr bald darauf von seinem Hofe abgerufen und nach Coppenhagen gesendet, so daß man annehmen kann, der König habe im Geheim die Sache doch nicht unbeachtet gelassen.

Während seines Aufenthaltes in Berlin, machte Elliot daselbst Bekanntschaft mit einer Fräulein Kraut, einem jungen, sehr schönen aber nichts weniger als geistreichen Mädchen, mit welcher er sich verband, da sie kaum sechzehn Jahre alt war. Diese Ehe schlug nicht glücklich aus: während er nach Coppenhagen gegangen, sich mit nichts Angelegentlicherem dort beschäftigte, als seiner einstweilen noch in Berlin zurückgebliebenen Gemahlin, einen angenehmen Aufenthaltsort in Dännemarks Hauptstadt zu bereiten, knüpfte sie ein Verständniß mit einem ihrer Verwandten, dem früher bereits erwähnten sogenannten schönen Kniphausen, an, und als ihr nun ihr Gemahl schrieb, ihm nachzukommen, erklärte sie ihm: daß sie ihr Vaterland nicht verlassen würde. Dieser Brief fiel Elliot um so mehr auf, da er sehr ausführlich und in einem Tone und Wendungen geschrieben war, die, wie er wohl wußte, nicht aus ihrem Ideenkreise entspringen konnten. Jetzt erst faßte er Verdacht, warf sich schnell in einen Wagen und fuhr Tag und Nacht nach Berlin, wo er des Abends im Dunkeln unter einem angenommenen Namen anlangte und bei einem Bekannten, dem englischen Doctor Belitz, abstieg. Von hier schickte er sogleich einige Kundschafter aus, durch welche er erfuhr, daß sich seine Gemahlin auf einem Balle befände: jetzt eilte er nach der Wohnung derselben, rief die

Dienerschaft zusammen, sperrte sie in ein Zimmer ein welches er verschloß, erbrach den Secretair der Dame, wo er das Concept zu jenem an ihn gerichteten Briefe von Kniphausens Hand fand, ging hierauf in das Zimmer wo sein Kind mit der Amme war, gebot dieser ihre Sachen und das Kind zu nehmen und ihm zu folgen, und sandte dann nach der Post um Pferde zu bestellen „für Elliot, bevollmächtigten Minister Sr. Brittanischen Majestät bei dem König von Dännemark, der mit seinem Kinde und einigen Domestiken nach Coppenhagen abreise.“ Hierauf ging er in den Stall hinab und zwang den Kutscher, der sich anfänglich weigerte, mit dem Degen in der Hand, anzuspannen und ihn nach der Post hinzufahren, von wo er sogleich abreiste und am Thore die obige Erklärung noch einmal schriftlich abgab.

Man kann leicht denken, welchen Lärm dies Abentheuer machte. So wie Elliot nach Coppenhagen zurückgekommen war, schrieb er an Kniphausen und verlangte Rechenschaft von ihm, nicht wegen dessen Verhältniß mit seiner Frau, sondern blos wegen des vorgefundenen Conceptes. Hr. v. Kniphausen, der nicht ohne Grund den Zunamen des Schönen trug, übrigens aber höchst aufgeblasen, eitel und geckenhaft war, antwortete ihm hierauf in einem so beleidigenden Tone, daß Elliot sogleich von neuem anspannen ließ und, nur begleitet von einem Secretair und zwei Domestiken, sich abermals auf den Weg machte. Prinz Heinrich war unterdessen von allen diesen Vorgängen unterrichtet worden, und in der Hoffnung die Sache zwischen dem Ehepaare gütlich ausgleichen zu können, und aus Zuneigung zu der achtbaren Frau v. Werels, der Mutter der Frau v. Elliot, begab er sich nach deren in der Nähe von Rheinsberg liegendem Gute, wohin Frau v. Elliot sich seit dem Austritte in Berlin zurückgezogen hatte, um hier den Versuch zu machen sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Dieser Versuch schlug aber leider eben so fehl wie

ein anderer, den Hrn. v. Kniphausen zur Vernunft zu bringen: Beide schrieen so laut über Tyrannei und unbefugtes Einmischen, daß Prinz Heinrich endlich in vollem Zorne Kniphausen seiner Dienste entließ und ihm befahl, auf immer sein Schloß zu meiden.

Zwei Stunden nach Kniphausens Abreise von Rheinsberg, kam Elliot daselbst an und als ihm hier Hr. v. Kapphengst, Adjutant des Prinzen, Vorstellungen machte und ihn bat die Sache ruhen zu lassen, da erwiederte er: „Wenn Kniphausen nichts gethan hätte als daß er mir meine Frau verführte, so möchte es seyn, denn sie wird ihn schon selbst dafür belohnen; aber sehen Sie, diesen Brief schrieb er mir und da muß ich einige Worte mit ihm reden." — Kapphengst las den Brief und konnte nun nicht umhin dem Engländer beizustimmen, der sich sogleich wieder aufmachte um Kniphausen auf dem Fuße zu folgen, welcher den Weg nach Meklenburg eingeschlagen hatte. In einem kleinen Städtchen ohnweit der Grenze, fand er ihn im Gasthofe: Degen und Pistolen in der Hand, eilte er nach dessen Zimmer und forderte Rechenschaft und da Kniphausen feige genug war, diese nicht geben zu wollen, so nahm Elliot jetzt einen Stock und begann damit seinen Gegner so lange zu bearbeiten, bis dieser sich endlich entschloß, die verlangte Genugthuung zu geben. Elliot wollte daß dies auf der Stelle geschehen sollte; der Andere behauptete dagegen: es sey bereits zu finster; dennoch drang der Gesandte durch und man ging; aber der Lärm im Hause hatte Leute herbeigezogen die nicht mehr wegzuweisen waren, und so mußte man sich denn entschließen die Sache bis auf den nächsten Morgen zu verschieben. Diese Frist benutzte Kniphausen um sich aus dem Staube zu machen, so daß Elliot am andern Morgen keinen Gegner fand und sich genöthigt sah ihn von neuem aufzusuchen. Er reiste dieserhalb nach Berlin und verbreitete hier die Vorgänge in Rheinsberg und in jenem Wirthshause; auch Kniphausen kam hieher, um wo möglich ein Asyl

zu finden, aber einer seiner Vettern, ein Hr. v. Keit, erklärte ihm unumwunden: daß er sich entweder mit dem Engländer oder mit ihm selbst auf der Stelle schlagen müsse, um den Schimpf von sich abzuwaschen mit dem er sich und die Familie bedeckt hätte. Jetzt sah sich Kniphausen, der den unbeugsamen Sinn seines Vetters kannte, gezwungen sich zu stellen; Hr. v. Keit übernahm es dem Gesandten die Ausforderung zu überbringen und man reiste nun zusammen nach Baruth, einem sächsischen Städtchen an der Grenze. Ein Vorschlag zur Versöhnung wurde gemacht. „Ich bin es zufrieden," sprach Elliot und zog ein Papier aus der Tasche, „wenn Hr. v. Kniphausen diese Erklärung Wort für Wort copirt und unterschreibt." Dies wollte der Andere nicht und man stellte nun die Gegner einander gegenüber. Großmüthig schenkte Elliot seinem Feinde den ersten Schuß, aber Kniphausen fehlte und Elliots Kugel sauste nun dicht an dessen Ohr vorüber. Neue Vorschläge wurden gemacht: Kniphausen erbot sich das Papier auszustellen, wenn einige Ausdrücke geändert würden. „Nicht eine Sylbe!" rief Elliot und man lud die Pistolen von neuem. Kniphausens Kugel streifte den Gesandten leicht an der Hüfte, aber nun war auch sein Muth völlig hin: voll Furcht vor dem Schuß des Engländers, erbot er sich das Papier, wie es war, zu unterzeichnen, was auch sogleich geschah und worauf Elliot nach Berlin und von da nach ein paar Tagen, auf seinen Gesandtschaftsposten zurückkehrte.

Kniphausen der jetzt auf Ruhe gehofft hatte, wurde bei seiner Rückkehr festgenommen und einige Zeit hingesetzt; später, als Frau v. Elliot geschieden worden war, heirathete er dieselbe und zog sich mit ihr auf ein Gut zurück, wo jedoch Beide sehr unglücklich mit einander lebten und früh starben, ohne daß man sie, die so viel zu bedauern hatten, sehr bedauerte.

Hr. Elliot wurde in Berlin durch jenen Hrn. Harris ersetzt, der später den Gesandtschaftsposten in Holland

bekleidete und Lord Malmesbury wurde. Gleich dem Hrn. v. Cobenzl, begann auch er hier seine diplomatische Laufbahn und, war nun dies die Veranlassung oder hatte man ihm vielleicht in London mehr Vorsicht anempfohlen? genug, er zeigte sich viel zurückhaltender als sein Vorgänger und erregte wenig Aufsehn in den Gesellschaften. Das Einzige was man sich von ihm zu erzählen wußte, war, daß er eine Intrigue mit einer Mamsell Quinson anknüpfte, die nebst drei Schwestern von St. Huberty, einem guten, aber sehr lüderlichen Schauspieler, aus Frankreich mitgebracht worden war, der mit diesen vier Mädchen gleichsam einen nicht besonders rühmlichen Verkehr trieb, d. h. die eine dieser Schwestern für sich behielt und die drei andern bei den Hrn. Harris, den Hrn. v. Golz, Officier bei den Gensd'armen, und den Bairischen Gesandten in Berlin, unterbrachte.

(Die sächsische Gesandtschaft.)

Baron Stutterheim und Graf von Zinzendorf.

Mit beiden war ich im Laufe der Zeit bekannt geworden und genoß in ihrem Hause Güte und Zuvorkommenheit. Von dem Ersteren sprach ich bereits unter dem Artikel: Nugent, und habe hier nur noch in Betreff seiner zu erwähnen, daß er seiner geschwächten Gesundheit wegen, Zurückrufung von seinem Hofe begehrte und hierauf in Dresden den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten noch eine geraume Reihe von Jahren, d. h. bis an seinen Tod, bekleidete.

Zu der Zeit als ich Berlin verließ um in mein Vaterland zurückzukehren, war Graf v. Zinzendorf Sächsischer Gesandter daselbst. Einst sprach man bei ihm an der Tafel von dem Prinzen Xaver von Sachsen, der früher

Herzag von Curland gewesen war, später sich aber nach Paris zu seiner Schwester, der Dauphine, zurückgezogen hatte, und theilte hier folgende Anecdote von diesem Fürsten mit: Prinz Xaver reiste in seinen jüngeren Jahren mit einem französischen Obristen durch Elsaß; auf der Grenze dieser Provinz, in der Franche=Comté, wollten sie in dem Gasthofe eines kleinen Ortes über Nacht bleiben und traten hier, bis man ein Zimmer oben im Hause für sie in Stand gesetzt und erwärmt hatte — denn es war im Winter — in die Gaststube, wo sich bald nach ihnen vier junge, auf Urlaub sich befindende Officiere einfanden. Der Prinz und sein Begleiter hatten sich nicht zu erkennen gegeben und Niemand ahnte wer sie waren. Die jungen Officiere betrachteten die Fremden einige Augenblicke von der Seite und da sie ihnen nicht sonderlich von Bedeutung zu seyn schienen, so fingen sie an sich unter einander ihre Bemerkungen über sie mitzutheilen und sich überhaupt auf eine nicht sonderlich löbliche Art gegen sie zu benehmen. Die Fremden erwiederten indeß nichts hierauf, als aber die jungen Leute ihre Bonmots und Bemerkungen erschöpft und sich wieder entfernt hatten und die Wirthin bald hierauf hereintrat um den Herren anzuzeigen, daß ihr Zimmer bereit sey, da erkundigte sich Prinz Xaver nach den Namen der Fortgegangenen und notirte sich dieselben in seine Schreibtafel. Dies fiel der Wirthin auf; ohne sich jedoch etwas merken zu lassen ging sie still wieder hinaus und begann nun die Dienerschaft ihrer Gäste auszufragen, wo sie denn hörte, wer die Herren eigentlich waren. „Aber warum," sprach sie zu sich selbst, „schrieb der Prinz die Namen der vier Officiere auf? Sicher haben die Herren sich etwas Unziemliches gegen ihn erlaubt, und ich bin auch so unvorsichtig gewesen ihm ihre Namen zu sagen!" Während sie jetzt noch nachdachte was wohl zu thun sey, kam einer jener vier Officiere wieder. „Ich bitte Sie um alles in der Welt," rief ihm die Wirthin sogleich entgegen, „sagen Sie mir, ob Sie vielleicht vorher etwas mit jenen Herren hatten? Der jüngste derselben hat

sich sehr genau nach Ihrem und Ihrer Cameraden Namen erkundigt und dieselben aufgeschrieben." — „Par bleu!" entgegnete der Officier, „das ist sehr kühn von dem Herrn, sich so nach uns zu erkundigen; wer ist er denn selbst?" — „Das will ich Ihnen wohl sagen; der Aeltere ist der Obrist **, und der Jüngere der Prinz Xaver von Sachsen." — „Verdammt! da haben wir einen sehr dummen Streich gemacht, der uns schlecht bekommen kann, und ich muß nur gleich meine Cameraden herbeirufen, um die Sache wo möglich wieder auszugleichen. Gehen Sie einstweilen hin und bitten Sie den Prinzen, daß er uns erlaubt ihm unsere Aufwartung machen zu dürfen." Willig übernahm die gute Frau diese Botschaft und trat sehr demüthig in das Zimmer des Prinzen, um ihn unter vielen Entschuldigungen zu bitten, den jungen Leuten, die ihre täglichen Gäste wären, von guten Familien aus der Gegend stammten und einen hübschen Thaler bei ihr verzehrten, zu verzeihen, falls sie etwa in ihrer jugendlichen Munterkeit sich einige Ungebühr erlaubt hätten, und ihnen zu gestatten, Monseigneur selbst ihre Entschuldigungen bringen zu dürfen. Der Eifer und die Beredsamkeit mit welchen sich die Frau der vier jungen Sausewinde annahm, brachten den Prinzen zum Lächeln; er bewilligte daß die Herren kommen durften, und nachdem diese nun unter vielen Versicherungen ihre Reue zu erkennen gegeben hatten, sprach er zu ihnen: „Meine Herren, was Sie sich vorher gegen mich und meinen Begleiter erlaubten, soll Ihnen mit vielem Vergnügen vergeben seyn, wenn Sie mir dagegen mit Ihrem Ehrenworte versichern, eine Bedingung zu erfüllen, die ich Ihnen aufgeben werde." Man kann denken, daß die jungen Leute sich bereitwillig hierzu bezeigten, und nun fuhr der Prinz fort: „Wohlan! so versprechen Sie mir, nie wieder in Ihrem Leben den Mann blos nach dem Rock zu beurtheilen. Unter dieser Bedingung allein vergebe ich Ihnen das Vorgefallene das ich sonst jedenfalls dem Kriegsminister würde gemeldet haben." Mit dieser Lehre entließ Prinz Xaver die jungen unbesonnenen

Leute und man darf annehmen, daß sie sich hinfort artiger und vorsichtiger betrugen.

(Die russische Gesandtschaft.)

Fürst Dolgorucki.

Am 15ten April 1765, den Tag meiner Aufnahme in der Berliner Akademie, hatte Hr. Formey kaum seine Antwort auf meine Rede geendet, als ein sehr einfach gekleideter Mann von ungefähr vierzig Jahren und mittler Größe, auf mich zu trat um mir seine Zufriedenheit über die von mir gehaltene Rede zu bezeigen und mich für den nächsten Tag zu sich zu Tische zu bitten. Ich nahm diese Artigkeit mit jener Verlegenheit an, die man zu empfinden pflegt wenn einem dergleichen Zuvorkommenheiten von Personen erwiesen werden die man nicht kennt; gleich darauf flüsterte mir aber Hr. Formey zu: jener Herr sey der russische Gesandte, Fürst Dolgorucki.

Den folgenden Tag nach Beendigung des Mahles, zog mich der Fürst bei Seite und bat mich von diesem Augenblick an sein Haus als das eines Freundes anzusehen und so oft bei ihm an der Tafel zu erscheinen, als es mir meine Zeit und meine übrige Beschäftigungen erlauben würden. Eingeladen wurde ich jetzt nicht mehr von ihm, außer wenn er große Dinérs gab, verging aber eine Woche und ich hatte mich nicht sehen lassen, dann kam er gewiß bei mir vorgefahren um sich zu erkundigen: wodurch er mich böse gemacht hätte; mit einem Worte, während der zwanzig Jahre meines Aufenthaltes in Berlin, blieb Fürst Dolgorucki derselbe gegen mich und nie vermochte irgend ein Ereigniß seine Gewogenheit oder seine Freundschaft für mich zu schwächen.

Fürst Dolgorucki hatte früher im Militär gedient und mit seinem Freunde, dem berühmten Bernardin de St. Pierre, zusammen dem Feldzuge in Finnland beigewohnt;

auch mit dem Herzog von Guines, der damals noch Hr. von Souaster hieß, hatte er als Volontair im französischen Heere drei Feldzüge im siebenjährigen Kriege mitgemacht und bedauerte nichts mehr, als daß er mit diesen immer werthgehaltenen Kameraden, vermöge ihrer beiderseitigen jetzigen Stellung, nicht ganz auf dem vertrauten Fuß zu leben vermochte, wie er es wünschte, da die Rangstreitigkeiten welche wegen des Vortritts zwischen dem französischen und russischen Gesandten stattfanden, Beide zwangen, sich etwas entfernt von einander zu halten. „Was mich betrifft,“ sprach Fürst Dolgorucki eines Tages in Betreff dieser Sache zu mir, „so würde ich gern die Entscheidung gänzlich unsern Kutschern überlassen, aber Sie wissen wohl ein Gesandter ist ein Sklave der kleinlichsten Etikette und ich bin überzeugt, daß Hr. von Guines dies eben so bedauert als ich.“

Dolgorucki besaß einen unerschütterlichen Muth und ich will dieserhalb hier nur einen Zug anführen, der dies hinreichend beweisen wird. Während des siebenjährigen Krieges schiffte er sich auf der Flotte ein die zu der Belagerung von Colberg bestimmt war: unterwegens überfiel ein furchtbarer Sturm das Geschwader und man glaubte sich ohne Rettung verloren. Dolgorucki war, angegriffen von der Seereise, eingeschlafen; man weckte ihn auf um ihn von der Gefahr des nahen Todes zu unterrichten. „Wenn das ist,“ entgegnete er ganz ruhig und legte sich auf die andere Seite, „so bitte ich mich schlafen zu lassen.“

So lange ich in Berlin lebte, reiste kein Russe von Bedeutung durch diesen Ort, den ich nicht kennen lernte und mich mit ihm über sein Vaterland unterhielt, so daß ich nach und nach mit den Vorfällen daselbst so vertraut wurde, daß man oft glaubte ich hätte mich längere Zeit in jenem Lande aufgehalten. Einst kam ein russischer Herr von Petersburg nach Berlin, dem man den Auftrag gegeben hatte, ein kleines, ihm übergebenes Manuscript, daselbst in aller

Stille drucken, jedoch nur funfzig Exemplare davon abziehen zu lassen. Sehr besorgt seinen Auftrag gut auszurichten und doch gänzlich unbekannt mit allem was zur Typographie gehörte, wandte sich der Fremde an mich. Ich übernahm die Sache unter der Bedingung, auch für mich ein Exemplar abziehen lassen zu dürfen, und lieferte ihm die anderen funfzig nach wenigen Tagen zur bestimmten Zeit ab. Das Werkchen hatte eine sehr berühmte Verfasserin, die Kaiserin Katharina nämlich selbst, und enthielt eine sogenannte Geschichte der römischen Kaiser, die aber in weiter nichts als der Anführung bestand, daß der und der von dem und dem ermordet und später von einem Anderen wieder in seiner Reihe hingeopfert wurde. Ein Zufall ließ mich in der Folge dies Geistesproduct einer berühmten Herrscherin verlieren, und ich bedaure dies um so mehr, da es wahrhaft durch diese nomenclatorische und ununterbrochene Aufführung kaiserlicher Mordthaten, eine Seltenheit in seiner Art war.

Um nicht einen ganzen Band mit den Anecdoten zu füllen, die mir von den vielen russischen Reisenden über Petersburg und den dortigen Hof, mitgetheilt wurden, beschränke ich mich hier darauf nur ein paar kurze und wenig bekannte von Katharina selbst, sowie das mitzutheilen, was mir in Betreff der Orloffs und ihrem Antheile an Peters III. Tode, gesagt wurde.

Man weiß daß Katharina in Stettin geboren und erzogen wurde wo ihr Vater Gouverneur war. Die Baronin von Printzen, welche in ihrer Jugend Hofdame an diesem kleinen Hofe war, hat mir oft sowohl von den Eltern als der Tochter erzählt, die damals gewiß nicht ahnete einst die Herrscherin eines großen Reiches zu werden. „Ich sah sie von ihrer Geburt an,“ erzählte sie mir einst; „ich habe sie erzogen und ihren Brautschatz mit einpacken helfen als sie nach Rußland ging. Sie schenkte mir immer ihr Vertrauen und ich kann mir schmeicheln sie besser als irgend jemand Anderes zu kennen, und dennoch hätte ich es mir nie auch

nur im Traume einfallen lassen, daß sie jemals eine so große Fürstin werden könnte. Sie war still, zurückgezogen und nachdenkend und ich glaubte sie würde höchstens das werden was man eine gute Frau nennt. Urtheilen Sie, wie sehr ich erstaunte, als ich später die mannigfachen Ereignisse ihres Lebens vernahm!"

Als Katharine noch Großfürstin war, wurde sie von einer gefährlichen Krankheit befallen, in welcher sie ein französischer Arzt rettete. Später Kaiserin geworden, erinnerte sie sich dieses Mannes, der einstweilen in sein Vaterland zurückgekehrt war, und setzte ihm eine Pension von zehntausend Franken aus, indem sie ihm dabei schrieb: „Da ich nicht so glücklich bin denen die mir das Leben gaben, nützlich werden zu können, so will ich es wenigstens dem zu werden suchen, der es mir erhielt;" eine Aeußerung, welche zu jener Zeit Veranlassung zu dem Gerüchte gab, daß Katharinens Mutter, die kurz vor deren Thronbesteigung starb, in Paris, wohin sie sich zurückgezogen hatte und woselbst sie in einem kleinen Hôtel hinter dem Luxemburg wohnte, in großer Beschränktheit gelebt hätte. Von dem Bruder der Kaiserin, dem Prinzen von Anhalt-Zerbst, der im J. 1792 noch unter Friedrich Wilhelm II. den Feldzug in der Champagne mitmachte, will ich weiter nichts erwähnen. Er lebte und starb ziemlich unbeachtet und zeichnete sich blos durch manche Seltsamkeiten aus, die, wenn sie nicht durch große Talente unterstützt werden, leicht Veranlassung zu Spöttereien geben.

Ich komme jetzt auf die Orloffs. Es waren fünf Brüder; der älteste wurde gewöhnlich der Philosoph genannt, weil er sich um nichts bewarb und keine Stelle annahm; der zweite wurde in der Folge Fürst und der dritte erhielt den Beinamen: der Narbige; die beiden jüngeren sind weniger bekannt geworden. Alle zusammen zeichneten sich durch einen starken, imponirenden Körperbau und eine fast riesenmäßige Kraft aus; der Fürst war der schönste unter ihnen, der Narbige der stärkste. Letzterer, wegen ei-

ner Narbe im Gesichte so genannt, erhielt diese als er sich in seiner Jugend, ich weiß nicht mit wie vielen russischen Grenadieren herumschlug und Sieger in diesem Kampfe blieb. Ueber der Ursprung dieser Menschen erhielt ich einst auf folgende sonderbare Art einen näheren Aufschluß. Ich ging in Berlin auf eine Bücherauction, wo ich Hrn. de la Grange bereits vorfand, und mich neben diesen an den Tische setzte an welchem der Verkauf geschah und ganze Haufen Bücher aufgestapelt lagen. Um uns die Zeit zu vertreiben, blätterten wir in den Werken herum unter denen Hr. La Grange einen in blaues Papier gehefteten Band von 230 Seiten in Duodez fand, der von einem Officier geschrieben war und eine Geschichte der Ereignisse in Rußland seit Peters III. Tode enthielt. Mein Nachbar sah das Buch flüchtig etwas durch und zeigte mir hierauf eine Stelle die wir leise mit einander lasen. Es wurde hier erzählt: daß, als Peter der Große die aufrührerischen Strelitzen hinrichten ließ, er selbst bei dieser Procedur mit geholfen und dieserhalb einen Block vor sich gehabt habe, wo er fleißig mit Köpfe abgeschlagen hätte. Die Ehre von dem Ebenbilde Christi hingerichtet zu werden, habe aber bald einen so großen Haufen der bestimmten Opfer um diesen Block versammelt, daß kein Platz mehr darauf gewesen sey und sich dem zufolge ein großer, wohlgebauter Mann, neben dem kaiserlichen Block auf die Erde hingeworfen und hier seinen Hals zum Streiche dargeboten hätte. Dieses Uebermaß von Gehorsam oder vielmehr Knechtssinn, habe Peter ergriffen und er hätte nun diesem Manne, der der Großvater der Orloffs, jener nämlichen Menschen gewesen sey, die später Peter III. das Leben raubten, Gnade angedeihen lassen. „So schonte also," setzte der Verfasser hinzu, „Peter I. das Blut eines Rebellen, damit die Enkel desselben ihre verbrecherische Hand gegen seinen Enkel erheben und auf diese Art an ihm vergelten konnten, was dessen Vorfahren verschuldet hatten."

Wir konnten nicht weiter in dem Buche lesen das jetzt zum Verkauf ausgeboten und von einem Abgeschickten des

russischen Gesandten erstanden wurde, welcher, wie ich später vernahm, den Auftrag hatte, das Werk um jeden Preis an sich zu bringen. Die Wahrheit des in demselben erzählten Factums, kann ich allerdings nicht verbürgen, doch spricht der Umstand daß man von Seiten der russischen Gesandtschaft sich soviel Mühe gab das Werk zu erhalten, allerdings gewissermassen dafür.

Die Art wie Peter III. seinen Tod fand, ist jetzt zu bekannt als daß ich hier noch nöthig hätte Näheres darüber zu erwähren, doch will ich blos bemerken: daß Katharina nur insofern Theil an der Sache nahm, als sie, nachdem sich der Kaiser nach Oranienbaum zurückgezogen hatte, auf die Vorstellungen der Orloffs: daß man bei solchen Dingen nie einen halben Schritt thun dürfe, es schweigend zuließ daß die Verschwornen, zu denen auch wie man sagte, ein Baratinski gehörte, Peter III. die Hämorrhoidal-Colik brachten, an welcher er angeblich verschied, und daß nachher Alexis Orloff die geschehene That der Kaiserin mit den Worten meldete: „Madame c'est fait!" indem er dabei noch die Spuren der Gegenwehr in seinem Gesichte trug, die Peter geleistet hatte. Versichert hat man mir übrigens vielfach, daß um das Regiment Garde zu gewinnen, nicht mehr als ein Rubel für den Kopf nöthig gewesen sey.

Viertes Buch.

Seine Verwaltung.

Friedrichs des Großen bürgerliche und militärische Verwaltung.

Dieser vierte Abschnitt würde Stoff zu einem langen, bänd⸗
dereichen Werke geben, wenn ich hier alles erschöpfen könnte
und wollte was in dieses Capitel gehört, und die Ordnung
und den Scharfblick des thätigsten aller Fürsten nur einiger⸗
maßen darzustellen, dürfte ein Unternehmen seyn, das weit
über die Grenzen die ich mir hier glaubte stecken zu müssen,
geht: so muß ich mich daher begnügen nur durch einzelne,
mir näher bekannt gewordene Züge, das Ganze mehr anzu⸗
deuten als auszuführen, doch wird auch dies Wenige schon
hinreichen zu zeigen, was dieser große König that und wie
er allein eine Masse von Verbesserungen in's Leben rief die
einzeln für sich betrachtet, hingereicht haben würden, die Auf⸗
merksamkeit und Thätigkeit mehrerer ausgezeichneter und un⸗
ermüdeter Menschen in Anspruch zu nehmen.

Bürgerliche Verwaltung.

In seiner bürgerlichen Verwaltung war König Fried⸗
rich einer der nachsichtigsten und mildesten Fürsten die je⸗
mals regierten: allerdings hatte auch er zuweilen Au⸗
genblicke von Heftigkeit und Strenge, aber mit seltenen
Ausnahmen war er doch stets geneigt zu verzeihen, und

wenn es sich irgend mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung vertrug, Milde zu üben, so daß er, wenn der Schuldige dem Gesetze verfallen war, oft suchte die Strafe zu verringern und nie sie schärfte. Während der zwanzig Jahre die ich in seiner Hauptstadt lebte, kann ich mich nicht erinnern daß andere Verbrecher hingerichtet wurden, als Militärs die des Mordes überführt worden waren, und weit entfernt daß durch diese Nachsicht die Vergehen sich gemehrt hätten, trat gerade das Gegentheil ein, da Friedrich für Aufklärung und Unterricht sorgte und übrigens immer bei alle dem, den Ruf einer Strenge klüglich zu bewahren wußte, die er nur in einzelnen Fällen glaubte anwenden zu müssen, wo er dann aber auch unerschütterlich war und keine Rücksicht ihn zu bestimmen vermochte.

Von der Rechtspflege.

Man hat das Gesetzbuch sehr gerühmt welches dieser Fürst zu entwerfen begann und womit er sich während dem ganzen Lauf seines Lebens, und vorzüglich in der ersten Zeit seiner Regierung, beschäftigte, wo er dieserhalb mit seinem Canzler Cocceji häufige Conferenzen hatte in welchen ihm dieser einen genauen Bericht über die Arbeiten seiner Theilnehmer an diesem Werke abstatten mußte. Einer der vorzüglichsten dieser Theilnehmer war Hr. von Jarries, der vor Formey die Stelle eines beständigen Secretairs bei der Akademie bekleidete und nach Cocceji Canzler wurde. Es kam auf diese Art ein Band in Folio zu Stande der von Formey unter dem Titel: „Code de Frédéric," in 3 Octavbänden ins Französische übersetzt wurde und das gerichtliche Verfahren bestimmte. Als Hr. von Jarries Canzler geworden war, beschäftigte er sich nicht ferner mit diesem Werke und sein Nachfolger, von Fürst, dachte nicht einmal daran, so daß erst dessen Nachfolger, der Canzler von Cra-

mer, die Arbeit wieder aufnahm und endlich ein wirkliches Gesetzbuch zu Stande brachte, welches jedoch trotz mancher großen Vorzüge dennoch dem Publicum nicht ganz gefiel und von tüchtigen Rechtsgelehrten mehrfach getadelt wurde wie z. B. der Präsident Röber dem Könige selbst manche Inconsequenz in dem Werke nachwies.

Man weiß daß in Preußen der König der einzige Gesetzgeber ist: allerdings sind Formen aufgestellt um das wirkliche Gesetz von dem besonderen Befehl des Monarchen zu unterscheiden, allein man wendet diese Formen nur dann an wenn der Monarch es gut heißt. Uebrigens erließ Friedrich nie ein Gesetz, ohne vorher mit seinen geschicktesten Ministern und Rechtsgelehrten darüber zu Rathe zu gehen; diese Vorsicht war jedoch bei ihm nur eine Frucht seines Eifers für das allgemeine Wohl und nicht eine Folge der Grundverfassung der Regierung; auch muß man sagen, daß Friedrich im Ganzen eine repräsentative oder parlamentarische Verfassung nicht liebte und in diesem Punkte in den Fehler vieler großen, thätigen und sich ihrer geistigen Kraft bewußten Fürsten fiel, die alles gern selbst anordnen, nicht aus Eitelkeit und leerer Herrschsucht, sondern weil sie wissen daß sie es besser und geistreicher machen als Andere, freilich aber dabei auch vergessen, daß sie Menschen und sterblich sind und daß Geister ihrer Art nur selten, wie in allen Ständen, so auch auf den Thronen erscheinen, Gesetz und Verfassung aber bleiben und gewissermaßen unsterblich sind.

Dieses Selbstregieren durch die Machtvollkommenheit des eignen Willens, oft gut bei großen und einsichtsvollen Fürsten, und immer nachtheilig bei schwachen oder bösen, verleitete indeß Friedrich doch auch zuweilen zu Irrthümern und es giebt Beispiele in seiner Regierungsgeschichte, wo er aus heißem Drange recht zu thun, gerade das Gegentheil that, denn unmöglich kann ein Mensch, auch der größte, alles durchsehen und alles überblicken. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an die Geschichte mit dem Müller Arnold, wo der Gerechtigkeit

liebende König sich durch seinen Eifer das Recht zu handhaben und zu erhalten, zu einer Uebereilung hinreißen ließ die zur Ungerechtigkeit wurde; ein Ereigniß welches ich übrigens hier nur darum in der Kürze mittheilen will, weil es mir Gelegenheit verschaffte in ihrer ganzen Größe die Fassung und Gewalt kennen zu lernen, welche Friedrich über sich besaß.

Bei einer seiner Reisen zu den Truppenmusterungen hatte ein Müller in Pommern, Namens Arnold, dem Könige eine Bittschrift überreicht, in welcher er sich beklagte daß ein gewisser Graf N ... das Wasser welches seine Mühle trieb, abgeleitet hätte, so daß diese nicht mehr gehen könne. Der König sandte dieses Schreiben seinem Canzler mit der Randbemerkung: „man verschaffe dem Müller sein Recht." Die Sache wurde demzufolge untersucht und der Müller verlor den Proceß. Im nächsten Jahre, als der König wieder in jene Gegend kam, überreichte Arnold jedoch ein neues Bittschreiben, in welchem er sich abermals über Ungerechtigkeit beklagte. Der König schickte es zum zweiten Male an den Canzler mit der Bemerkung: „man untersuche die Sache in zweiter Instanz und trage alle mögliche Sorge dem Manne sein Recht zu verschaffen." Die Untersuchung begann von neuem und der Müller verlor zum zweiten Male. Jetzt behielt der König diesen Urtheilsspruch zurück um die Sache an Ort und Stelle im Geheim untersuchen zu lassen. Ein alter Major welcher Güter in jener Gegend besaß, erhielt von ihm den Auftrag sich ohne daß man es merkte, das Ganze anzusehen und ihn dann von allem zu unterrichten. Dies geschah und der Major erklärte bei seiner Rückkehr: die Wasserableitungen welche Graf N ... gemacht habe, verursachten allerdings dem Müller Schaden.

Der König begnügte sich jedoch hiermit noch nicht: während der Abwesenheit des Majors, gab er noch zwei anderen achtbaren Personen denselben Auftrag wie diesem, und ihr Bericht stimmte genau mit dem des Majors überein. Jetzt

hielt sich der König nicht länger zurück; er ließ den Canzler von Fürst und die drei Räthe des Tribunals welches den Ausspruch gegen den Müller gefällt hatte, rufen, nannte sie bestechliche und nichtswürdige Menschen, ergriff mit der linken Hand die Feder (da ihn gerade die Gicht die rechte lähmte) und schrieb einen Befehl nieder durch welchen dem Grafen N... geboten, wurde dem Müller den vorigen Wasserlauf wiederherzustellen, alle Kosten des Processes zu tragen und Arnold außerdem noch allen bisher gehabten Schaden zu ersetzen: dann aber wandte er sich von neuem gegen den Canzler, hieß ihn zum Teufel gehen und stieß die drei Räthe mit Fußtritten zum Zimmer hinaus, indem er den Befehl ertheilte, sie sogleich nach Spandau zu bringen.

Wenige Augenblicke nach dieser heftigen Scene, ja fast in demselben Moment wo er diese Personen zum Zimmer hinausjagte, trat ich, herbeigerufen von ihm, zu einer anderen Thüre herein um mit ihm ein literarisches oder philosophisches Gespräch zu führen. Weit entfernt zu ahnen was hier vorgegangen war, erfuhr ich die Sache erst den nächsten Morgen. Als ich eintrat saß der König auf seiner Bergère, den Hut auf dem Haupte und die rechte Hand in ein Kissen von Eiderdunen gewickelt. So oft ich sonst zu ihm kam nahm er zur Begrüßung den Hut ab, legte ihn einige Minuten neben sich hin und setzte ihn dann nach den ersten paar Worten wieder auf. Diesmal unterließ er diese Höflichkeit, sey es nun, daß er sich zu unwohl fühlte oder noch zu aufgeregt war. Mit der Frage: warum man wohl bei unserer Erziehung es versäume den Kindern mit beiden Händen schreiben zu lehren? begann er das Gespräch. „Nehmen wir an," fuhr er fort, „daß ein Mensch den Gebrauch seiner rechten Hand durch irgend einen Zufall verliert; ist es da nicht Unsinn daß man ihm nicht in seiner Jugend seine linke Hand eben so zu benutzen lehrte, wie die rechte? Was hat denn die rechte Hand eigentlich für ein Vorrecht daß wir sie allein unserer Aufmerksamkeit würdig halten? Wenn man in meiner Jugend diese Sache besser in's Auge gefaßt hätte,

dann würde ich z. B. jetzt eben nicht so viel Mühe gehabt haben einige Zeilen mit der linken Hand zu schreiben, da mir die rechte, wie Sie sehen, durch die Gicht gelähmt ist, und Sie werden gestehen, daß es lästig ist in einem Alter von mehr als sechszig Jahren, noch so etwas lernen zu müssen. Sagen Sie mir daher, meine Herr, warum man diese Vorsicht bei unserer Erziehung vernachlässigt und ob es nicht gut wäre, wenn allen Schreibmeistern befehlen würde, den Kindern mit beiden Händen schreiben zu lehren?"

In Betreff der Nützlichkeit der Uebung der linken Hand gleich der rechten, pflichtete ich dem Könige vollkommen bei, doch machte ich ihm in Hinsicht des Schreibens auf einige Uebelstände aufmerksam, die dadurch entstehen dürften, wenn der Mensch gewöhnt würde die Feder mit beiden Händen zu führen. Ich rechnete hierzu besonders die nothwendig daraus entspringende Verschiedenheit der Schriftzüge eines und desselben Menschen, die es noch schwerer machen würde die Handschrift eines Menschen zu constatiren als dies jetzt schon der Fall ist, und ferner die ganze Einrichtung unserer Art zu schreiben, vermöge welcher die Linien von der linken zur rechten Hand gehen, eine Richtung die der linken Hand ganz entgegen sey.

Friedrich schien meine Einwürfe richtig zu finden und bemerkte nun: es sey ein Unglück daß der Mensch den Gebrauch keiner von der Natur empfangenen Gabe entbehren könne ohne dies sogleich so schmerzlich zu empfinden wie dies jetzt mit ihm der Fall gewesen wäre, da er sich genöthigt gesehen hätte, mit der linken Hand zu schreiben. Ich wußte hierauf in dem Augenblick nichts anderes zu erwiedern, als daß ich mich wunderte, warum Se. Maj. nicht dictirt hätten. Er sah mich an und mit einem festen Tone sprach er: „Mein Herr, das ging nicht."

Die Unterredung stockte jetzt einige Augenblicke, dann knüpfte er sie wieder mit einigen Betrachtungen über die Verdorbenheit der Menschen an; Betrachtungen, die erst

ins Allgemeine gingen, bald sich aber auf die einzelnen Stände im Besondern ausdehnten, und das Gespräch zuletzt auf das leiteten, was man gewöhnlich Kunstgriffe nennt. Friedrich wurde hier etwas heiterer und behauptete: es gäbe keinen Stand, keinen Rang und keine Profession, die nicht ihre besondern Kunstgriffe in dieser Art hätten und sich dadurch auszeichneten; ja die Welt sey einmal so sehr daran gewöhnt, daß dies nicht einmal mehr beachtet würde und nur dem Schande brächte, der die Sache ungeschickt mache. Um seine Behauptung zu beweisen, ging er jetzt eine Menge Stände durch und wies die Kniffe nach, deren sich jeder zu seinem Vortheil bediente: er zeigte auf welche Art die Kaufleute bei ihren Sendungen und Verkäufen zu betrügen wüßten; wie die Fabrikanten dies bei Anfertigung ihrer Waaren machten, die Priester bei der Ausübung ihrer Amtsgeschäfte, und selbst im Schooße der Familien ꝛc. ... höchst merkwürdig war es jedoch dabei, daß er es gänzlich vermied in dieser Aufzählung fast aller Stände, der Rechtsgelehrten und Richter zu gedenken; gewiß ein bemerkenswerther Umstand in diesem Augenblick! Gleichsam um sich schadlos zu halten, verweilte er dagegen desto länger bei den Financiers, Lieferanten und sogenannten Geschäftsleuten, mit denen er diese allgemeine Musterung beschloß. „Von allen Spitzbuben," sprach er, „sind mir aber die Lieferanten und Magazinverwalter als die ärgsten und unersättlichsten erschienen: Sie können sich nicht vorstellen, mein Herr, auf wie vielfache Art und mit welcher Geschicklichkeit dieses Volk zu stehlen versteht! Ich habe die traurige Erfahrung davon gemacht. Was half es mir daß ich es vorher wußte und sie mit Argusaugen bewachte und beobachten ließ? nichts vermochte sie zurückzuhalten! O! wenn Sie wüßten, wie man mich während des Krieges behandelt hat! es würde Ihnen das Herz zerreißen! Stellen Sie sich dabei meinen Verdruß vor! ich sah daß man mich bestahl, ich hatte die unzweifelhaften Beweise in Händen und doch reichte dies alles nicht hin, um diese Schäker, die ich lei-

der brauchte, henken lassen zu können! ich mußte es gut seyn lassen und meinen Aerger verschlucken."

„Als Friede wurde und ich alle Verwaltungszweige durchging, um soviel als möglich die Mißbräuche abzustellen und die Wunden welche der Krieg geschlagen hatte, zu heilen, da kamen mir die Rechnungen meiner Lieferanten von neuem unter die Augen und ich mußte von neuem seufzen. Ich gestehe Ihnen, daß sich mir unwillkührlich dabei die Frage aufdrang: ob denn meine Unterthanen ärgere Schelme wären als alle andere Menschen in der Welt, oder ob der Geist des Betrugs sich überall gleich sey? und um dies zu erfahren, gab ich meinen Ministern in Wien, Paris, London, Petersburg und Stockholm, den Befehl, mit der größten Sorgfalt nachzuforschen ob die Armeelieferanten jener Nationen eben solche Spitzbuben wären wie die meinigen und mir hierüber genaue und umständliche Berichte einzusenden. Ich muß meinen Gesandten die Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu sagen, daß sie mir gut dienten; von Allen erhielt ich sehr genaue Schreiben durch welche ich die Schelmenstreiche der Lieferanten meiner ehemaligen Feinde vollständig kennen lernte. Mein Herr, es war dort wie bei mir; Wort für Wort dasselbe Spiel. Nun wird man nicht sagen können, daß diese Menschen sich unter einander verstehen und sich ihre Kunstgriffe mittheilen; nein! eine solche Uebereinstimmung herrschte nicht zwischen den Preußen und Oesterreichern; dazu sind sie sich zu wenig gut und zu neidisch auf einander. Es ist also der Stand, die besondere Eigenthümlichkeit des Geschäfts, der Dämon der menschlichen Verdorbenheit, der sie treibt und ihnen die Ränke und Kniffe lehrt um unter einem Schein von Recht betrügen zu können und so der Ahndung der Gesetze zu entgehen."

Diese Unterredung ist mir immer um so mehr erinnerlich geblieben, da sie mir in Betracht des Ereignisses welches kurz vorher stattgefunden hatte, höchst merkwürdig war und mir wie bereits bemerkt, die ganze Größe von Friedrichs Herrschaft über sich zeigte. In Hinsicht der Angele-

genheit von dem Müller Arnold will ich hier nur noch bemerken, daß Friedrich ein halbes Jahr später durch die Annales politiques von Linguet über seinen Irrthum in dieser Sache aufgeklärt wurde *) und das Unrecht so viel es möglich war ohne Aufsehn wieder gut zu machen suchte. Gegen den Grafen N..., welcher noch nichts von der ihm aufgelegten Strafe bezahlte hatte, wurde nicht weiter verfahren, der Müller auf eine andere Art entschädigt und die drei nach Spandau geschickten Räthe wieder in ihre Stellen eingesetzt. Nur Hr. von Fürst blieb in Ungnade, nicht dieser Angelegenheit wegen, sondern, wie ich genau weiß, deswegen, weil dem Könige nach und nach zu Ohren gekommen war, daß Hr. v. Fürst zwar stets dem Adel und Standespersonen Zutritt zu sich gestattete, wenn sie ihm etwas vorzubringen hatten, aber nicht den Bürgerlichen. König Friedrich, gerecht wie er war, wollte aber daß keiner seiner Unterthanen zurückgesetzt würde; um jedoch durch eine laute Rüge dieses nicht lobenswerthen Verfahrens seines Canzlers, keinen Anlaß zu Bitterkeit zwischen den verschiedenen Ständen zu geben, bediente er sich des Vorwandes der Arnoldschen Angelegenheit noch später, um Hrn. v. Fürst von seinem Posten entfernt zu halten.

Während meiner Zeit waren nach und nach zwei Justizminister, die Hrn. v. Zedlitz und von Münchhausen. Der Erstere, in seiner Jugend Militär, hatte zugleich den Cultus und das Schulwesen unter sich. Er war ein braver Mann der sich besonders viel Mühe gab der Bettelei Einhalt zu thun, trotz einer angeordneten Armensteuer aber nicht

*) Der Müller hatte allerdings durch die Wasserableitungen des Grafen N... verloren, allein dieser, dessen Güter unterhalb der Mühle lagen, besaß ein unbestreitbares Recht hierzu, und dies macht es erklärlich, daß die vom Könige im Geheim zur Nachsehung der Sache beauftragten Männer, welche keine Rechtsgelehrten waren und so mit blos hier nach dem äußern Scheine urtheilten, sich unbedingt für den Müller aussprachen.

damit zu Stande kommen konnte. Der Andere, ebenfalls ein sehr rechtlicher und in seiner Art verdienstvoller Mann, wurde besonders als großer Rechtsgelehrter geschätzt; übrigens war er außerordentlich menschenscheu; er floh jede Gesellschaft und erschien nie am Hofe so daß ich nicht glaube, daß er den König einmal in zehn Jahren sah, obschon er wußte daß ihn dieser schätzte und das Publicum ihn ehrte. Hr. v. Münchhausen besaß ein bedeutendes eigenes Vermögen und war hierdurch um so unabhängiger da er jede Art von Luxus mied, denn in der That sah man ihn nie anders als in einem höchst einfachen und altmodischen Costüm. Als das Gesetzbuch von Joseph II. erschien, sandte Friedrich es diesem Minister mit dem Auftrage zu: ihm seine Bemerkungen darüber mitzutheilen, und Münchhausen that dies mit einer Offenheit und Ehrlichkeit, die ihn nichts als die Sache im Auge haben ließ; er tadelte es wo Tadel verdient war und lobte es eben so unpartheiisch, indem er sich dabei nicht enthielt zu bemerken: es gäbe Stellen darin die der Weisheit und Menschlichkeit seines Verfassers die höchste Ehre, und es äußerst wünschenswerth machten, daß man ähnliche Maßregeln auch in den preußischen Staaten träfe. Friedrich war hochherzig genug diese Offenheit nicht zu mißbilligen und seinem Minister dieserhalb nur noch gewogener zu werden.

Auswärtige Angelegenheiten.

Ich habe nur einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten während meiner Zeit gekannt: es war dies der Graf von Finkenstein, ein Sohn des Feldmarschalls von Fink. Hr. von Finkenstein war bereits in seinem zwanzigsten Jahre Minister in Schweden; von da in sein Vaterland zurückgekehrt, folgte er hier dem Hrn. von Po=

bewils und erhielt sich in seinem Posten bis an sein Ende, obschon ihm der König in späteren Jahren den Hrn. von Hertzberg, weniger dem Titel als der Sache nach, beiordnete. Hr. v. Finkenstein war ein Mann von großer Artigkeit und Zuvorkommenheit der sehr gut zu repräsentiren wußte, gern aber auch zuweilen einen etwas leichten und spöttelnden Ton annahm, so daß eine Menge Epigramme von ihm umliefen.

Hr. v. Hertzberg war ein arbeitsamer, ernster und einfacher Gelehrter, der diesen Charakter in seinem ganzen Aeußern schon verkündete. Er trieb auf seinem in der Nähe von Berlin gelegenen Guthe, sehr ämsig den Seidenbau und hatte daselbst zugleich eine große Meierei. Alle seine seidenen Kleider waren von eigen erbauten Cocons und vor der Thüre seines Hauses verkaufte täglich eine Bäuerin Milch Kannenweise. „Hr. v. Hertzberg," sprach eines Tages der Marquis von Pons zu mir, „würde ein vollkommener Staatsmann seyn, wenn er in seinen jüngern Jahren andere Länder gesehen hätte; so aber glaubt er ganz ehrlich, daß nichts in der Welt dem Sande der Mark Brandenburg und den Sitten und Gebräuchen seiner Landsleute gleich kömmt."

Nach diesen beiden Ministern nenne ich einen Hrn. v. Marconey, einen geist- und verdienstvollen Mann, der sicher Minister geworden wäre, wenn ihn nicht eine unglückliche Neigung zum Trunk beherrscht und ein paar Gläser schon hingereicht hätten, um ihm den Kopf zu verdrehen. Dennoch beging er, trotz dieser Schwäche, nie eine Indiscretion und ich war selbst Zeuge, daß er im Zustande der Trunkenheit allen Verlockungen hierzu kraftvoll widerstand. Er vermählte sich während meiner Anwesenheit in Berlin mit einer Verwandtin, die den Versuch machte ihn von seinem Laster zu heilen, aber nur auf kurze Zeit es vermochte.

Ich will hier noch ein anderes Beispiel von der Kraft des Pflichtgefühls selbst im Zustande der Trunkenheit, anführen. Hr. von Kircheisen, Polizeidirector in Berlin, be-

rauschte sich regelmäßig alle Mittage und dennoch wurde nie die Polizei besser in dieser Hauptstadt gehandhabt als unter ihm. Alle Abende sah man ihn durch die Stadt reiten, wobei er so auf dem Pferde schwankte, daß man fürchten mußte er würde jeden Augenblick herabfallen, aber er fiel nicht, und nichts entging dabei seiner Aufmerksamkeit. Besonderes Lob verdient es aber auch noch, daß er in diesem Zustande nie die Grenzen der Mäßigung und Gerechtigkeit überschritt und eben so wenig als Hr. von Marconey, zu einer Indiscretion zu verleiten war, mochte man ihm zutrinken und Fallen legen, soviel man wollte.

Ein Zug von des Königs Vorsicht bei diplomatischen Verhandlungen fällt mir hier ein, den ich noch mittheilen will. Als sich die Streitfrage wegen der Nachfolge in Baiern erhob, verfaßte Hr. v. Hertzberg ein Memoir, in welchem er ein für Joseph II. sehr beengendes Dilemma wegen Böhmen aufstellte. „Dies Königreich," sagte er, „war ein Wahlreich: der letzte Wahlkönig hinterließ zwei Töchter, von deren jüngster Sie (Joseph II.), der König von Preußen aber von der ältesten abstammt. Ist dies Reich nun jetzt erblich geworden, so kömmt es dem Hause Brandenburg zu, wo nicht? wo ist dann die Wahlacte Ihrer Ernennung? Diese Acte hat nie stattgefunden und folglich ist Ihr Recht auf Böhmen durch nichts begründet." — Als Friedrich diese Stelle las, strich er sie sogleich mit der Bemerkung durch: daß sie unpassend und unzeitgemäß sey, und er nicht wolle daß darüber auch nur im mindesten etwas erwähnt würde.

Es gab kein geheimeres Cabinet als das dieses Königs, und eben so wenig eines das wachsamer, vorsichtiger, gewandter und thätiger unter dem Schein der größten äußeren Ruhe war. Man wußte daß Friedrich schlau und verschlagen war; man hielt sich immer vor ihm auf der Hut und dennoch wußte er stets die Anderen zu überraschen. Die in neuerer Zeit so mannigfach benutzten sogenannten Gesundheitscordons, sind eine Erfindung von ihm. Als

die erste Theilung von Polen im Werke war, zog er an der Grenze dieses Landes einen Truppencordon unter dem Vorwande zusammen, seine Staaten vor der damals gerade in einem Theile von Polen herrschenden Pest zu bewahren, und alle Welt wurde hierdurch getäuscht, wenigstens in Berlin, wo man sich sehr sorgsam mit vinaigre des quatres voleurs versorgte. Das Erstaunen war aber nicht gering, als dieser Cordon, still zu einem Heere angewachsen, plötzlich vorrückte und von mehreren Provinzen Besitz nahm. Auch auswärtige Diplomaten ließen sich durch die Vorspiegelung täuschen. Prinz Ludwig von Rohan, französischer Gesandter in Wien, behauptete steif und fest, das Gerücht von einer beabsichtigten Theilung Polens sey eine Fabel und der Herzog von Aiguillon, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, glaubte nicht eher an die Sache, bis das Geschehene officiell in Versailles angezeigt wurde.

Merkwürdig ist, daß bei dieser Geheimhaltung, Friedrich die Charte von Polen in seinem Cabinette lange Zeit vor sich auf dem Tische liegen hatte und auf derselben mit einer Feder die verschiedenen Linien zog um die Grenzen anzudeuten, wie weit jeder Theilende gehen sollte. Der Atlas wurde später in seine Bibliothek zurückgebracht und blieb hier an derselben Stelle aufgeschlagen bis zu des Königs Tode liegen, wenigstens bis 1784, wo ich Berlin verließ.

Sein Departement der auswärtigen Angelegenheiten kostete Friedrich verhältnißmäßig nur wenig, da es nur aus einer kleinen Zahl wohlgewählter Personen bestand, die viel arbeiten mußten, so daß selbst die Minister sich genöthigt sahen öfters ihre Copien und stets ihre Briefe selbst zu schreiben. Den Gesandten oder Bevollmächtigten an den auswärtigen Höfen, gab Friedrich nur einen geringen Gehalt, obschon er ihnen dabei befahl, „die Suppen nicht zu sparen," d. h. fleißig Dinérs zu geben. „Aber," sagte einstmals der Baron Hamon zu mir, der Gesandter in Holland gewesen war, „er giebt uns nichts dazu um sie gut machen lassen zu können." In der That hatten seine

Gesandten in Paris, Wien, London und Petersburg nur sechstausend Thaler und die an den andern Höfen viertausend. Natürlich mußten diese Menschen aus ihren eigenen Mitteln zusetzen und da sich die mehrsten hierdurch ruinirten, so kam es bald dahin, daß sich jeder dieser theuren Ehre möglichst zu entziehen suchte.

Das Generaldirectorium.

Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Justiz sowie der Canzler, hingen gänzlich von der Autorität des Königs ab; nicht derselbe Fall war es jedoch mit den andern Ministern welche die Verwaltung im Innern über sich hatten, denn diese bildeten ein Collegium welches man das Generaldirectorium nannte und in welchem, obschon jeder Minister sein eignes Departement hatte, die Angelegenheiten gemeinschaftlich berathen und erwogen wurden. Die Entscheidungen dieses Collegiums geschahen stets im Namen des Königs so als wenn der Monarch hier selbst gesdrochen und selbst gegenwärtig gewesen wäre. Uebrigens hatte dabei jeder Verwaltungszweig sein eignes Büreau oder Departement, so daß es ein Baudepartement für die königlichen Bauten, eine Domainenkammer, ein Finanz-, Handels-, Fabrikdepartement ꝛc. giebt, die sämmtlich außer ihrem vorstehenden Director oder Minister, wieder mehrere Räthe hatten, denen jedem wieder ein eigener Zweig übertragen war, und die jährlich die unter ihnen stehenden Bezirke zu bereisen hatten, um hier alles Nöthige nachzusehen und anzuordnen.

Das Postwesen war zu jener Zeit im Preußischen nicht so wie in Frankreich eingerichtet. Es ging ganz für königliche Rechnung und die größeren Städte ausgenommen, hielten die Postmeister keine eigenen Pferde, sondern hatten blos eine Liste der in ihrer Commune vorhandenen, wonach sie die

nöthigen Ausschreibungen zur Stellung derselben machten. Das Postgeld empfing der Postmeister für Rechnung des Königs, die Einwohner aber welche die Fuhren leisten mußten, wurden dafür taxmäßig von der Finanz- und Domainenkammer durch jährliche Abrechnungen bezahlt, und bekamen außerdem nichts als das sogenannte Trinkgeld.

Die Finanz- und Domainenkammer schloß die Verpachtungen der Domainen auf eine gewisse Reihe Jahre und die Pächter dieser Ländereien hatten stets außer den baaren Pachtsummen, noch gewisse nach Befinden der Umstände angeordnete Naturallieferungen an Wildpret, Butter, Fischen ꝛc. in den verschiedenen Jahreszeiten in die königlichen und prinzlichen Küchen zu liefern, welche Sachen die Post frei mitnehmen mußte.

In Betreff der Jagd so war Friedrich kein Freund von diesem Vergnügen und jeder der demselben seine Zeit widmete, würde sich bei ihm nicht sehr in Gunst gesetzt haben. Dies ging so weit, daß der damalige Kronprinz alle mögliche Vorsicht anwendete, um sich dies Vergnügen ein paar Mal des Jahres ohne Wissen des Königs zu verschaffen. „Der Fleischer,“ sagte König Friedrich öfters, „tödtet nur die Thiere, weil es sein Gewerbe so mit sich bringt und das Bedürfniß des Ganzen es erheischt; der Jagdliebhaber tödtet aber zum Vergnügen, und das ist roh.“

Alles was zur allgemeinen Landespolizei gehörte, stand unter dem Generaldirectorium, doch war für Berlin noch ein eigner Polizeidirector angestellt, der seine Befehle von dem König empfing und außerdem gab es noch einen Generalfiscal.

Um zu beweisen daß Friedrichs Aufmerksamkeit nichts entging und daß nichts vermögend war ihn von dem Schutz abzubringen, den er allem was zur öffentlichen Ordnung gehörte, widmete, will ich hier ein paar Anecdoten anführen.

In der ersten Zeit seiner Regierung glaubte Friedrich die Klugheit geböte es ihm, zu erfahren zu suchen was

es mit dem viel besprochenen Geheimniß der Freimaurerei auf sich hätte, und um dies zu erkundschaften, wandte er sich nun an einen der Männer, die damals sein ganzes Vertrauen genossen, den Hrn. von Knobelsdorf oder Kayserling, wenn ich mich nicht irre, und gab ihm den Auftrag, Freimaurer zu werden und ihm dann die Sache mitzutheilen. Dies geschah. Als der König aber nun den Neuaufgenommenen fragte: was er gehört und gesehen habe? da entschuldigte sich dieser mit dem Eide den er hatte ablegen müssen, und wußte den König dahin zu bringen sich selbst aufnehmen zu lassen. Friedrich wurde demnach in der Stille recipirt und zum Meister des Stuhls der königlichen Loge ernannt, doch zog er sich bald für immer von der Sache zurück, als er wußte was er zu wissen wünschte. Die Brüder Maurer konnten es jedoch nicht so bald vergessen, daß der König einer der Ihrigen geworden war; sie glorifizirten sich nicht wenig damit und kamen einmal auf den nicht glücklichen Gedanken ihm ein mit ihren Ordenstiteln unterzeichnetes Schreiben zu senden, und ihn darin als Bruder anzureden. Friedrich fand dies aber unendlich unstatthaft und gab sogleich seinem Polizeidirector Philippi den Befehl, den Herren eine ernste Zurechtweisung mit der Bemerkung zukommen zu lassen, sich dergleichen ferner zu enthalten und von ihren Logentiteln außerhalb ihrem Kreise nie Gebrauch zu machen, da das Oberhaupt des Staates keine anderen Titel anerkennen könne, als die so von der öffentlichen Gewalt ausgingen. Um seinen Auftrag zu vollführen und den Hr. Brüdern Freimaurern wie der König dies ausdrücklich geboten hatte, den Kopf tüchtig zu waschen, wandte sich Philippi, da die Obern jener Loge welche diesen Mißgriff begangen hatte, mehrentheils Mitglieder der Regie waren, an Hrn. Delaunay, den Vorsteher dieses Verwaltungszweiges, der, ein großer Spötter über die ganze Freimaurerei, nicht verfehlte die Sache auszubreiten.

Nach dem ersten Feldzuge im Bairischen Successionskriege, hatten sich Frankreich und Rußland endlich entschlos-

sen ein Heer gegen Joseph II. marschiren zu lassen, im Fall dieser die vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehmen würde. Das russische Truppencorps stand bereits in Polen, so daß es sogleich gebraucht werden konnte. Es sollte unter dem Oberbefehl des Fürsten Repnin stehen, der sich als Unterhändler bei dem König von Preußen befand, unter diesem aber Souwarow das Commando führen. Diesen später so berühmt gewordenen Feldherrn, sah ich mehrere Male an der Tafel des Fürsten Dolgorucki und hörte von ihm selbst nachstehende Anecdote. „Ihr König," sprach er, „ist ein eigner Mann, den nichts von seinen Grundsätzen abzubringen vermag: ich selbst hatte mit ihm einen seltsamen Vorfall der mich fast in Verlegenheit setzte. Bei meiner Abreise von Petersburg, gab mir die Kaiserin Depeschen an ihn mit, die äußerst dringend waren, auch erhielt ich den Befehl, so schnell als möglich zu reisen. Sie können leicht denken, wie mich die Langsamkeit der Postillone in diesem Lande ärgerte; umsonst stellte ich ihnen vor, welche Eile ich hätte und verschwendete Trinkgelder über Trinkgelder an sie. Es half nichts, sie fuhren nach wie vor schlecht und es war so gut als wenn ich zu Stöcken redete. In Pommern wurde es am ärgsten, aber nun ging mir auch die Geduld aus: vergebens hatte ich hier eine solche Schnecke gebeten und beschworen, rascher zu fahren; der Kerl war nicht aus dem Tritt zu bringen: endlich, da nichts half, nahm ich meine Zuflucht zum Stock und gab ihm wohl ein Dutzend tüchtige Hiebe mit dem Versprechen, mehr zu spenden wenn es nöthig seyn würde. Das wirkte: der Kerl fuhr nun rasch, aber auf der nächsten Station gab er mich bei der Behörde an und man erklärte mir hier ganz unumwunden: ich müßte an Ort und Stelle bleiben bis die Sache zwischen mir und dem Postillon rechtlich entschieden sey, da die Gesetze es durchaus nicht gestatteten, Hand an einen Postillon zu legen. Glauben Sie mir mein Herr, ich hatte viele Mühe eh' ich es dahin brachte, weiter reisen zu können und man gestattete dies nur in Rücksicht

auf meine wichtige Sendung und unter dem feierlichen Versprechen von meiner Seite, mich der gerichtlichen Ausmachung dieser Sache auch in der Ferne nicht zu entziehen."

„Da ich leicht denken konnte, daß man dem Könige die Sache melden würde, so glaubte ich am besten zu thun den Vortheil meines Früherkommens zu benutzen und es ihm selbst vorzutragen. Ich war daher kaum in Breslau angekommen, wo ich von ihm sehr günstig aufgenommen wurde, als ich nach Ausrichtung meiner Aufträge auf die von ihm an mich gestellte Frage: ob ich eine gute Reise gehabt hätte? ihm den ganzen Vorgang mittheilte.... Vom ersten Wort meiner Erzählung an, veränderte sich plötzlich das ganze Ansehn des Königs; statt der huldvollen, freundlichen Züge, sah ich jetzt nur einen ernsten, kalten, strengen Fürsten vor mir, der mich aufmerksam anhörte und als ich meinen Bericht mit der Erklärung schloß: daß die Behörden in jenem Orte mich nur in Rücksicht auf meine Depeschen hätten weiter reisen lassen, mit einem eisigen Tone mir erwiederte: „Mein Herr General, Sie haben viel Glück gehabt." Dies war das Einzige was er darüber gegen mich äußerte, aber ich gestehe Ihnen doch, meine Herren, daß ich nie in meinem Leben besser begriff, was ein wahrhaft großer, der Krone würdiger Fürst ist, als in diesem Augenblick. Seine Posten sind auf eine Art eingerichtet um den Reisenden zur Verzweiflung zu bringen, aber bis eine bessere Ordnung eingeführt wird, ist es des Königs Pflicht, nicht zu dulden, daß man seine Postillone beleidigt und sie wie jeden andern seiner Unterthanen zu schützen. Noch einmal, ich gestehe es, daß ich den wahren König in ihm in diesem Augenblick bewundern mußte." —

Souwarow war damals einige vierzig Jahre und eine kleine untersetzte, trockene, jedoch nicht magere Figur, die n ewiger Bewegung war. Wie es schien, so trieb es ihn gleichsam innerlich unaufhörlich an und seine Unterhaltung sprang von Gegenstand zu Gegenstand über: was man

später von ihm hörte, überraschte mich nicht und schien mir nur seinem exaltirten, für den ersten Augenblick fast narrenhaft erscheinenden Wesen, angemessen zu seyn.

Das Finanzwesen.

Was ich über das Generaldirectorium gesagt habe, kann schon eine Idee von dem Finanzsysteme geben, welches Friedrich befolgte; doch will ich hier Einiges über die Auflagen, die Art sie zu entrichten und den Schatz mittheilen.

Die directen Abgaben waren damals, wenigstens in Berlin, fast so viel als nichts, denn nie hat man mir während meines ganzen Aufenthaltes mehr als ohngefähr 12 gr. monatlich unter dem Titel von Servicegeldern abgefordert. Die Haupteinkünfte des Staates flossen aus den Verpachtungen der Domainen, der Accise und den Zöllen: minder wichtige Einkünfte waren die Lotterie, der Holzverkauf in mehreren großen Städten, die Tabaksadministration und die Post. Eine Menge Fabriken, die dem Staate gehörten und größtentheils von Friedrich II. gegründet wurden, will ich nicht hieher rechnen, da diese übrigens recht nützlichen Etablissements, zum Theil erst im Aufblühen waren, anderntheils dem Staate auch manchmal mehr kosteten als sie einbrachten.

Die Porcellanfabrik in Berlin z. B. ist eine der besten in Europa und hob sich schnell in Hinsicht ihrer Erzeugnisse zu einer sehr bedeutenden Stufe; dennoch wollte es von Anfang mit dem Absatz, selbst im Lande, nicht recht fort und immer wurde noch viel sächsisches Porcellan eingepascht. Diesem Uebel abzuhelfen, ersann Friedrich ein seltsames aber gutes Auskunftsmittel: zu jener Zeit mußten die Juden im Preußischen noch eine Erlaubniß bei der Regierung einholen um sich verheirathen zu dürfen, und Friedrich ge-

währte ihnen diese nun nur unter der Bedingung, daß sie für ungefähr 150 Thlr. Porcellan kauften. Dies Mittel schlug wunderbar an, denn die Thätigkeit und Handelsindustrie der Juden verfehlten nicht dieses Porcellan schnell wieder abzusetzen und so dem Berliner Fabricat selbst im Auslande, Eingang zu verschaffen.

Die bei Spandau gelegene Gewehrfabrik ist noch eine Einrichtung von König Friedrich Wilhelm I. Man zog Arbeiter aus dem Lüttichschen herbei, denen man Wohnungen und die nöthigen Werkstätten erbaute. Friedrich trat diese Fabrik so wie die der Grenadiermützen, an das Handelshaus Daun und Splittgerber ab, welches auch die Zuckerraffinerien in Berlin besaß und von diesen einen ungeheuren Gewinn zog.

Der König legte fast in allen bedeutenderen Städten große Kornmagazine an, eine Vorsicht und Wohlthat, die nicht allein seinem, sondern auch den angrenzenden Ländern mehrmals sehr zu Statten kam. Als in den siebziger Jahren eine fürchterliche Hungersnoth Sachsen verheerte und hier viele Menschen, das dürre Gras des Feldes noch zwischen den Zähnen, todt vor Hunger an den Landstraßen gefunden wurden, da öffnete Friedrich seine reichgefüllten Magazine und rettete das Land.

Die Lotterie trug im Ganzen weniger ein als dies hätte der Fall seyn können, weil Friedrich die Einkünfte derselben an zwei Familien, die er nicht zu Grunde gehen lassen wollte, für einen billigen Pacht abgetreten hatte. Andere boten ihm 60,000 Thlr. jährlichen Pacht, er überließ es den Grafen Reuß und Eichstädt für 36000 Thlr., die sich dabei so gut standen, daß der letztere selbst einmal lächelnd äußerte: „Drei Ziehungen gäben das Heirathsgut für eine seiner Töchter."

Als ich Preußen wieder verließ, waren daselbst an 1500 Seidenweberstühle im Gange. Der König und sein Minister Hertzberg thaten außerordentlich viel, um die-

sen Industriezweig zu beleben, dennoch vermochte sich derselbe nur eine kurze Zeit in einem gewissen Flor zu erhalten. Mit den Wollenfabriken glückte es besser, da sie den Verhältnissen des Landes angemessener waren. Das sogenannte Lagerhaus in Berlin lieferte das Tuch für die Officiere des ganzen Heeres und es war eine Aachner Familie, die Herren Schmidts, welche diesem Etablissement vorstanden.

Alles was das Verwaltungsfach des Finanzwesens im Preußischen anlangt, verdiente der eingeführten strengen Ordnung wegen, die größte Anerkennung, und Vergehen gegen diese Ordnung oder Veruntreuungen, wurden immer auf das Schärfste geahndet. Bei Ereignissen dieser Art zeigte sich Friedrich stets als unerbittlicher Richter und ich weiß mehrere Fälle, wo Strafbare in dieser Hinsicht ohne alle Schonung der Ahndung der Gesetze preisgegeben wurden. Hier nur ein Beispiel. Ein Baron v. Görne, ein ordentlicher, stiller und ehrlicher Mann, hatte von seiner bei weitem älteren Gemahlin ein Vermögen von beinahe 25000 Thlr. jährlicher Einkünfte geerbt und hierdurch einen kleinen Schwindel von Ehrgeiz bekommen. Er wünschte am Hofe angestellt zu werden: ich selbst mußte ihm eines Abends bei Frau v. Troussel einen Brief dieserhalb an den König entwerfen: Görne erhielt den Kammerherrnschlüssel und da er sich in Gunst zu setzen wußte, wenige Monate darauf die Stelle eines Finanzministers. Ein Jahr später schlug der neue Minister dem Könige vor, eine Starostei in Polen zu kaufen, die zu einem äußerst billigen Preise weggehen sollte. Friedrich machte ihm bemerklich: daß er nicht füglich sich Grundbesitz in einem fremden Lande anschaffen könne und meinte, Görne solle doch die Sache selbst unternehmen. Dies geschah und die Zahlung wurde in Terminen festgesetzt; als aber einer dieser Termine von 70,000 Ducaten nahte, fand sich der Minister, dem nicht alle Gelder auf die er gerechnet hatte, eingegangen waren, in Verlegenheit gesetzt und griff, um sich zu helfen,

zu dem Mittel eine Anzahl Seehandlungsobligationen, die nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs in Umlauf gebracht werden konnten, zur Sicherung zu geben. Er selbst war hinreichend im Stande in wenigen Monaten die Sache wieder auszugleichen und alles würde gut gegangen seyn, wenn ihm nicht der Director der Seehandlungscompagnie, Struensee, ein Bruder jenes in der Dänischen Geschichte auf eine so unglückliche Art bekannt gewordenen Ministers Struensee, angegeben hätte *), worauf sogleich General Ramin den Befehl erhielt, den Baron Görne festzunehmen. Ein Piquet wurde in das Hotel des Ministers gelegt, ihm selbst Messer, Scheere, kurz alle schneidende Werkzeuge, abgenommen und zwei Grenadiere Tag und Nacht in sein Zimmer postirt. Der schnell eingeleitete Proceß dauerte nicht lange: Dank dem Widerwillen, welchen Friedrich gegen Todesstrafen hatte, Görne wurde nicht zum Schaffot verurtheilt, dagegen aber seines Adels und seiner Titel beraubt und auf lebenslang nach Spandau geschickt, indem man ihm dabei von seinem ganzen eingezogenen Vermögen nur einen Thaler zum täglichen Unterhalt ließ. Friedrich Wilhelm II. befreite später den Exminister in einem Gefühle von Milde, dem Friedrich, der üblen Folgen wegen die dieses Beispiel haben konnte, nimmer nachgegeben haben würde.

Da Friedrich II. am 31sten Mai seine Regierung begann, so verordnete er, daß mit diesem Tage sich stets das Verwaltungsjahr enden sollte. Dem zufolge kamen alle Jahre am 31sten Mai die Minister nach Potsdam um hier dem König per Duplicat drei Etats in Betreff ihrer Departements vorzulegen: der erste war eine genaue und

---

*) Die Seehandlungscompagnie soll, wie man mir später versichert hat, 200,000 Thlr. durch Görne verloren haben und nicht sowohl Struensee, als ein gewisser Kaufmann Serra aus Genua, den Minister denuncirt haben. Gewiß ist, daß mehrere Privatleute, die Görne ihr Vermögen anvertrauten, durch seine unglückliche Speculation ebenfalls in Verlust kamen.

vollständige Darlegung der Berechnungen des vergangenen Jahres; der zweite eine ähnliche der gewöhnlichen und bestimmten Ausgaben für das neu beginnende Jahr, und der dritte ein muthmaßlicher Ueberschlag der außergewöhnlichen Ausgaben, die man in diesem Jahre voraussehen konnte. Alle diese Papiere ging der König noch denselben Tag durch und unterzeichnete die von ihm gebilligten, worauf dann am nächsten Morgen die Minister dieselben mit seinen Bemerkungen, Zusätzen oder Wegstreichungen, wieder erhielten und hiermit sogleich nach Berlin zurückkehrten, von wo aus dann ungesäumt die nöthigen Befehle in die Provinzen abgingen. Hr. de la Haye de Launay, der als Minister betrachtet wurde, den Titel eines solchen aber abgelehnt hatte, legte seinen Etat unmittelbar nach dem der Minister vor und kehrte gewöhnlich gegen Abend von Potsdam zurück.

In Folge dieser Anordnungen begann mit dem 1. Juni das neue Rechnungsjahr für alle preußische Cassen, deren Rechnungen den 31. Mai dermaßen geschlossen wurden, daß nie ein Rückstand oder Uebertrag bleiben durfte und so das Ganze immer mit dem neuen Jahre gleichsam von vorne anfing. Blieb am 31sten Mai noch etwas in den Cassen, so wurde dies noch denselben Tag an die Hauptcasse abgesendet, und hätte es auch nur ein Groschen seyn sollen. Alle kleineren Cassen mußten übrigens alle fünf Tage ihre Einnahmen an die Hauptcasse der Provinz einliefern und diese hatte einen genauen Etat der Zahlungen an Gehalten u. dgl. die sie zu machen hatte, und der Personen welche dieselben gegen Quittungen bekamen, die dann von dieser Casse der Hauptlandescasse als baares Geld angerechnet wurden. Die Provincialcasse zu Magdeburg hatte z. B. den Auftrag zu dem und dem Termine, diese oder diese Summe an den Quartiermeister dieses oder jenes dort in Garnison liegenden Regimentes zu zahlen, dessen Quittungen dieselbe dann als baar Geld weiter verrechnete. So waren alle Staatsausgaben auf dieselbe Art angewiesen, und wenn

durch irgend einen Zufall eine Casse nicht hinreichende Fonds zur gehörigen Zeit einbekam um alles pünctlich decken zu können, so mußte der Vorsteher derselben der Hauptcasse zeitig genug hiervon Nachricht geben, um von dieser das Fehlende erhalten zu können. Auf diese Art und durch diese streng aufrecht gehaltene Ordnung, trat nie ein Rückstand ein. Als ich nach Berlin kam und dem General Buddenbrock, dem Vorsteher der Militärschule, meine Aufwartung machte, sagte er mir: daß ich ihm allemal am 16ten des Monats des Vormittags um 10 Uhr, eine Quittung über mein Gehalt für den laufenden Monat auf einem halben Bogen Papier senden möchte, und in den zwanzig Jahren die ich dort verlebte, trat nie auch nur die geringste Störung ein und um halb elf Uhr hatte ich stets mein Gehalt in Händen und konnte darauf so sicher rechnen, wie auf den Tag.

Am 2ten oder 3ten Juni sah man allemal eine Menge Wagen vor dem Schlosse anlangen, die Fässer mit Gold oder Silber in den Schatz ablieferten, der in den Kellern des Schlosses aufbewahrt wurde. Dieser Schatz stand unter der speciellen Aufsicht eines alten ehemaligen Unterofficiers, dem der König ein Gehalt von ohngefähr 1500 Thlrn. gab. Dieser Mann bewahrte allein die Schlüssel zu einem Schatz von mehr als 300 Millionen Livres und verdiente dieses Vertrauen, denn er war in der That der streng ordentlichste, verschwiegenste, aufmerksamste und eingezogenste Mensch von der Welt.

Außer diesem Schatze hatte der König noch einen andern Geldvorrath, den man mit dem Namen der Chatoulle bezeichnete und der sich in Potsdam unter der Aufsicht eines seiner Domestiken befand und sich ebenfalls oft auf mehrere Millionen Thaler belief. Aus diesem Vorrathe bestritt der König sowohl seine Privatausgaben als alles das was den Bau seiner Schlösser, der von ihm errichteten Fabriken und mehrerer andern Etablissements, wie z. B. auch die Kosten der Ritterakademie ꝛc. betraf.

Da die Ausfuhr des Landes nicht mit der Einfuhr in einem vortheilhaften Verhältnisse stand und besonders viel Geld für Colonialwaaren aus dem Lande ging, so suchte Friedrich namentlich den Gebrauch des Caffees möglichst einzuschränken und glaubte dies am besten durch eine Erhöhung des Preises desselben zu bewirken. Die dieserhalb von ihm eingeführte Caffeeregie, brachte zwar dem Staate viel ein, mißfiel aber allgemein und verhinderte dennoch das Caffeetrinken nicht.

Während seiner Regierung wurden dem König vielfach Vorschläge zur Errichtung einer Marine gemacht, da er jedoch die Ueberzeugung hatte, daß ihm dies viel kosten und wenig Nutzen schaffen würde, so ließ er sich nie darauf ein. Um indeß den Nutzen der Schifffahrt nicht ganz den Fremden zu überlassen, bildete er die Seehandlungscompagnie und erlaubte derselben einige bewaffnete Fahrzeuge zu halten.

Der innere Handel war dagegen sehr lebhaft, obschon die Landstraßen damals äußerst schlecht waren; doch kamen hier zahlreiche Canäle zu Hülfe. d'Alembert machte einmal den Versuch den König zur Anlegung besserer Landstraßen zu bewegen und stellte ihm alle Vortheile, welche daraus entspringen müßten, vor: allein Friedrich folgte hier einem Grundsatze, der sich freilich nicht mit der Zeit bewährt hat, von dem er sich aber nicht loszumachen vermochte; er glaubte nämlich gute Landstraßen erleichterten einem Feinde nur den Eintritt in das Land und dieses Motiv überwog bei ihm alle anderen Gründe, so daß es einer späteren Zeit aufbehalten blieb, die nöthigen Verbesserungen in dieser Hinsicht nicht allein in Preußen, sondern auch in ganz Deutschland, herbeizuführen, wo lange genug die Wege so waren, um die Reisenden zur Verzweiflung zu bringen. — Denselben Grund, welchen der König d'Alembert entgegenstellte, wandte auch einmal in meinem Beiseyn der Minister Massow dem Geographen

Büsching auf seine Bemerkung ein, daß die Wege in Preußen und vorzüglich in Pommern, so unregelmäßig angelegt wären und in solchen entsetzlichen und unnöthigen Krümmungen liefen, daß dadurch viel Zeit und Land verloren ginge, eine Sache, der man doch leicht zum Gewinn des Ganzen abhelfen und eben so auch die äußerst fehlerhaften Charten des Landes verbessern könne. „Das ist wahr," entgegnete der Minister, „aber wir behalten das Geheimniß für uns, da wir dadurch in Kriegszeiten leicht einige Tagemärsche über den Feind gewinnen können und diese oft hinreichen den Staat zu retten. Das General-Directorium wird Ihnen daher eben so wenig als der Akademie der Wissenschaften, gestatten, die Charten zu verbessern."

Bemerken will ich übrigens bei dieser Gelegenheit hier, daß ich nie einen mehr von sich eingenommenen Menschen sah als Büsching. Man nennt mehrere Personen, die in ihrer Eitelkeit behaupteten, es gäbe zu ihrer Zeit nur drei große Männer: König Friedrich, Voltaire und sie selbst. Büsching dachte anders; er nahm nur einen an, und das war er.

Von einem Verwaltungszweige dem Friedrich während seiner ganzen Regierung die größte Aufmerksamkeit schenkte, den Ansiedelungen von Colonisten, will ich nur wenige Worte sagen, da Hr. v. Hertzberg in seinen Schriften die Sache bereits so ausführlich darstellte und ich auch nicht geneigt bin die Sophismen zu wiederholen, welche Mirabeau dieserhalb aufgestellt hat. Um die Sandebenen, deren es so viele im Preußischen giebt und die doch nicht alles Anbaues unfähig sind, besser cultivirt zu sehen, zog Friedrich eine Menge fremder Colonisten in sein Land, denen er kleine Wohnungen bauen ließ und sie mit Saatkorn, Ackergeräth und einigem Vieh versah, außerdem ihnen aber auch noch mehrere Jahre Abgabenfreiheit zusicherte. Dieser weisen, gut durchgeführten Maßregel, verbunden mit der höchsten Toleranz in Religionssachen,

verdankt Preußen manches schöne, wohlangebaute Dorf, das aus dürren Sandböden oder unfruchtbaren Sümpfen hervorging, und eine zahlreiche und zufriedene Bewohnerschaft ernährt.

Vorzüglich nach dem siebenjährigen Kriege, widmete Friedrich seine Zeit der inneren Verwaltung seines Landes, und um die Wunden desselben zu heilen und es in Flor zu bringen, war seine Thätigkeit und Aufmerksamkeit wahrhaft unermüdet. Man erstaunt wenn man das betrachtet was er in dieser Hinsicht that und wie wenige Jahre ihm dazu hinreichten zu schaffen, wozu Andere vielleicht ein Jahrhundert gebraucht hätten. Wie durch einen Zauber gingen unter seinen Händen Geld, Menschen, Thätigkeit und Wohlstand hervor und wenn er nichts gethan hätte als dies, so würde ihm dennoch sein Volk, nein! die gesammte Nachwelt, den unsterblichen Kranz des Ruhmes winden müssen.

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges kam d'Alembert einige Monate nach Potsdam und wurde von dem König mit allen Beweisen der wahrsten und innigsten Freundschaft aufgenommen. Friedrich benutzte übrigens die Anwesenheit des Gelehrten dazu, eine Menge Fragen in Betreff der Verwaltung mit ihm zu erörtern und die Folge dieser Unterhaltungen war, daß der König bereits im nächsten Jahre mehrere Einrichtungen traf, die sie mit einander besprochen hatten, und von denen ich hier nur die einzige Militärschule erwähnen will.

Um dieselbe Zeit ungefähr, erhielt der Baron Kniphausen, damals preußischer Minister in London, von dem Könige den Auftrag, ihm wo möglich einen Mann aufzutreiben und zu senden, der fähig sey Pläne zu allerlei neuen Unternehmungen zu ersinnen und auszuarbeiten. Kniphausen antwortete hierauf, er glaube in einem damals in London in ziemlicher Dürftigkeit lebenden Italiener, Namens Calsabigi, der früher die neue Lotterie in Genua einge-

richtet hatte, einen solchen Mann gefunden zu haben, doch wisse er nicht ob der Redlichkeit dieses Menschen sehr zu trauen und ob er nicht vielleicht ein Schelm sey. Der König trug sogleich seinem Minister auf, ihm diesen Calsabigi, dem er ein Gehalt von 4000 Thlrn. anbot, sobald als möglich zu schicken. „Was seine Ehrlichkeit betrifft," setzte er hinzu, „so kümmere ich mich nicht darum, da ich weiß, wie ich ihn in dieser Art zu nehmen habe. Ich will ihn schon bewachen lassen; mag er mich bestehlen, wenn er kann." Calsabigi kam nach Berlin mit einer Maitresse und Equipage. Der König ließ es ihm nicht an Arbeit fehlen, doch beschränkte sich alles auf eine fortwährende Correspondenz zwischen Beiden. Der Italiener arbeitete jetzt den Plan zu einer Lotterie aus, den Friedrich genehmigte und die er, wie ich bereits bemerkte, den Grafen Reuß und Eichstädt gegen eine Pachtsumme überließ. Der zweite Plan, den Calsabigi ausarbeitete, war der zu einer Tabaksregie und man sieht hieraus, daß nicht, wie Hr. v. Mirabeau behauptet, diese Idee von den Franzosen ausging, die auch weder die ersten noch die letzten waren, welche mit diesem Verwaltungszweige beauftragt wurden, indem nach meiner Zeit die Herren von Schwerin, Taubenhain u. A. an der Spitze standen.

Eine von dem Minister Horst und dem Grafen Lottum protegirte Gesellschaft, erhielt von dem König gegen eine Abgabe von 40,000 Thlrn. das Privilegium, ausschließend die Städte Berlin und Potsdam mit Brennholz zu versehen. Diese Einrichtung, die wie ich glaube, noch besteht, mißfiel allgemein und zog dem Minister Horst manche bittere Satyre von Seiten des Publikums zu.

Ein Franzose, Namens Bernard, wußte, ich weiß nicht auf welchem Wege, dem Könige einen Plan zur Verbesserung des Postwesens vorzulegen, den Friedrich ebenfalls billigte, worauf Bernard 1766 nach Berlin kam und zum Oberintendanten der Posten mit einem sehr

guten Gehalte ernannt wurde. In der That führte dieser Mann auch manche wesentliche Verbesserung im Postwesen ein, verwickelte sich jedoch bald aus Eitelkeit und Verschwendungssucht, in eine Menge Verdrießlichkeiten die um so nachtheiliger für ihn wurden, da der damalige Minister des Postwesens, Derschau, ein Feind der Ausländer, dies geschickt benutzte, um ihn in der Gunst des Königs zu stürzen und sich das Verdienst von dem was Bernard gethan hatte, zuzueignen.

Im J. 1764 äußerte Friedrich gegen d'Alembert den Wunsch, Helvetius kennen zu lernen und bei sich zu sehen, der ihm, wie er hoffte, durch seine Kenntnisse nützlich werden könnte. Auf diese Einladung kam Helvetius ungefähr drei Monate später als ich nach Preußen, wo er sich einige Tage in Potsdam bei dem König, und dann einige Zeit in Berlin aufhielt. Ich kam hier mehrere Male mit ihm bei dem Prinzen Friedrich August von Braunschweig und in einigen andern Häusern zusammen, auch beehrte er mich selbst verschiedentlich mit seinem Besuche. Helvetius lernte in Berlin Herrn Lambert, Mitglied unserer Akademie kennen und gewann vor dessen großer Gelehrsamkeit eine ungemeine Hochachtung. „Mein Herr," sprach er eines Tages zu mir, „Sie besitzen in Hrn. Lambert eine ganze Akademie allein! das ist ein wahrhaft philosophischer Kopf, ein Mann, wie ich wenige in meinem Leben kennen lernte." Eines Abends mit ihm in Gesellschaft, erzählte uns Helvetius, daß er bei einer Unterhaltung mit dem Könige über verschiedene Finanzpläne, worüber ihn Friedrich zu Rathe gezogen, zu diesem gesagt habe: „Sire, Sie haben nicht nöthig alle diese Pläne mühsam durchzugehen, denn ich kann Ihnen sagen, daß dergleichen immer nur auf die eine und einzige Formel hinausläuft: ich bitte Ew. Majestät mich zu bevollmächtigen, Sie um so und so viel jährlich unter der Bedingung bestehlen zu dürfen, so und so viel an Sie dafür abzugeben." Man

sieht hieraus, daß Friedrich nicht blos mit diesem Ex-Financier philosophische Gegenstände verhandelte.

Als Helvetius Berlin wieder verließ, hielt er sich, bevor er nach Paris zurückkehrte, abermals einige Tage in Potsdam auf und wurde hier von neuem von Friedrich mit großer Zuvorkommenheit behandelt.

Friedrich wußte, daß ihn seine Zoll- und Accisbedienten auf die möglichste Art hintergingen und betrogen, daß eine ungeheure Contrebande gemacht wurde um die sie wußten, und daß fast jedes Handelshaus in Berlin seine eigene in dieser Art erkauften Accisbedienten hatte, und er beschloß diesen Uebelständen wo möglich dadurch abzuhelfen, daß er die Verwaltung der Zölle und Accise in die Hände von Ausländern legte. Sein Glaube war hierbei nicht, die Eingebornen des Landes wären von Natur mehr geneigt zu Betrug und Unterschleif als Andere, allein er hielt dafür, daß Fremde zu wenige Verbindung haben und zu genau von dem Auge der Eifersucht bewacht werden dürften, um ihn so dreist und geradezu hintergehen zu können, wie dies von seinen bisherigen Accisebedienten geschehen war. Auch war es bei dieser Maßregel nicht sowohl sein directer Zweck, durch erhöhte Auflagen seine Einkünfte zu vermehren, sondern er hoffte vielmehr dies durch eine vereinfachte und bessere Erhebungsart zu bewerkstelligen. Dies waren in wenigen Wörten die Ansichten, in Folge deren ihm Helvetius eine Colonie von Finanz- und Accisebedienten aller Grade zusenden mußte. Die Chefs derselben, welche des Königs Vorschläge annahmen, waren 1) ein Hr. v. Crecy, Verfasser eines Werkes über die Theorie der Auflagen, ein sehr angesehener aber bereits so bejahrter Mann, daß er wenige Monate nach seiner Ankunft in Berlin starb; 2) ein Herr v. Candie, ein in seinen besten Jahren stehender kraftvoller, in Versailles wohlangesehener Mann und tüchtiger Arbeiter, der ebenfalls bald sein Ende fand, indem er den Tag vor dem Weihnachtsabend in einem Duell mit einem

Hrn. v. Lattre fiel. Dieser Hr. v. Lattre galt für nichts weniger als einen Helden und Hr. v. Candie war als ein tüchtiger Fechter bekannt und höchst unerschrocken; ein Umstand welcher um so mehr das Gerücht begünstigte das man, alle Weitläuftigkeiten und Untersuchungen zu vermeiden, ausstreute und dem zufolge Hr. v. Candie beim Spazirgehen im Thiergarten ausgeglitscht und in seinen Degen gefallen seyn sollte, da mehrere Chirurgen und unter andern auch Hr. Lacoste, nach Untersuchung der Wunde erklärten: der Stich sey von unten hinauf ins Herz gegangen und könne somit wohl nur durch einen Fall beigebracht worden seyn. 3) Hr. de la Haye de Launay; 4) Hr. Pernety, ein Verwandter von Hrn. v. Candie, und 5) ein Hr. v. Brière, ein Neveu von Hrn. de Launay. Der oben erwähnte Hr. v. Lattre langte, als Hr. v. Crecy starb, von Wien an, suchte den Posten des Verstorbenen nach und erhielt ihn, so daß die Zahl von fünf Oberdirectoren der Regie voll blieb. Der König gab diesen fünf Directoren zusammen 60,000 Thlr.; es hatte daher jeder 12000 Thlr. und später als sie durch Hrn. v. Candies Tod nur noch ihrer Viere waren, 15000 Thlr.

Diesen Herren Direktoren folgte ein Heer von ohngefähr 1500 Angestellten aller Grade und Alter, zu denen man noch 3500 Eingeborne fügte, die dann in der Folge, wenn Vacanzen eintraten, die Franzosen ersetzten. Man kann übrigens leicht denken, daß die Ankunft einer solchen Colonie um so mehr Aufsehen erregen und Anlaß zu Reibungen geben mußte, da unter diesen 1500 aus allen Büreaus und Gesellschaften in Frankreich ausgehobenen und selbst zum Theil gleichsam von den Straßenecken in Paris weggenommenen Personen, mehrere waren, die nicht sonderlich viel Achtung verdienten; allein es gab auch viele Männer von Geist, Kenntnissen und den besten Sitten darunter, deren Betragen jedem Lande Ehre gemacht haben würde. Die Auswanderung dieser Leute aus Frankreich geschah übrigens mit Bewilligung des Versailler Hofes, bei welchem alle In=

teressirte, ehe sie ihr Vaterland verließen, darum einkamen, daß König Friedrich ihnen freie Rückkehr nach Frankreich, sobald sie wollten, mit allem was sie rechtmäßig erworben haben würden, versprechen mußte; eine Sache, die Friedrich auch ohne Umstände bewilligte.

Ich sagte vorher, es sey der Zweck des Königs gewesen seine Einkünfte zu erhöhen, ohne die Auflagen zu vergrößern und in der That gelang ihm dies, da diese neuen Angestellten es nicht so leicht als die alten wagen konnten, Unterschleife zu begünstigen; natürlich wurde aber eben hierdurch der Haß der Eingebornen gegen die unwillkommenen Ankömmlinge nur noch vergrößert und was Verläumdung und Widerwille nur zu ersinnen vermögen, wurde diesen Leuten, größtentheils mit dem entschiedensten Unrechte, nachgesagt. Besonders bitter ergoß sich der Strom des Neides gegen die Chefs der Regie, deren glänzende Besoldung sie doppelt verhaßt bei den andern Staatsbeamten, sowohl im Civil als Militär, machte, und dennoch waren mehrere von ihnen die ich genau kannte, wie z. B. die Herren de Launay, Brière, Pernety u. A., Männer von der höchsten Rechtlichkeit und Ehre, die ihrem Fach mit großer Treue und Fleiß vorstanden und von allen die sie näher kannten, verdientermaßen hochgeschätzt wurden.

Was man dieser Regie am mehrsten und bittersten vorwarf, das war die Concentrirung des Caffeeverkaufes in die Hand des Königs; man schrieb dies allein dem Geiz des Monarchen zu, und doch hatte Friedrich hierbei mehr das Wohl des Ganzen als seinen Schatz im Auge: er wollte, wie ich bereits früher sagte, dadurch die ungünstige Bilanz zwischen dem Import und Export seines Landes aufheben, nebenbei aber auch dem unmäßigen und von ihm für schädlich erachteten Gebrauch des Caffees steuern. Daß ihm dies nicht gelang und im Ganzen die Handelsbilanz durch jene Maßregel wohl nicht viel gewinnen mochte, ist bekannt, wie denn überhaupt nach und nach Erfahrung gelehrt hat,

daß alle Prohibitivmaßregeln dem Allgemeinen nie auf die Länge einen wirklichen Segen bringen: allein so viel ist und bleibt doch gewiß, daß alle die Gerüchte von schrecklichen Uebervortheilungen des Publicums durch die mit der Caffeeregie beauftragten Personen, nur leer waren und im Ganzen dieser Zweig, der der Krone allerdings ein Bedeutendes einbrachte, von Hrn. de Launay, welcher die Einkäufe im Großen zu besorgen hatte, mit einer Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit betrieben wurde, die ich, der diesen Mann und sein Wirken genau kannte, zu bezeugen vermag.

Die Preußen sahen übrigens wie bemerkt, die Einrichtung dieser Verwaltung nur mit dem Auge des Hasses an und äußerten ihren Unwillen auf jede ihnen mögliche Art. Als die Caffeeregie eingeführt wurde, beluden die Bewohner von Potsdam einen Wagen mit einer Menge alter Caffeemühlen, Kannen und Caffeetrommeln, spannten ein altes Pferd vor und fuhren damit gleichsam in Procession durch die Stadt und dicht unter den Fenstern des Königs vorbei, worauf sie das ganze alte Gerülle ins Wasser schmissen. Der König, benachrichtigt von dieser Farçe, trat, als der Zug am Schlosse vorbei kam, an das offene Fenster und lachte herzlich mit ohne weiter etwas zu sagen.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, will ich hier nur noch bemerken, daß der König auf Hrn. de Launay's Vorstellungen den Gehalt der kleinen Zoll- und Accisebedienten erhöhte, und durch diese scheinbare Vermehrung der Staatsausgaben, wie de Launay es ihm vorausgesagt hatte, einen bedeutenden Gewinn für den Schatz hatte, indem jetzt diese oft mit einer starken Familie überladenen Menschen, nicht mehr wie früher sich zuweilen durch Noth dazu gezwungen sahen, Defraudationen zu begünstigen.

Ich komme jetzt auf eine andere Finanzmaßregel des Königs, die momentan in einer Zeit der Bedrängniß von ihm angewendet, auch nur in diesen Umständen eine Rechtfertigung finden kann. Während dem siebenjährigen

Kriege, als Friedrich nach und nach alle seine Hülfsquellen sich erschöpfen sah und seine verheerten, vom Feind zum Theil besetzten Provinzen, nichts mehr zu geben vermochten, faßte er den Entschluß, den Silberwerth des Geldes zu verringern und aus vier Millionen, die er von den Engländern als Subsidien erhalten hatte, zehn Millionen machen zu lassen. Die Sache fand in Sachsen unter Leitung des Juden Ephraim statt; als aber der Friede geschlossen war, da eilte Friedrich das leichte Geld wieder einzuziehen und suchte soviel als es ihm möglich war, diejenigen Personen welche früher durch die genannte Maßregel gelitten hatten, zu entschädigen.

Eine andere Münzverfälschung fand während dem Frieden in den preußischen Staaten statt, doch auch hier suchte der König später die Sache wieder auszugleichen. Es wurden nämlich zu der Zeit der ersten Theilung Polens, im Geheim für funfzehn Million Thaler Dukaten geschlagen die um ein Drittheil im Geldwerthe zu gering waren. Mit diesem Gelde machte ein sogenannter Hr. Geheimrath von Simonis, ein Neffe von jenem Ephraim, in Polen ungeheure Ankäufe; da jedoch die Polen bald hinter die Sache kamen und, um sich für ihren Schaden zu erholen, diese Dukaten schnell nach Rußland schafften, so ließ, als man auch hier die Sache inne wurde, die Kaiserin Katharine alles dieses Geld ganz still für den vollen Werth einwechseln und meldete es hierauf dem Könige, der nun diese mißglückte Speculation eines seiner Cabinetssecretaire und des genannten Ephraim=Simonis, dadurch wieder ins Gleiche brachte, daß er jene Dukaten zu ihrem Nennwerthe zurückkommen ließ. Der Cabinetssecretair, welcher in dieser ganzen Sache gleichsam als souffre douleur erschien, kam auf ein halbes Jahr nach Spandau, und wurde dann in sein Geburtsdorf an der meklenburgischen Grenze verwiesen, wo sein Vater früher Prediger gewesen war, und sein Bruder denselben Posten bekleidete. Wie es scheint, so erhielt dieser Mann nach Friedrichs Tode jedoch wieder mehr Frei-

heit und wurde vielleicht selbst im Geheim zu einigen Missionen gebraucht, denn im J. 1792 sahen ihn einige frühere Bekannte in Paris, ohne jedoch von ihm erfahren zu könne, was er hier trieb.

Militärverwaltung.

Alles was die Verwaltung dieses Zweiges anlangt, ruhte einzig und ausschließend in der Hand des Monarchen und der Kriegsminister war eigentlich nur als eine Art von Intendant, beauftragt mit den Details der Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung der Truppen, zu betrachten. Nie durfte dieser Minister zu irgend einem Grade ernennen oder sonst eine Autorität in Betreff der Personen ausüben; auch konnte man lange und täglich mit Militärs zusammenkommen, ohne seinen Namen auch nur erwähnen zu hören.

Die Enrolirung geschah im Preußischen damals auf zweierlei Art; jedes Regiment hatte nämlich einen gewissen Bezirk, aus welchem es die ihm nöthigen Rekruten zog und auch wieder seine Werbung im Auslande, sowohl in den deutschen freien Reichsstädten als auf den Grenzen nach Holland, Frankreich und der Schweiz. Bei diesem auf eine solche Art zusammengesetzten Heere, wo ein reichliches Drittheil der Mannschaft aus Fremden bestand, die zu der Hefe der Völker gehörten und in ihrer großen Zahl Deserteure von anderen Fahnen, Vagabunden u. d. g. waren, mochte eine so strenge Kriegszucht wie die eingeführte, zum Theil nothwendig seyn, allein zu leugnen ist nicht, daß dies selbst in diesem Falle immer eine höchst traurige Nothwendigkeit blieb, und der Aufenthalt in den preußischen Garnisonstädten für den Fremden durch die fortwährenden Prügelscenen zuweilen höchst unangenehm wurde; denn in der That, es ge-

währte oft einen wahrhaft empörenden Anblick, wenn man die Mißhandlungen sah, die zum Theil von unbärtigen Knaben, den sogenannten Junkern in den Regimentern, beim Exerciren gegen alte, gediente Krieger ausgeübt wurden, oder die furchtbaren Strafen erblickte, durch welche man die militärischen Vergehen einer Masse ahnete, die nur durch den höchsten Zwang und die ängstlichste Bewachung zusammengehalten wurde, und natürlich daher auch jede Gelegenheit benutzte, um sich einem so furchtbaren Joche zu entziehen.

Diese, man kann sagen, unmenschliche Strenge, verbunden mit der überaus dürftigen Löhnung, die es kaum möglich machte bestehen zu können, brachte zu meiner Zeit viele jener Unglücklichen, deren hartes Geschick sie unter die preußischen Fahnen gestellt hatte, zu der furchtbarsten Verzweiflung, und Selbstmorde und Mordthaten an Andere, vorzüglich an Kinder, begangen um hierdurch der Bürde eines qualvollen Lebens zu entgehen, nahmen dermaßen überhand, daß Friedrich zuletzt selbst darauf aufmerksam wurde und namentlich das Letztere in einer gewissen Periode bis zum Erschrecken häufig vorfallende Verbrechen, dadurch zu verhindern suchte, daß er den Delinquenten die wegen eines Kindermordes hingerichtet wurden, nicht mehr die Begleitung eines Geistlichen gestattete, indem es sich ergeben hatte, daß die Verbrecher den Wahn hegten, ihre Schuld, ein unschuldiges Wesen gemordet zu haben um sich dadurch von der Bürde eines Lebens zu helfen, an das sie selbst aus einer Art von religiöser Scheu keine Hand legen wollten, würde für das Jenseits durch eine solche Begleitung getilgt.

Außer diesen Dingen zu welchen die Verzweiflung Mehrere trieb, brachen aber auch einige Male partielle Empörungen unter den Soldaten aus und eine Scene dieser Art fiel in Neisse vor, wo ein junger Franzose, der durch Werber verlockt in den preußischen Dienst kam, ein Complott mit ungefähr dreißig seiner Kameraden anstiftete, und dies mit einer solchen Gewandtheit und Feinheit ausführte, daß er sich mit seinen Verbündeten eines Thores der Festung be-

mächtigte, die Wache daselbst entwaffnete und hierauf der böhmischen Grenze zueilte. Ehe die Flüchtlinge diese jedoch noch erreichen konnten, wurden sie durch Cavallerie eingeholt und nach einem verzweifelnden Widerstande, bei welchem die Mehrzahl von ihnen fiel, zurückgebracht. Unter diesen Letzteren befand sich auch der schwer verwundete Anführer des Complotts, dessen Erbitterung gegen seinen Capitain, einen rohen Barbaren der ihn oft mißhandelt hatte, so furchtbar war, daß, als dieser sich jetzt seinem Lager während dem Verhöre näherte, und ihn dabei mit Schimpfworten überhäufte und einen Stoß vor die Brust gab, der Unglückliche seinen letzten Kräfte zusammenraffte, einem der neben ihm stehenden Wache haltenden Soldaten, das Bajonnet entriß und es seinem Tyrannen mit den Worten durch die Brust stieß: „Ungeheuer! so habe ich doch noch den Trost, Dich zur Hölle senden zu können!"

Als König Friedrich bei der nächsten Revüe nach Neisse kam, überhäufte er das dortige Officiercorps mit bitteren Vorwürfen wegen dieses Vorganges und Einige wurden schnell unter dem Vorwande des begehrten Abschiedes, ihres Dienstes entlassen.

Selbst in Berlin war während des siebenjährigen Krieges eine Empörung dieser Art unter der damals nur schwachen und meist aus Rekruten bestehenden Garnison, angesponnen worden, die jedoch noch zeitig genug entdeckt wurde.

Die Desertion in Friedenszeiten war durch alle mögliche Mittel erschwert, selbst aus den unbefestigten Städten, dennoch verging keine Woche wo nicht Einer oder ein Paar es versuchten sich durch Flucht dem Joche zu entziehen: mehrentheils war dies Streben jedoch vergebens und dadurch das Loos dieser Unglücklichen nur erschwert. Manchem gelang es indeß doch sich zu befreien und unter den vielen Mitteln welche hierzu angewendet wurden, will ich hier nur das eines Franzosen von der Berliner Garnison erwähnen, das damals viel Aufsehn machte. Dieser Mensch hatte sich durch seine stille, streng ordentliche Aufführung, nach und nach ein

ziemliches Vertrauen in seiner Compagnie zu erwerben gewußt: er war dabei ein guter Wirth, arbeitete fleißig neben seinen Dienstgeschäften, und sammelte sich so nach und nach einen kleinen Schatz. Da er allen Umgang mit Anderen, und vorzüglich mit seinen Landsleuten, mied, so stieg das in ihn gesetzte Vertrauen bald so sehr, daß ihn der Capitain der Compagnie zu seiner Ordonnanz erwählte und ihm dabei die Wartung seines Pferdes übergab. Einst reiste der Hauptmann auf ein paar Tage zu einem Freunde aufs Land und nun eilte der Soldat seinen lang gehegten und vorbereiteten Plan, auszuführen. Er zog die Uniform des Capitains an, sattelte dessen Pferd und ritt in gehaltenem Schritt am hellen Tage zum Thore hinaus, indem er dabei den ihm aufstoßenden und vor ihm das Gewehr präsentirenden Schildwachen, ganz gratiös dankte. Ein Stück vom Thore entfernt, so daß man ihn nicht mehr sehen konnte, setzte er sich aber in Galopp und jagte unaufhaltsam der sächsischen Grenze zu, wo er in Baruth angelangt, das Pferd und die Uniform seinem Capitain mit einem sehr höflichen Briefe zurücksandte, sich für Beides bedankte und sich mit dem Gesetz der Nothwendigkeit entschuldigte.

Ich erwähnte daß es in den Reichsstädten und an den Grenzen von Deutschland, preußische Werber gab; diese Werber konnte man mit vollem Recht Seelenverkäufer nennen, denn in der That, es gab keinen Kunstgriff, keine Hinterlist und, wenn es anging, keine Gewaltthätigkeit, deren sie sich scheuten, doch geschah es auch öfters daß sie sehr übel ankamen. Ich kannte einen Hrn. von P., der als Werberofficier geraume Zeit an der französischen Grenze nach Straßburg hin, stand und hier fast das Schicksal gehabt hätte welches einem anderen Werbeofficier, einem Capitain, begegnete. Nicht so glücklich wie er war dagegen sein Diener; dieser wurde von ihm abgeschickt, auf französischem Boden erwischt als er eben einige Soldaten zur Desertion verleiten wollte, und auf der Stelle gehenkt. Jener Capitain den ich eben erwähnte, lag im J. 1765 zu Kehl auf

Werbung. Von hier ging er oft auf die Rheinbrücke um hier mit den auf der Mitte der Brücke stehenden französischen Posten ein Gespräch anzuknüpfen und sie durch allerlei Versprechungen zum Uebertritt in preußische Dienste zu verleiten. Dies war ihm bereits verschiedentlich gelungen, als er eines Tages einen großen, schön gewachsenen Grenadier hier fand, der ihm gewaltig ins Auge stach und bei dem er sogleich alle seine Künste anzuwenden begann und ihn zuletzt zu einem guten Mittagsmahle bei sich einlud. „Ich nehme dies an," entgegnete der Grenadier, „wenn mein Camerad, der dort unten auf dem Posten steht, auch mit von der Parthie seyn kann." — „Sehr gern," erwiederte der Capitain, „wir wollen es ihm nachher sagen lassen." — „Nein, er muß gleich mitkommen; ohne seine Einstimmung thue ich nichts; wir sind Freunde von Jugend auf, in einem Dorfe geboren und verlassen uns nicht im Leben und im Tode." — „Wohlan! so ruft ihn herbei, ich will einstweilen das Mahl für uns Dreie bestellen." — „Das kann ich nicht, ich darf meinen Posten nicht verlassen; es könnte eine Patrouille kommen und uns überraschen: das beste ist, Sie gehen selbst zu ihm hin, es ist ja nicht weit." — Die Hoffnung zwei Rekruten auf einmal zu erhalten, verführte den Officier; er wagte es die Grenze zu überschreiten, aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, so fiel ihm die Gefahr ein der er sich aussetzte und er wollte zurückkehren: jetzt hielt ihm jedoch der Grenadier das Bajonnet vor und sprach: „Nicht also Patron, wir haben lange auf Dich gewartet!" Erschrokken sprang der Werber über die Brücke hinab in den Rhein und suchte sich durch Schwimmen zu retten, aber der Soldat, ein besserer Schwimmer als er, warf sein Gewehr hin, stürzte sich ihm nach und zog ihn, alles Sträubens ungeachtet, nach dem linken Ufer hin. Ein schnell versammeltes Kriegsgericht sprach den Soldaten von der Schuld seinen Posten verlassen zu haben, frei, und erkannte ihm noch eine Belohnung von dreihundert Franken zu, und da der Capitain, der natürlich nur in bürgerlicher Kleidung und unter einem

angenommenen Namen in Kehl lebte, jetzt seinen wahren Stand und Namen angab, so schrieb man sogleich seinetwegen nach Berlin. Unmöglich konnte es Friedrich gleichgültig seyn einen seiner Officiere in solcher Function überrascht zu sehen; man antwortete daher von Berlin aus: es gäbe zwar eine Familie dieses Namens im Preußischen, allein kein im Militär dienendes Mitglied aus derselben werde vermißt. Dies hatte man in Straßburg nur erwartet um nun sogleich den unglücklichen Werber zum Galgen zu führen.

Ich könnte eine lange Bogenzahl anfüllen, wenn ich nur die mir allein bewußten Ränke und Kniffe angeben wollte, deren sich die Werber bedienten um Menschen aller Stände in ihr Garn zu locken, und ich selbst lernte einen jungen französischen Officier kennen, der von Martinique zurückkehrend, an der Grenze von Holland mit Gewalt von preußischen Werbern fortgeschleppt wurde und erst nach mehreren Jahren seine Freiheit wieder erhielt, und eben so einen Chirurgus, gleichfalls einen Franzosen, den die verwittwete Churfürstin von Sachsen nach Dresden berief und der unterwegens dasselbe Schicksal hatte, so daß weder die Churfürstin noch seine Familie jahrelang wußten wohin er gekommen war, bis endlich durch Hrn. Pernety die Sache dem Prinzen Heinrich zu Ohren kam, welcher hierauf den Mann gegen einen andern in sein Regiment eintauschte und ihn dann still über die Grenze nach Sachsen bringen ließ.

Nicht minder kannte ich im Regimente Ramin einen Grenadier, der in Frankreich im J. 1763 in dem Augenblicke seinen Abschied erhalten hatte, als man an dem Frieden arbeitete, auf dem Rückmarsche in sein Vaterland aber bei Gelegenheit eines Scharmützels, dem er noch mit seinen alten Cameraden beiwohnen wollte, von den Preußen gefangen genommen und durch allerlei Mittel so lange gequält wurde, bis er sich anwerben ließ. Krank und elend vor Kummer geworden, erhielt dieser Mensch endlich seinen Abschied und die Freiheit in sein Vaterland zurückkehren zu können, und ich selbst sammelte noch für ihn bei meinen Be-

kannten einige hundert Franken zusammen um ihm diese Reise zu erleichtern. Er hatte übrigens in allen den Jahren die er in preußischen Diensten stand, keinen Schlag bekommen und dies in Folge seiner festen und unumwundenen Erklärung: er würde seine Schuldigkeit stets im strengsten Sinne des Wortes erfüllen, allein den auch auf der Stelle niederstoßen, der es wagen würde Hand an ihn zu legen.

In allem was das Militär betraf, bediente sich König Friedrich, gegen seine sonstige Gewohnheit, durchaus der deutschen Sprache und da er sich bei dem Frieden mit Frankreich verpflichtet hatte, alle in seinen Diensten stehenden Franzosen loszugeben, so erfolgte nun der Befehl, daß die unter den preußischen Fahnen stehenden Franzosen dem Könige, wenn er sie anredete, deutsch antworten mußten; auch wurden diese Menschen als aus der Schweiz oder dem Reich gebürtig, in den Listen der Regimenter aufgeführt. Eine Folge jenes Befehles war noch, daß die Chefs der Regimenter, und vorzüglich der Garde, welche der König so oft selbst exercirte, gleichsam den Schein zu retten, dafür sorgten, den neuangekommenen Franzosen die Antworten auf des Königs Fragen, die gewöhnlich darin bestanden: Wie alt bist Du? Wie lange dienst Du mir? Bekommst Du Dein Sold und Dein Brod regelmäßig? so lange deutsch vorsagen zu lassen, bis diese sie wußten; einmal entstand jedoch hierdurch ein sehr wunderliches Quid pro quo, denn als man dem Könige einen aus einem andern Regimente für die Garde ausgehobenen Soldaten auf öffentlicher Parade vorstellte und der König zufällig von der gewohnten Reihenfolge in seinen Fragen abging, ergab sich folgender seltsamer Dialog zwischen Beiden: „Wie lange dienst Du mir?“ — „Ein und zwanzig Jahre.“ — Der König stutzte, denn der Mensch war noch sehr jung: „Wie alt bist Du denn?“ fragte er weiter. — „Ein Jahr.“ — „Du bist ein Narr oder ich.“ — „Alles Beides richtig Ew. Majestät.“ — Der König vernahm

jetzt daß der arme Teufel nicht ein Wort von dem verstand was er mit ihm gesprochen hatte und lachte herzlich mit den Andern über ein Abenteuer, durch welches er vor der Fronte des ersten Regimentes seiner Armee, für einen Narren erklärt wurde.

Die Disciplin im damaligen preußischen Heere war übrigens nicht allein für den Soldaten so drückend, sondern zum Theil auch für den Officier.

Nur vom König allein konnte ein Officier Urlaub erlangen und es mußten wichtige Veranlassungen dazu vorhanden seyn; eben so vermochte nur Krankheit einen Officier von der Ausübung, selbst der kleinlichsten seiner Pflichten, zu befreien und die in der Cavallerie Dienenden z. B. mußten täglich Morgens und Abends bei dem Futtern und Putzen der Pferde gegenwärtig seyn. Der Graf von Reichenbach, mit dem ich in den genauesten freundschaftlichsten Verhältnissen stand, sagte mir einmal: „Während der elf Jahre die ich im Regiment Gensd'armen diene, ist kein Morgen gewesen, wo ich nicht um vier Uhr schon in den Ställen war.“ — „Meine Lage,“ sprach er ein andermal zu mir, „ist um so unangenehmer, da ich keinen Abend mich niederlegen kann, ohne zu mir zu sagen: es kann leicht seyn daß ich morgen auf lebenslang zur Festung verurtheilt werde; denn dies ist die Strafe für denjenigen der unter den Waffen es wagt einem Vorgesetzten, der einen vielleicht auf die ungerechteste Art von der Welt beleidigt, auch nur das bescheidenste Wort zu erwiedern. Geschieht mir dies und ich bin nicht fühllos oder feige, so werde ich ein Verbrecher, und auf der anderen Seite soll ich wieder das Ehrgefühl bis zu einer solchen Zartheit treiben, daß ich nicht den geringsten Verstoß, selbst eines Freundes, dulden darf. Hiermit jedoch noch nicht genug, bleibt mir noch ein anderer Widerspruch zu lösen; wenn ich mich mit einem meiner Cameraden duellire und ich Recht habe, so sagt man mir nichts darüber, im Fall ich nur den Degen oder die Pistolen anwendete, während ich bei

einem Streite mit einem Bürgerlichen diesen ermorden muß und vom Regiment geschickt werden würde, wenn ich mich mit ihm in einem regelmäßigen Zweikampfe schlüge, selbst wenn das ganze Recht auf meiner Seite wäre. Bringe ich einen Bürgerlichen dahin meine Ehre zu verletzen und stoße ihn dann auf der Stelle nieder, so komme ich mit zwei Jahre Festungsarrest davon und werde weder degradirt noch verabschiedet. Dies ist das Resultat der Gesetze die dem Officier verbieten, sich mit keinem andern als einem Militär oder einem Edelmann zu schlagen."

Man hat oft gesagt, die Hauptstärke des preußischen Heeres bestände in der Wahl und Menge der Unterofficiere, und in der That war die letztere so groß, daß ein französischer Soldat einmal einem preußischen in dieser Hinsicht sagte: „Ich wundere mich nicht daß Ihr immer vorwärts geht, denn Ihr seyd stets zwischen zwei Feinden, von denen der nächste und am wenigsten zu vermeidende die Linie von Menschen mit Stöcken bewaffnet ist, die immer hinter Euch steht und Euch nie aus den Augen verliert."

Daß die Manoeuvres der preußischen Truppen im Großen damals immer besser ausgeführt wurden als die der Oesterreicher, soll zum Theil, wie man mir einmal sagte, daher mit gerührt haben, daß die preußischen Garnisonen in der Regel immer sehr zahlreich sind und die Soldaten demnach leichter hierin geübt werden konnten. Eben so war bei den preußischen Truppen das Wechseln der Garnisonen und der Chefs durchaus nicht Sitte, wie z. B. in Frankreich, wo man namentlich das Erstere für sehr vortheilhaft hält. Die Erfahrung hat übrigens, in Preußen wenigstens, bewiesen, daß die Nachtheile welche aus immerwährenden Garnisonen entstehen sollen, nur illusorisch sind, und gewiß ist, daß durch das Nichtwechseln eine große Ersparniß für den Staat geschieht. Doch ist hierbei allerdings auch zu

bemerken, daß die gänzliche Verschiedenheit der Zusammensetzung des damaligen französischen und preußischen Heeres, bei diesen Betrachtungen sehr in Erwägung zu ziehen ist.

Die Besoldung der preußischen Officiere in den unteren Graden, war so äußerst gering, daß diese Menschen, falls sie nicht eignes Vermögen besaßen, nur mit der höchsten Oekonomie leben konnten, und daß in der Cavallerie Keiner ohne Zuschuß zu dienen vermochte. Waren sie jedoch erst bis zum Grade eines Compagniechefs gerückt, dann standen sie sich durch mehrere ihnen zufallende Emolumente, besonders aber durch die sogenannten Freiwächter oder Beurlaubten für ihre Rechnung, sehr gut, und es verschaffte ihnen dies ein Nebeneinkommen welches sie von da an bis zu den höchsten Graden hinauf behielten, indem im preußischen Dienst alles vom Capitain hinaufgerechnet bis zum Regimentschef und selbst bis zum Feldmarschall, eine eigne Compagnie hatte.

Im Ganzen war das Heer unter Friedrich dem Großen immer so im Stande und gleichsam schlagfertig, daß es in der kürzesten Frist ins Feld zu rücken vermochte. Der Chef der Artillerie erhielt damals vom Könige zehntausend Thaler jährlich zur Unterhaltung und Anschaffung von allen zu dieser Waffengattung gehörigen Dingen, die dann jährlich genau untersucht wurden. Was das Train- und Armeefuhrwesen anlangte, so wurden die Leute dazu zwar im Frieden in ihre Heimath entlassen, allein da man ihren Aufenthaltsort wußte und ihre Zahl immer complett hielt, so konnten sie eben so schnell wie die Beurlaubten einberufen werden, und dies war auch mit den Pferden der Fall, die im Frieden bei den Bauern vertheilt und von diesen zu ihren Arbeiten benutzt wurden, dagegen aber von ihnen auch wieder auf den ersten Wink gestellt oder die Abgänge ersetzt werden mußten.

So streng indeß die Ordnung auch war welche Friedrich hielt, und so genaue Rechnungen er sich auch von allem geben ließ, so fanden dennoch mit unter Vernachlässigungen und Unterschleife statt, und als z. B. bei Gelegenheit der Streitigkeit wegen der Bairischen Erbfolgesache, unerwartet der Befehl kam, ins Feld zu rücken, da war ein Theil des Artilleriefuhrwerks, namentlich die Pontons, in dem allerübelsten Zustande. Der Chef der Artillerie hatte sich wollen bei dem Könige beliebt machen und dieserhalb einen Theil der zur Reparatur ausgesetzten 10,000 Rthlr. mehrere Jahre hindurch mit der Versicherung zurückgeschickt: es sey alles im vollkommensten Zustande, und als jetzt die Wahrheit an den Tag kam und Tag und Nacht von allen Handwerkern mit der größten Anstrengung gearbeitet werden mußte um nur einigermaßen dem Schaden abzuhelfen, da sah sich das Corps der Stabsofficiere der Artillerie mit in dieser Sache compromittirt, indem diese Herren allerdings die Schwäche gehabt hatten, die falschen Berichte ihres Chefs an den König mitzuunterzeichnen. Ich selbst war Zeuge der Angst welche der Obrist Troussel, der Major Müller u. A. dieserhalb empfanden. Da jedoch Friedrich in diesem Augenblicke ihrer bedurfte, so kamen sie diesmal mit der Furcht davon, doch war die Lehre wirksam und blos der Hr. General wurde unter dem Vorwande seines zu hohen Alters, zu einer Art von Nullität verdammt.

Nach dieser kurzen Darlegung der Verfassung und Einrichtung des preußischen Heeres unter Friedrich II, will ich nun einige mir aus seinem Kriegsleben bekannt gewordene Züge und dahin einschlagende Anecdoten und Nachrichten über andere Personen mittheilen, die mehr oder minder in die Lebens- und Regierungsgeschichte des großen Königs verflochten sind.

Friedrich hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch schon auf die Eroberung Schlesiens dachte. Unter dem Vorwande einer großen Musterung, wurde ein Heer von ungefähr 60,000 Mann, in Pommern versammelt, über welches Friedrich eine genaue Revüe hielt. Während er noch vor der Linie dieser Truppen mit seinem Begleiter, dem alten Prinzen von Anhalt, stand, fragte er diesen plötzlich was er wohl am mehrsten in diesem Augenblick bewundere? „Sire,“ erwiederte der Prinz, „was anders als die Schönheit der Truppen und die Regelmäßigkeit und Vollkommenheit ihrer Bewegungen.“ — „Mit Zeit, Mühe und Geld kann man dies alles hervorbringen,“ entgegnete der König; „das Merkwürdigste aber dürfte wohl seyn, daß wir, Sie und ich mein lieber Vetter, hier in vollkommener Sicherheit sind: sehen Sie da 60,000 Menschen, die alle unsere Feinde sind, unter denen kein einziger ist der nicht besser bewaffnet und stärker als wir wäre, und dennoch zittern sie alle vor uns, während wir thörigt wären wenn wir vor ihnen zittern wollten. Dies ist die wunderbare Wirkung der Ordnung, der Subordination und der genauen Aufsicht.“ Den Tag nach dieser Unterredung rückte das Heer in das Herzogthum Glogau ein.

Man weiß daß bei der ersten Schlacht die zwischen den Preußen und den Oesterreichern in diesem Kriege vorfiel, der König sich gegen Ausgang derselben schnell vom Heer entfernte und eine halbe Stunde weit zurückjagte, weswegen man ihn damals lange Zeit in Europa mit dem Spottnamen: „der Ausreißer von Mollwitz,“ belegte; dennoch geschah dies nur in Folge einer Verabredung oder Ueberredung vielmehr, von Seiten seines commandirenden Generals Schwerin, der ein gewagtes Manoeuvre ausführen wollte um dadurch die Schlacht schnell zu entscheiden und dieserhalb so lange in den König drang, bis dieser sich zurückzog. Viele behaupteten damals und noch später, Schwerin habe es

eigentlich nur darum gethan, um sich allein die Ehre des Sieges zuschreiben zu können und Friedrich selbst soll diesen Gedanken gefaßt und seinem Feldherrn seitdem es nachgetragen haben. Mehrere aus der Familie Schwerin behaupteten dies wenigstens als ganz gewiß und waren fest überzeugt, dies Ereigniß habe noch nach mehreren Jahren des Marschalls Tod herbeigeführt *). Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß dies nur Muthmaßungen und Annahmen sind die durch nichts zur Gewißheit erhoben werden, und daß es eben so unrecht seyn würde, einen Mann von Verdienst und Ehre, wie den Marschall Schwerin, auf solche hin eines verwerflichen Ehrgeizes zu beschuldigen, als einen König wie Friedrich, Neid und Rachsucht zuzuschreiben. Gewiß ist indeß, daß Friedrich und Schwerin, so sehr sie auch durch die Geschäfte einander genähert wurden, und so oft sich der König auch des Rathes und der Einsichten seines Feldherrn bediente, dessen große Verdienste er anerkannte, doch nie sonderlich gute Freunde waren; daß man aber um dies zu erklären, nicht nöthig hat auf den Vorgang von Mollwitz zurückzublicken. Marschall Schwerin war ein Mann von heftigem, lebhaftem und unbeugsamen Charakter; selten waren er und der König über die Details einer besprochenen Unternehmung einig: Beide pflegten sich dann zu erhitzen, es mischte sich oft Bitterkeit in ihren Streit und gewöhnlich trennten sie sich mißvergnügt einer von dem Andern: auch sahen sie sich nur

---

*) Bei der Schlacht, oder vielmehr dem Gefecht vor Prag, im J. 1757, befahl Friedrich dem General Schwerin, eine hinter Morästen aufgestellte Batterie zu nehmen. Schwerin machte ihn auf die Unmöglichkeit aufmerksam. „Haben Sie Furcht?" fragte ihn der König mit einem finsteren Tone. Schwerin erwiederte nichts, sondern ergriff eine Fahne und stürzte auf den Feind zu. Er fand seinen Tod und der König ließ ihm eine Statue auf dem Wilhelmsplatz in Berlin errichten.

wenn die Umstände es durchaus nöthig machten und Schwerin zeigte oft durch seine Reden, daß er den König, dem er seiner Pflicht gemäß treu und redlich diente, ihm jedoch in nichts nachgab, zwar als einen großen Mann schätzte, aber nicht liebte.

Während der ersten Feldzüge begleitete der französische Gesandte, Hr. von Vallory, den König überall hin. Bei einer Lagerung kam das Zelt des französischen Bothschafters an einen der Flügel des Lagers zu stehen: dieser Umstand wurde den Oesterreichern durch einige Deserteure verrathen, die nun den Beschluß faßten, den Gesandten des Nachts aufzuheben. Ein Detaschement Ungarische Husaren überfiel das Zelt so schnell, daß an kein Entkommen zu denken war. In dieser Noth rettete den Hrn. v. Vallory nur die Entschlossenheit seines Secretairs d'Arget. Schnell warf dieser den Schlafrock des Gesandten über und trat mit der Frage: wen man suche? den Husaren entgegen. „Den französischen Gesandten," hieß es. „Der bin ich," erwiederte d'Arget und im Augenblick hob man ihn auf ein Pferd und jagte mit ihm fort.

Diese Geistesgegenwart und das Benehmen des Secretärs, gefielen dem König außerordentlich; er sorgte schnell für dessen Auslieferung, ließ sich ihn dann vorstellen und nahm ihn bald darauf mit Hrn. v. Vallory's Bewilligung, in seine Dienste. So wurde d'Arget Lector und Secretair des Königs: doch da er einige Jahre darauf die Tochter des Hrn. Cäsar, Secretairs des Prinzen Heinrich, heirathete und das Unglück hatte daß ihm die geliebte Gattin in den Wochen starb, so versank er in eine so tiefe Schwermuth daß er nicht vermochte länger an einem Orte zu leben, wo ihm sein Theuerstes entrissen worden war. Er nahm daher seinen Abschied und kehrte, bestens empfohlen von Friedrich, nach Frankreich zurück, wo er anfänglich eine Stelle

bei der Militärschule, später aber den Posten eines Bevollmächtigten an den geistlichen Höfen von Lüttich und Speyer erhielt, woselbst er im J. 1778 starb.

Einen Vorgang aus Friedrichs früherem Kriegsleben, glaube ich hier noch erwähnen zu müssen. Als der Marschall Belleisle, welcher in Böhmen stand, vernahm daß Friedrich nach der Eroberung von Schlesien den Frieden mit Oesterreich allein abzuschließen suchte, eilte er zu dem König hin um ihn wo möglich von diesem Vorhaben abzubringen. Friedrich ließ den Marschall ruhig ausreden und zeigte ihm dann blos eine Depesche, in welcher der Cardinal Fleury, Oesterreich selbst Friedensvorschläge machte und sich erbot, Preußen zu verlassen. „Sie sehen," fuhr hierauf der König fort, „daß ich nicht ohne Grund handle und es mir selbst schuldig bin an mich zu denken. Gern will ich glauben daß Ludwig XV. nichts von dieser Treulosigkeit weiß, da jedoch der Hr. Cardinal bei Ihnen alles gilt, so bleibt mir nichts anders übrig als ihm zuvorzukommen." — Belleisle schwieg voll Unwillen und die im Vorzimmer des Königs befindlichen Generale und Adjutanten erstaunten über sein wildes und verstörtes Aussehn, als er aus dem Cabinet des Königs trat und hörten noch wie er im Abgehen die Worte vor sich hinmurmelte: „Ah, le b .... de prêtre!"

Nach dem siebenjährigen Kriege begann Friedrich seine philosophischen Soupérs wieder, an denen Jordan, Voltaire, Maupertuis, d'Argens, Algarotti und Pöllnitz regelmäßig Theil nahmen und zuweilen auch Andere, wie z. B. Baculard d'Arnaud &c. Oft verlängerten sich diese Soupérs bis tief in die Nacht hinein und nicht selten brannten die Kerzen fast ganz aus, ehe man schied. Zuweilen geschah es auch daß der König auf seinem Sessel einschlummerte, wo dann alles still sein Erwachen er=

wartete. Einst hatte er so bis beinahe um 4 Uhr geschlafen eh' er wieder erwachte, worauf er dann zu den Anderen sprach: „Meine Herren, es ist beinahe Morgen; gehen Sie und schlafen Sie in den Tag hinein um sich auszuruhen, ich will an meine Arbeit schreiten."

Unter den Tischgenossen von Friedrich dem Großen, habe ich auch Jordan gerechnet, der bereits zu Ende der funfziger Jahre starb, und Voltaire, der 1750 nach Berlin kam und nur drei Jahre daselbst verweilte: dergleichen Restrictionen müssen auch noch bei einigen Anderen gemacht werden, doch ist zu bemerken, daß Voltaire bereits im J. 1743 einige Zeit in Berlin verlebte. In dieser Epoche war es auch daß die Begebenheiten mit Cocceji und dem Baron Trenk vorfielen. Der Canzler Cocceji hatte drei Söhne, von denen der älteste sich der Rechtsgelehrsamkeit, die andern beiden dem Militär widmeten. Der Erstere verliebte sich in eine Tänzerin von der italienischen Oper, Dem. Barbarini, und es gelang dem Vater, der diese Leidenschaft durchaus nicht billigte, den König dahinzubringen, den jungen Mann auf sechs Monate nach der Festung zu schicken. Die Cur schlug indeß nicht so an wie man wünschte; kaum war der junge Cocceji wieder frei geworden, so heirathete er seine Schöne und Friedrich, den man benachrichtigte daß der Vater sich ihm zu Füßen werfen und um Trennung dieser Ehe und abermalige Einsperrung des Sohnes bitten würde, kam nun diesem allem dadurch zuvor, daß, als der Canzler bei ihm eintrat, und noch ehe derselbe sein Vorhaben auszuführen vermochte, er zu den andern Anwesenden sprach: „Meine Herren, ich will Ihnen eine Neuigkeit mittheilen: der älteste Sohn meines Canzlers hier, hat sich mit Demoiselle Barbarini vermählt." — Jetzt blieb dem Canzler nichts übrig als sich in die Sache zu ergeben, und in einer Privataudienz gelang es dem König den alten Mann vollends herumzustimmen

und ihn mit seinem Sohne zu versöhnen, den er darauf zum Präsidenten der Regierung in Glogau ernannte. Der zweite Sohn des Canzlers starb ziemlich jung, der dritte dagegen trat später in polnische Dienste, und war früher eine Art von Liebling von dem König, der ihm seines Geistes und seiner Lebhaftigkeit wegen, wohlwollte, ihn aber auch oft wegen seiner tollen Streiche bestrafen mußte. Wie die mehrsten Officiere der Potsdamer Garnison, langweilte sich der junge Cocceji gewaltig an diesem wenig belebten Orte und reiste daher, so oft es ihm nur möglich war, mit und ohne Urlaub, nach Berlin um sich hier lustig zu machen. Einst war er auch einmal wieder auf einer solchen geheimen Wanderung nach Berlin begriffen, als ihm der König unvermuthet begegnete. „Wo wollen Sie hin?“ fragte er ihn mit einem strengen Tone. — „Sire,“ entgegnete Cocceji, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „ich reise incognito nach Berlin.“ — Friedrich lachte und vergab ihm den Streich. Ein andermal war Cocceji ebenfalls ohne Urlaub nach Berlin geritten und trieb sich hier auf der Redoute umher, als plötzlich der König tief in einem Domino verhüllt, auf ihn zu trat, seine Hand ergriff und seinen Namen in dieselbe schrieb. Cocceji erkannte den Monarchen, stellte sich aber als kenne er ihn nicht, und erwiederte: „Maske, ich bin zu ehrlich um nicht zu gestehen daß Sie mich errathen haben, allein ich bitte meinem General nichts davon zu sagen, da ich ohne Urlaub hier bin; es würde dies den alten Herrn kränken und ich wollte viel lieber, daß es der König selbst wüßte.“ — Auch diesmal mußte der König lächeln; er versprach dem jungen Manne sein Geheimniß treulich zu bewahren, und Cocceji kam somit abermals ohne Strafe durch. Zuletzt trieb er es aber doch so arg, daß der König ernstlich böse auf ihn wurde, ihn mehrmals auf längere Zeit in Arrest sendete und da Cocceji hierüber verdrießlich geworden, seinen Abschied verlangte, ihm denselben auch gewährte, worauf derselbe nach Warschau ging und in polnische Dienste trat.

Den Baron Trenk betreffend, so sind dessen Schicksale zu allgemein bekannt, als daß ich hier noch nöthig hätte etwas darüber zu sagen. Doch will ich blos bemerken, daß Trenk mir später, als er zur Zeit der Revolution nach Paris kam, selbst alles Nähere über seine Lebensereignisse mittheilte und die feste Ueberzeugung hatte, daß die in Magdeburg während seiner fürchterlichen Gefangenschaft an ihm verübten Grausamkeiten, nicht vom König herrührten und ohne dessen Wissen von dem, Trenk persönlich feindlich gesinnten, Befehlshaber verübt worden wären. Jene Bekanntschaft deren Folgen für Trenk so schwer und schrecklich wurden knüpfte, sich übrigens bei Gelegenheit der Feierlichkeiten welche bei der Vermählung der Prinzessin Ulrike mit dem König von Schweden stattfanden. Trenk hatte an diesem Tage die Wache im Inneren des Schlosses: im Gedränge waren ihm die Quasten seiner Schärpe abgerissen, oder auch vielleicht entwendet, worden: der König, der Trenk immer bis dahin sehr wohlwollte, bemerkte dies, rief ihn näher und scherzte mit ihm darüber. Die Fürstin welche über sein Loos entschied, sah ihn hier zum ersten Male und der Eindruck den Beide auf einander machten, war groß. Als man sich von der Tafel erhob, ging sie an ihm vorüber und flüsterte ihm zu: „Sie werden morgen um die und die Stunde eine andere Schärpe bei mir finden." — So knüpfte sich dies Band, das Beide so furchtbar elend machte! — Seine endliche Befreiung erhielt er, wie sein Unglück, durch die Hand der immer fortdauernden Liebe: es gelang nämlich der unterdessen zur wandelnden Leiche gewordenen Fürstin, die Kaiserin Marie Theresie auf einem geheimen Wege für den Unglücklichen, der wie bekannt aus einer ungarischen Familie stammte, soweit zu interessiren, daß sie beim Abschluß des Friedens um dessen Befreiung anhielt.

Nach Friedrichs Tode schrieb Trenk an dessen Nachfolger und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin kommen

und die Trümmern seines Vermögens retten zu dürfen. Die Liebenden sahen sich jetzt noch einmal wieder, aber wie verändert! Er zum Greis geworden, mit gebleichtem Haar und gebeugt von der zehn Jahre lang getragenen Last 60 Pfund schwerer Fesseln; sie .... ich habe bereits beschrieben, welche entsetzliche Veränderung mit dieser einst schönen und liebenswürdigen Fürstin vorgegangen war.

Trenk hatte sich unterdessen verheirathet und war Vater von sieben bis acht Kindern geworden: da brach die Revolution in Frankreich aus und er eilte in der Absicht, seine Memoiren herauszugeben und sich hierdurch in seinen zerrütteten Vermögensumständen zu helfen, nach Paris, woselbst er bald darauf unter Robespierre das Schaffot bestieg und so das Beil der Guillotine seinem bewegten, schicksalsvollen Leben ein Ziel setzte.

Zum Beschluß dieses Buches bleiben mir nur noch einige wenige Anecdoten mitzutheilen.

In einer kleinen Stadt im Magdeburger Bezirk, lag der Stab eines Cavallerieregimentes, dessen General mit ehrenvollen Wunden bedeckt war, der aber die Schwäche gehabt hatte, mehreren seiner Officiere zu gestatten eine Brauerei anzulegen, durch die sie allerdings gewannen, die Brauer des Ortes dagegen jedoch einen bedeutenden Schaden litten. Friedrich erfuhr die Sache, wurde äußerst unwillig darüber und beschloß, den General empfindlich zu bestrafen. Bei der nächsten Revüe, als das Regiment zur Musterung vorrückte, sah der König den General streng und finster an und sprach zu ihm: „Wie sitzen Sie zu Pferde? sieht es doch aus als wenn ein Brauerbursche geritten käme.“ — Dieser Vorwurf in Gegenwart seines Regimentes, schmerzte den alten verdienten Krieger, der übrigens gleich merkte wohin dies zielte, so ungemein, daß er sich nicht enthalten konnte zu erwiedern: „Ew. Majestät, da ich jetzt trotz mei-

ner für Sie empfangenen Wunden, nichts mehr als ein Brauerbursche in Ihren Augen bin, so bitte ich dies Regiment von einem besseren Reiter commandiren zu lassen." Mit diesen Worten steckte der General seinen Degen in die Scheide und ritt hinter die Fronte. Man glaubte jetzt allgemein, Friedrich würde gegen ihn nach der Strenge der Kriegsgesetze verfahren lassen; aber zu edel um sich nicht der geleisteten Dienste dieses tapferen Militärs zu erinnern, bestrafte er die verletzte Subordination blos mit einigen Wochen Arrest, worauf sich dann der General vom Dienst zurückzog ohne jedoch bei Friedrich in eigentliche Ungnade zu fallen.

Von dem damaligen Gouverneur von Berlin, dem General Ramin, habe ich bereits einige Male gesprochen, und will hier nur noch einen Zug von ihm anführen, der mindestens beweisen wird, daß dieser mit großem Recht seiner ausgezeichneten Rohheit, Härte und Grobheit wegen allgemein bekannte und dieserhalb in Berlin auch wenig geliebte Mann, dennoch, wenn sein Interesse es ihm gebot, den Höfling zu spielen wußte. Der Kronprinz, nachherige König Friedrich Wilhelm II, hatte während dem Carneval in Berlin eine Verbindung daselbst angeknüpft, die dem Könige mißfiel und ihn zu dem Entschluß bewog, dem Prinzen zu befehlen, ihm nach Beendigung des Carnevals nach Potsdam zu folgen und vollends den Winter über daselbst zu bleiben. Dies Gebot glaubte der Prinz nur insofern berücksichtigen zu dürfen, daß er sich bei einigen geheimen Reisen nach Berlin möglichst verbarg; dennoch wurde die Sache dem Könige schnell verrathen und benachrichtigt davon, daß der Prinz am nächsten Tage wieder in der Stille nach Berlin reisen würde, sandte er dem General Ramin den Befehl, ihn, so wie er ankäme zu arretiren. Ramin erhielt diesen Auftrag als er gerade des Abends bei Tische saß. Kaum hatte er den Brief erbrochen und überblickt, so

stellte er sich als würde es ihm schwer die Schriftzüge zu entchiffern und befahl seinem Adjutanten, ihm doch ein Licht näher zu halten. Dies geschah und Ramin hielt nun, indem er das Schreiben durchlas, das Papier so daß der hinter ihm stehende Adjutant es ebenfalls lesen konnte. Dieser, ein gewandter Kopf, merkte was der General hiermit bezweckte; in seinen Mantel gehüllt, eilte er dem Prinzen bis vor das Thor entgegen und benachrichtigte ihn von allem, worauf dann dieser sogleich umkehrte und Ramin nun mit gutem Gewissen melden konnte: „Se. Königl. Hoheit sey gar nicht einpassirt."

Ramin starb am Schlagflusse. Als man diese Nachricht dem König hinterbrachte, rief dieser: „Es ist seine Schuld! ich habe ihn nie dahin bringen können, etwas Senf in seinen Caffee zu thun." Der König behauptete nämlich, ein paar Senfkörner in den kochenden Caffee geworfen, wären das beste Präservativ gegen Schlagflüsse.

Zu den Lieblingen die sich am längsten in der Gunst des Königs erhielten, gehörte der General von Anhalt, der lange Zeit Friedrichs Generaladjutant war. Nach Mirabeau soll dieser Mann der Sohn einer Köchin und Gott weiß! wie vieler Väter gewesen seyn und in seiner Jugend selbst in dem niedrigsten Stande gelebt haben. Wie er zu seinem Namen gekommen ist und wie er überhaupt in die Armee trat und Friedrich bekannt wurde, weiß ich nicht, doch ist es gewiß daß ihm der König stets sehr wohlwollte, ihm einen großen Theil der Militärverwaltung anvertraute und diese unter seiner Leitung vortrefflich ging. Ein Sturz vom Pferde, wobei Hr. von Anhalt gefährlich verletzt wurde und in Folge dieser Verwundung trepanirt werden mußte, zog ihm eine Zeitlang eine Geistesverwirrung zu, durch welche seine militärische Laufbahn unterbrochen ward. Wie man behauptet, so soll dieser Mann

übrigens bei Friedrichs des Großen Hintritt, die wenig rühmliche Schmeichelei begangen haben, von dem Bilde des Königs, welches dieser ihm einst selbst geschenkt hatte, den Kopf wegmachen und dafür den des Nachfolgers hinmalen zu lassen. — Friedrich Wilhelm II. gab dem Hrn. von Anhalt zwar den schwarzen Adlerorden, bekümmerte sich aber nicht weiter um ihn und ließ ihn in seiner Zurückgezogenheit fortleben.

Fünftes Buch.

Seine Akademie, seine Schulen und seine philosophischen und literarischen Freunde.

Die königl. Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin.

Wie bekannt, verdankt dieser gelehrte Verein seine Existenz, der Königin Charlotte, Gemahlin Friedrichs I., und Leibnitz, der große Leibnitz war nicht allein dessen erster Präsident, sondern auch dessen Einrichter. Unter Friedrich Wilhelm I., einem Fürsten der wenig Sinn für die Erhabenheit der Wissenschaften hatte, sank diese vielversprechende Anstalt ziemlich wieder zum Nichts herab und als Friedrich der Große den Thron bestieg, hielt man keine Sitzungen mehr, kein Werk wurde mehr ausgearbeitet und es hätte wahrscheinlich nur noch sehr weniger Jahre bedurft, um das Ganze völlig wieder aufzulösen.

Man kann daher mit Recht sagen, daß Friedrich der zweite Stifter der Akademie war, und in der That, wandte dieser Fürst alles an um ihr einen ausgezeichneten Rang unter den Instituten ähnlicher Art zu verschaffen. Berlins Akademie gehörte unter Friedrich dem Großen zu den ersten in Europa; von denen des Nordens machte ihr keine den Rang streitig.

Als Friedrich den Gedanken faßte, durch Wiederbelebung der Akademie für Kunst und Wissenschaft in seinen Staaten eine neue Aera zu begründen, galt Maupertuis, der hoch in den Norden hinaufgegangen war, um hier durch Messungen die Gestalt der Erde zu erforschen, für einen der ersten Gelehrten der Zeit. Verbunden durch eine mehr scheinbare als wirkliche Freundschaft mit Madame du

Chatelet und Voltaire, kam er in Correspondenz mit König Friedrich, der ihm bald seine Achtung und Gewogenheit schenkte und ihm den Auftrag gab, einen Plan zur Reorganisirung seiner Akademie zu entwerfen. Im Ganzen entfernte sich Maupertuis wenig von dem ursprünglich von Leibnitz angenommenen Plane, doch fügte er demselben mehrere wichtige Artikel hinzu. Das Institut blieb übrigens wie bisher in vier Classen getheilt, die der Mathematik, der Experimentalphysik, der speculativen Philosophie und der Literatur. Alle theologischen und politischen Discussionen wurden dabei ausgeschlossen und diese ausdrückliche Bestimmung erinnerte an das Scherzwort, welches einmal über eine französische Akademie gesagt wurde: „Hier spricht man nicht von Gott, weder im Guten noch im Bösen."

Jede Classe hatte einen aus ihr selbst genommenen Director und bestand in der Regel aus sechs wirklichen Mitgliedern, das Ganze also aus Vier und zwanzig, ungerechnet den immerwährenden Secretair und den Präsidenten. Der Bibliothekar ward in der Regel aus der Classe der Literatur gewählt; der Astronom, welcher das Observatorium unter sich hatte, gehörte zur mathematischen, und der Chemiker, der Anatomiker, der Botaniker und der Mineralog zur physikalischen Classe. Außer der Bibliothek und dem Observatorium, besaß die Akademie ein chemisches Laboratorium, ein sehr besuchtes anatomisches Theater, einen botanischen Garten, ein Naturalien- und ein Maschinencabinet. Da den Statuten nach, alle Denkschriften in französischer Sprache gedruckt werden sollten, so war für die in deutscher oder lateinischer Sprache abgefaßten, ein Uebersetzer angestellt.

Ein Institut dieser Art mußte natürlich bedeutende Fonds haben, indem der botanische Garten, das Observatorium, die Bibliothek, das anatomische Theater und das Laboratorium, jährlich ziemlich ansehnliche Kosten verursach-

ten: außerdem bedurfte man noch einer besondern Summe zum Druck der Memoiren, den dazu mitunter nöthigen Kupfern, der Heizung rc. Es mußten ferner die Gehalte des Präsidenten, des Secretairs, des Uebersetzers, der vier Directoren, des Chemikers, Astronomen, Bibliothekars, Botanikers und Anatomen gezahlt und die von dem Könige den anderen Mitgliedern ausgesetzten Pensionen, deren Minimum 200, und deren Maximum 1500 Thlr war, bestritten werden. — Um diesem Allen nun nachzukommen, bestätigte Friedrich nicht allein die früher von seinen Vorgängern der Akademie gemachten Schenkungen an den nöthigen Grundstücken und Gebäuden, sondern wies ihr auch 1) den Ertrag der weitläuftigen Maulbeerpflanzungen an, von denen man einen ansehnlichen Gewinn hoffte, der jedoch sehr unbedeutend ausfiel; 2) das ausschließliche Privilegium der Publication und Herausgabe der Gesetze und der Landcharten, was nicht mehr einbrachte und 3) das ausschließliche Privilegium der Abfassung und des Verkaufes der Calender, anscheinend das Geringste und doch in der That das Einbringlichste und die wahre Stütze der Akademie. Da alle diese Dinge jedoch bisher nur wenig abgeworfen hatten, so ernannte Friedrich, in der Ueberzeugung, daß Männer die ausschließend mit ihren Wissenschaften beschäftigt wären, für den Verkehr nicht sonderlich geeignet seyn dürften, aus den Ehrenmitgliedern der Akademie vier Personen, denen er den Titel: Curatoren der Akademie gab, und die den Auftrag erhielten, das Oekonomische des Institutes zu wahren und zu leiten.

Man darf diesen Herren Curatoren nicht Schuld geben, daß sie ihr Amt anfangs nicht gehörig verwalteten, denn wirklich gelang es ihnen die Einkünfte der Akademie bis auf 14000 Thlr. zu bringen, allein nach und nach kam die Sache doch wieder in's Stocken und als ich Mitglied dieses Vereines wurde, waren nur noch zwei Curatoren vorhanden, die Herren von Röderer und Herzberg, an deren Stelle, auf Befehl des Königs, bald nach dem sieben-

jährigen Kriege eine sogenannte ökonomische Commission von fünf wirklichen Mitgliedern der Akademie trat, die den Auftrag erhielt, sowohl die besten Mittel zur Vermehrung der Einkünfte des Ganzen, als zur zweckmäßigsten Anwendung derselben vorzuschlagen. Diese Commission bestand aus den Herren Euler, Lambert, Sulzer, Merian und Beausobre und dieser letztere sowohl als Sulzer, ließen es sich am angelegensten seyn die Sache zu betreiben. Sie entwarfen eine Schrift, in welcher besonders darauf angetragen wurde, die Art des Calenderverkaufes, welcher bisher ausschließend dem Cassirer übertragen war, zu verbessern, allein obschon die anderen Mitglieder diesen Plan sehr billigten, indem dadurch der Ertrag dieses Zweiges von 12 bis 13,000 Thlr., die er bisher abgeworfen hatte, auf 17,000 erhöht wurde, so widersetzte sich doch Euler, dieser übrigens so würdige und rechtliche Mann, mit einer unbeschreiblichen Hartnäckigkeit demselben und dies blos aus dem Grunde, weil der Cassirer, ein Mensch der 500 Thlr. Gehalt hatte, dennoch sich aber durch das vermittelst des Calenderverkaufs ihm zufallende Nefas so gut stand, daß er sich Equipage zu halten und jeder seiner Töchter 30,000 Thlr. Heirathsgut mitzugeben vermochte, von den Herrn v. Jarriges, bei dem er früher Secretair gewesen war, beschützt wurde und dieser sich deswegen an Euler mit der Bitte gewendet hatte, seinen alten Secretair doch nicht um sein „Bischen Sporteln" zu bringen; eine Sache die auch Euler, geschmeichelt von der huldreichen Zuvorkommenheit des Hrn. v. Jarriges, versprach und sich in seinem Eifer so weit vergaß, daß er wirklich alles Mögliche anwendete, um den Verbesserungsplan scheitern zu lassen und sogar es nicht verschmähte, während der Zeit, daß ihm das Memoire der Anderen zur Unterschrift oder auch Widerlegung zugesendet wurde, dasselbe mehrere Tage unter allerlei Vorwänden zurückzuhalten und einstweilen an den König zu schreiben um diesen im Voraus gegen den Plan zu stimmen. Hier scheiterte Euler jedoch vollstän=

dig: Friedrich war zu vorsichtig, um auf die Meinung eines Einzelnen zu bauen und zu schlau, um nicht schnell zu merken, daß hier etwas dahinter stecken müsse. Er verlangte erst die Ansichten der Andern und indem er nun sehr leicht das Ganze durchblickte, zögerte er nicht den Vorschlag von Beausobre und Sulzer zu genehmigen: da er Euler jedoch sehr schätzte und des Mannes Rechtlichkeit kannte, der hier offenbar nur verleitet worden war, so kleidete er den Verweis, den er ihm mit Recht glaubte geben zu müssen, blos in einen kleinen Spott und schrieb ihm zurück: „Obgleich ich nicht gelernt habe, mein lieber Euler, die Courven zu berechnen, so weiß ich doch, daß 17000 Thlr. für meine Akademie mehr sind als 13000 und will daher rc.

So gelinde dieser Verweis auch war, so fühlte sich Euler doch so ungemein dadurch gekränkt, daß er nicht länger in Preußen bleiben wollte, und seine Dienste Catharina II. antrug, die dies Erbieten bereitwillig annahm. Euler kehrte demnach, so unangenehm dies auch dem Könige war, und so viel Mühe man sich auch gab ihn in Berlin zurückzuhalten, mit Frau und Kind nach Petersburg zurück, von wo er achtzehn Jahre früher (1747) nach Berlin gekommen war.

Jedermann weiß, welch ein großer Mann Euler in seinem Fache war und daß er sich einen unsterblichen Namen in der Wissenschaft erworben hat, allein dies darf uns nicht verhindern auch zu bemerken, daß dieser sonst in so vielen Dingen hochachtbare Mann nicht frei von Eitelkeit und Einseitigkeit war. Der eben erzählte Vorgang beweist hinreichend seine Schwäche gegen das Wort der Vornehmen, selbst gegen bessere Ueberzeugung, und seine Einseitigkeit und Eitelkeit geht aus Nachstehendem hervor:

Die ökonomische Commission war der Meinung, eine der nothwendigsten und dringendsten Ausgaben wäre die Vollendung des Baues der Mauer um den botanischen Garten, so wie die Anschaffung einiger Thiere für den Gärt-

ner zur besseren und leichteren Besorgung der Arbeiten; aber Euler widersetzte sich auch hier mit allen Kräften, und als man ihn um die Gründe seines Verfahrens fragte, erwiederte er ganz unverholen: „es gäbe nichts Unwichtigeres als einen botanischen Garten; die ganze Botanik sei nichts als eine Spielerei und überhaupt nur eine Wissenschaft in der Welt, die Mathematik nämlich." Bei einer andern Gelegenheit äußerte er einmal gegen Hrn. v. Castillon den Vater, einen Akademiker von der mathematischen Classe, daß seine früheren Calculs über das Maximum der Concavität oder Convexität der Gläser, nicht ganz genau die wahren Regeln bestimmten, und als Castillon ihm hierauf mit der Frage erwiederte: warum er denn solche Berechnungen die zu falschen Resultaten führen könnten, in seinem ersten Memoire habe abdrucken lassen? antwortete er: „Sie irren, wenn Sie glauben mein erstes Memoire sey nutzlos: es ist im Gegentheil sehr vorzüglich, weil es, abgesehen von seinem eigentlichen Gegenstand, Calculs enthält, die von der höchsten Wichtigkeit sind und zu Mustern dienen können."

Zur Zeit meiner Aufnahme in die Akademie, hatte dieselbe keinen Präsidenten, da d'Alembert diese Stelle ausgeschlagen hatte und der König keinen Anderen dazu ernennen wollte. Hr. Formey war beständiger Secretair, d'Argens Director der Classe der schönen Wissenschaften, Euler der der Mathematik, Hennius der Philosophie und Markgraf der Physik. Die Ernennung des Letzteren zu diesem Posten, brachte übrigens die Akademie um eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, den Hrn. Potte. Dieser Chemiker wurde unwillig darüber, daß man ihm einen seiner Schüler vorzog, der zwar ein tüchtiger Mann, aber doch immer nur sein Schüler war, und in seinem Zorn hierüber zog er sich nicht allein gänzlich von unseren Sitzungen zurück, sondern verbrannte auch alle seine Manuscripte, die Frucht dreißigjähriger gelehrter Forschungen, damit die Akademie nicht vielleicht nach seinem Tode noch Nutzen daraus ziehen könne. Diese tadelnswerthe Handlung kann als

ein wahrer Verlust für die Wissenschaft betrachtet werden, denn Hr. Potte war in seinem Fache ein sehr ausgezeichneter Mann und hatte mit einem unendlichen Fleiß alles gesammelt und kritisch zusammengestellt, was in seiner Wissenschaft von Anbeginn an war geleistet und aufgefunden worden. Auch behauptete er seine Forschungen in manchen einzelnen Zweigen außerordentlich weit getrieben und allein mehr als funfzig Arten von Porcellain erfunden zu haben, von denen mehrere weit kostbarer seyn sollten als das welches wir besitzen. Sey dem wie ihm wolle, aus dem was dieser Chemiker, der nach jenem Zerwürfniß noch geraume Zeit lebte und sich von da an mit nichts mehr beschäftigte, als daß er Vormittags und Nachmittags Stundenlang in seiner runden Perücke und seinem alten rothen Mantel, unter der Stechbahn und auf dem Schloßplatz umherspatzierte, früher publicirte, ersieht man hinreichend, wie sehr es zu bedauern ist, daß er sich durch seine Empfindlichkeit so weit verleiten ließ, der Nachwelt die Früchte seines Fleißes zu entziehen.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick der Akademie und ihrer Organisation, will ich jetzt die einzelnen Classen und die ihnen zugehörigen Männer in der Kürze näher besprechen.

(Die physikalische Classe.)

Der Direktor derselben, Herr Markgraf, war ein Mann von einem so sanften und bescheidenen Charakter, daß nie irgend einer seiner Collegen Ursache hatte sich über ihn zu beschweren und sein Ruf als Gelehrter stand wohl begründet durch literarische Arbeiten fest. Bemerken will ich noch, daß Hr. Markgraf der Erste war, welcher nachwies, daß man Zucker aus Runkelrüben und mehreren anderen europäischen Pflanzen zu ziehen vermag. Er starb in einem sehr

weit vorgerückten Alter, lange nach meiner Ankunft in Berlin.

Von Hrn. Gleditsch brauche ich nicht viel zu sagen; sein Ruf als Naturforscher ist bekannt und eben so seine Forschungen über die Moosarten, deren Geschichte er so zu sagen erst geschaffen hat.

Kurz nach dem Tode des Hrn. von Maupertuis begegnete Hrn. Gleditsch nach seiner Behauptung, ein seltsames Abenteuer. Eines Donnerstags vor Eröffnung der Sitzung, ging er durch den Sitzungssaal der Akademie nach dem Naturaliencabinet das unter seiner Aufsicht stand. Mit Schrecken gewahrte er hier in einem Winkel im Sitzungssaale Hrn. von Maupertuis unbeweglich und schweigend stehen und die Augen fest auf ihn gerichtet. Zu guter Physiker um sich einzubilden daß der in Basel bei den Herren Bernouilly verstorbene Maupertuis, in Berlin erscheinen könne, hielt er sogleich das Ganze für eine Störung in seinen eignen Organen und blieb nur so lange stehen um sich das vorschwebende Bild genau zu betrachten, doch versicherte er uns, die Erscheinung sey unendlich täuschend und vollkommen ähnlich gewesen. Hr. Gleditsch starb ebenfalls in einem hohen Alter.

Hr. Meckel oder Meckelius, war zu jener Zeit der Arzt von halb Berlin, aber auf jeden Fall ein noch größerer Anatom als Praktiker. Maupertuis Träume trieben ihn zu den genauesten Untersuchungen über die Organisation des Gehirns, aber so emsig er auch jedes Aederchen und jede Faser untersuchte, es gelang ihm dennoch nicht die Seele unter seinem Messer zu finden.

Hr. Lambert verdiente es eben so sehr einen Platz in der mathematischen und philosophischen Classe zu haben wie in der physikalischen: seine literarischen Arbeiten beweisen dies hinreichend. Der Sohn eines armen Schneiders zu Mühlhausen im Elsaß, mußte er in seiner Jugend des Morgens der Mutter in ihren häuslichen Beschäftigungen beistehen und den Tag über dem Vater; sein Genie brach

sich aber Bahn: ein Prediger des Ortes lernte den Knaben kennen, nahm ihn zu sich und wurde dessen Lehrer. Selbst ehe Lambert seinen Vater verließ, hatte er sich bereits einige Kenntniß erworben, denn jeden Augenblick Freiheit am Tage benutzte er um Bilderchen zu malen, die er dann an andere Kinder verkaufte, sich für den Erlös ein Licht anschaffte und dann die Nächte hindurch bei den Büchern saß. Es läßt sich denken wie groß die Fortschritte waren, die der junge Mann bei seinem Prediger machte: später kam Lambert zu einem Hrn. von Salis nach Graubündten als Erzieher von dessen Kindern, wo er dann mit seinen Eleven Italien, Frankreich und Deutschland durchreiste. Als seine Zöglinge in München von ihm schieden, gab er sein philosophisches Werk: „Novum organum" betitelt heraus, das ihm einen großen Ruf erwarb. Er erhielt jetzt den Auftrag Statuten für die Münchner Akademie zu entwerfen, allein da Neid und Eifersucht ihr elendes Spiel zu treiben begannen, so verließ er diesen Ort mit dem Entschluß, sein Heil in Rußland zu versuchen. Bei seiner Ankunft in Berlin 1764, trachtete man jedoch ihn hier festzuhalten. Sulzer ließ sich dies besonders angelegen seyn. Lambert wurde den Berliner Gelehrten vorgestellt, seinetwegen nach Potsdam an Mylord Marechall, den Marquis d'Argens, an Le Catt, Quintus Icilius, kurz an alle die so den König umgaben, geschrieben und die Folge war, daß Friedrich den so dringend Empfohlenen nun sehen wollte. Jetzt aber erhob sich eine Schwierigkeit: diese Zusammenkunft hieß es, muß man vermeiden, denn auf jeden Fall wird das Aeußere und das Benehmen des Mannes Sr. Majestät mißfallen. Aber der König bestand darauf und so sehr man sich auch sperrte und so viele Ausflüchte auch gemacht wurden, es half nichts, Lambert mußte mit seiner dreieckigen Unbehülflichkeit vor ihm erscheinen. „Guten Abend," redete ihn der König an, sowie er in das Zimmer trat: „Sagen Sie mir doch, welcher Wissenschaft sie sich am mehrsten gewidmet haben?" — „Allen Ew. Majestät." — „Sie

sind also auch ein großer Mathematiker?" — „Ja Sire." — „Was haben Sie für einen Lehrer darin gehabt?" — „Mich selbst." — „Demnach sind Sie ein zweiter Pascal?" — „Ja Sire." — Jetzt konnte sich der König nicht länger des Lächelns enthalten, er drehte Lambert den Rücken zu und ging in sein Cabinet; denselben Abend aber sagte er noch zu seinen Tischgenossen: „Heute habe ich einen der eingebildetsten Narren gesehen, die es geben kann; der Mann soll aber ein großer Gelehrter seyn und man will daß ich ihn in meine Akademie aufnehmen soll." — In der That schien Friedrich anfangs wenig Lust hierzu zu haben, endlich gab er doch den Zuredungen von allen Seiten nach und Lambert wurde mit einem Jahrgehalt von 500 Rthlrn. in die Liste eingetragen.

Der neue Akademiker, den der König übrigens nie wieder sah, begann sogleich sich mit der Rede zu seiner Aufnahme zu beschäftigen und beschloß hierzu die Lösung einer wichtigen Frage über die Zurückwerfung der Lichtstrahlen zu nehmen. Hierzu mußte er jedoch noch einige Experimente machen und es fehlte ihm an einem dazu benöthigten großen Spiegel, denn er selbst besaß nur ein Taschenspiegelchen, kaum groß genug um seine Perücke davor aufsetzen zu können. Sein Entschluß war indeß bald gefaßt: an einem hellen Tage ging er auf ein Caffeehaus an der Ecke der breiten Straße, dem Schloß gegenüber, wo gerade einige Officiere und andere Personen eine Parthie Tarock spielten. Als er eintrat grüßte er sie nach seiner Art, d. h. ohne sie weiter anzusehen und indem er den Kopf in einer Diagonallinie von einer Seite zur andern bewegte; nach dieser wunderlichen Höflichkeitsbezeigung schritt er aber ohne sich aufzuhalten, einem großen für seine Absichten wohlplacirten Spiegel zu, zog den Degen, richtete die Spitze desselben gegen den Spiegel, hieb in die Kreuz und Quere, trat bald vor und bald zurück, stand dann wieder einige Augenblicke nachsinnend still, begann hierauf das Spiel von neuem und trieb es so wohl eine halbe Stunde lang zur ungemeinen Ver-

wunderung der Anwesenden, die ihre Karten hingelegt hatten, ihn in einem weiten Kreise umstanden und einen Wahnsinnigen in ihm zu sehen glaubten. Nachdem er aber seinen Versuch gehörig gemacht, steckte Lambert seinen Degen ruhig wieder ein, sah die ihn Umstehenden mit einem gleichgültigen Blick an und ging nun eine Denkschrift zu verfassen welche die Bewunderung aller Gelehrten erregte.

Der Ideengang dieses seltsamen Mannes war so fest und unerschütterlich, daß nichts in der Welt ihn von einem einmal aufgenommenen Faden abzubringen vermochte. Ich habe hundert Mal mit ihm den Versuch gemacht ihn zu unterbrechen und von dem gerade begonnenen Thema abzubringen, vergebens! man konnte eine halbe Stunde und länger von den heterogensten Dingen reden, er hörte schweigend zu und fing dann mit dem unterbrochenen Worte wieder an, so daß er hierin wahrhaft einer vollkommen gut gehenden Dissertationsmaschine glich, die angehalten aber nicht zum Weichen gebracht werden kann. Einst fragte ich ihn, wen er für die größten Geometer der Zeit hielte? „Der erste," erwiederte er, „ist d'Alembert und Euler, denn Beide kann man nur neben einander nennen, da sie, obschon verschieden, doch einander vollkommen gleich sind: der zweite ist Hr. de la Grange, der dritte, bin ich. Weiter will ich keine nennen, da Niemand mit uns verglichen werden kann." — Man glaube übrigens nicht daß Eitelkeit oder Einbildung ihn so sprechen ließen; es war reine Naivetät und Offenheit und Lambert einer der bescheidensten Menschen.

Die Werke dieses Gelehrten hatten endlich den König überzeugt, daß er trotz aller Lächerlichkeiten, ein Mann von ausgezeichnetem Verdienste war und Friedrich beschloß nun dies öffentlich dadurch anzuerkennen, daß er Lambert zum Rath beim Generaldirectorium im Fache des Bauwesens mit einer Zulage von 500 Rthlrn. ernannte. Als diese Ernennung durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, ging ich noch denselben Tag zu Lambert hin um ihm mei-

nen Glückwunsch abzustatten. „Es ist sehr seltsam," sprach er zu mir, „daß der König dies ohne mich zu befragen gethan hat, denn er kann ja nicht wissen ob ich die Stelle annehmen will, und ich habe in der That Lust es abzulehnen, denn ich brauche die Zulage nicht." Nur mit vieler Mühe gelang es mir und seinen andern Collegen, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, und als er sich endlich nach dem Generaldirectorium begab um sich hier installiren zu lassen, sprach er ganz unumwunden zu den Ministern: „Meine Herren, ich hoffe nicht daß Sie von mir erwarten, ich werde Ihre kleinlichen Rechnungen über Bauwesen durchsehen: das ist eine Arbeit die jeder Commis machen kann und hieße meine Zeit verschwenden. Wenn Ihnen jedoch etwas vorkömmt was Sie in Verlegenheit setzt, dann schikken Sie es mir nur zu und ich will es gern zu lösen suchen. Ich glaube Ihnen dies voraussagen zu müssen, damit Sie nicht wähnen, ich könnte eine Stelle annehmen, deren Obliegenheiten mich zu Ihren Schreibern herabsetzen würde."

Lambert starb ohngefähr funfzig Jahre alt und Friedrich befahl, daß man seine nicht unbedeutende Hinterlassenschaft ohne Abzug, seinen Verwandten zuschicken sollte, die dies um so mehr brauchten, da sie in großer Armuth lebten. Noch eine Anecdote mag hier von ihm Platz finden: Lambert, der wenig Bedürfnisse hatte, lebte sehr sparsam und sammelte sich einen hübschen Thaler Geld. Einst brachen Diebe in seine Wohnung ein, fanden aber nicht viel, obschon sie alle Schlösser aufsprengten. Lambert erzählte mir dies mit einer fast kindischen Freude und setzte dann mit einem triumphirenden Tone hinzu: „Sie haben 100 Louisdor nicht gefunden die ich in meinem Zimmer liegen hatte! aber ich hatte auch einen Ort gewählt wo ich gewiß war, daß die Spitzbuben das Geld nicht suchen würden; es lag in einem Beutelchen hinter meinen Büchern. Da kommt kein Räuber hin; es ist nichts gemein zwischen Büchern und Räubern!"

Während meines Aufenthaltes in Berlin, nahm die physikalische Classe noch die Hrn. Walter, Gerhard und Achard auf, von denen besonders der zweite ein Mann von unermüdlichem Fleiße war, der sich viel Verdienste um die Wissenschaften erwarb.

(Die mathematische Classe.)

Nachdem es dem König nicht gelungen war, Euler in Berlin festzuhalten, schrieb er an d'Alembert ihm einen Gelehrten vorzuschlagen, der würdig sey, dessen Stelle einzunehmen und d'Alembert empfahl nun den Hrn. de la Grange, einen damals noch jungen, kaum dreißig Jahre alten Mann, der Mitglied der Turiner Akademie war. De la Grange wurde demzufolge Director der mathematischen Classe und reiste von Turin über Paris, London und Hamburg nach Berlin.

Hrn. de la Grange's Ruf als Gelehrter und Staatsmann *) ist zu begründet, als daß ich erst noch nöthig hätte ihn hier zu erwähnen, daher hier nur Einiges über sein Privatleben. Einer der liebenswürdigsten Männer im Umgange, artig, zuvorkommend und human, genoß er die allgemeinste Achtung und wurde, als er später Berlin wieder verließ, von Allen bedauert. Er verheirathete sich in Berlin mit einer Verwandtin von sich, einer liebenswürdigen Frau, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Seine Zeit war nach einem höchst einfachen aber feststehenden Plan eingetheilt. Den Vormittag widmete er seiner Correspondenz und Lectüre, als Arbeiten die allenfalls eine Unterbrechung erlauben. Unmittelbar nach Tische nahm er einige Stunden dazu die nöthigen Besuche abzustatten und einen ein-

---

*) Er war unter Napoleon Mitglied des Erhaltungssenats.

samen Spatziergang zu machen, zu dem er darum Niemand gern mitnahm, weil er es liebte sehr rasch zu gehen und zugleich dabei sich seinem Nachdenken zu überlassen. Von 6 Uhr Abends bis Mitternacht, schloß er sich aber in sein Zimmer ein und in diesen sechs Stunden war es, daß er die wichtigen Arbeiten machte die ihm einen so hohen Ruf erworben haben. Dann trank er noch einige Tassen Thee mit Milch und legte sich hierauf nieder. Dies war das Leben dieses als Gelehrten und Menschen gleich ausgezeichneten Mannes.

Das zweite Mitglied der mathematischen Classe, Hr. von Castillon der Vater, ein einfacher, rechtlicher, loyaler Mann von Gelehrsamkeit in fast allen Zweigen, der ungefähr ein Jahr vor mir nach Berlin kam, war Italiener von Geburt und hatte einen Theil seiner Jugend in der Schweiz verlebt, dann aber mehrere Jahre als Professor an der Leydener Universität gewesen. Seine literarischen Arbeiten erwarben ihm einen wohlverdienten Ruf. Er starb sehr bejahrt und hinterließ einen Sohn, der bereits in seinem drei- und zwanzigsten Jahre Professor der Mathematik an der Militärschule wurde.

Nach diesen Beiden habe ich noch die Herren Bernouilly, Bode und den Justizrath Achard zu nennen, welcher Letztere unseren Sitzungen fleißig beiwohnte, nie aber etwas Anderes als ein Memoire „sur les Infinimens petites" lieferte, in die er sich so sehr verlor, daß weiter weder von ihm noch seinen Werken mehr die Rede war.

Nach meinem Abgange von Berlin, wurde noch Hr. von Tempelhoff, später General der Artillerie, Mitglied dieser Classe, ein Mann dessen Verdienste bekannt sind.

(Die philosophische Classe.)

Diese Classe hatte vor meiner Ankunft und noch viele Jahre nachher, Directoren die unsere Sitzungen sehr wenig

oder gar nicht besuchten, von mir daher nicht gekannt wurden und über die ich somit nichts zu sagen vermag. Von den Männern aus dieser Classe die sich während meiner Zeit einen sehr ehrenvollen Ruf erwarben, nenne ich dagegen hier zuerst Hrn. Beguelin, einen Schweizer, den ehemaligen Lehrer von dem nachherigen König Wilhelm II, einen Mann, dem man in der That keine andere Schwäche vorzuwerfen vermag, als die allerdings für einen Mann unbegreifliche, sein Alter sorgsam vor aller Welt zu verbergen. „Wir sind seit dreißig Jahren Freunde und selbst innige Freunde," sagte einmal Sulzer dieserhalb zu mir, „aber ich bin überzeugt, daß er mir um keinen Preis sein Alter sagen und daß ich ihn durch eine Frage darnach, ungemein verdrießlich machen würde: selbst seine Frau und Kinder erfahren dies Geheimniß nicht." — Erst nach Hrn. Beguelins Tode erfuhr man daß er über achtzig Jahre alt wurde. Daß der König die letzte Zeit unzufrieden mit ihm war, ist bereits bei dem, den damaligen Kronprinzen betreffenden Artikel, bemerkt worden; dies war auch der Grund warum Friedrich ihm gegen den Wunsch der Mitglieder der Akademie, die Stelle eines Directors seiner Classe versagte. Hr. Beguelin fühlte sich hierdurch mit Recht gekränkt und nahm seine Entlassung; doch vergaß er deshalb die Akademie nicht ganz und entwarf für dieselbe bis an seinen Tod, die meteorologischen Beobachtungen, die er nach einem so guten Plane auszuarbeiten pflegte, daß seine Nachfolger hierin denselben stets befolgten.

Ich komme jetzt auf den Freund und Landsmann dieses Gelehrten, Hrn. Sulzer zu reden, einen in Deutschlands Litteratur berühmten Namen. Eine Zeitlang war ich mit Sulzer sehr verbunden, denn er hatte mich dazu gewählt um sein allgemeines Wörterbuch über die schönen Künste, welches er in's Französische übersetzt zu sehen wünschte, (eine Arbeit welche die Herren Reclam und Bourdais machen sollten) durchzusehen und die dieserhalb nach dem Maßstabe der bereits in der französischen Litteratur

vorhandenen Werke dieser Art, nöthigen Veränderungen in Weglassungen und Zusätzen mit ihm zu machen. In der That wurden auf diese Weise von uns Vieren gemeinschaftlich eine ziemliche Anzahl Artikel übertragen und einem Buchhändler in Paris zugesendet; da es diesem Manne aber bald an den nöthigen Fonds fehlte, so kam die Sache ins Stokken. Mehrere dieser Artikel erschienen nachher in dem Dictionaire encyclopédique, wie aber Marmontel, der den Verfasser nicht nannte, dazugekommen ist? vermag ich nicht zu sagen.

Sulzer hatte sich mit einer Magdeburgerin verheirathet; doch starb seine Gattin bald und hinterließ ihm zwei Töchter, deren älteste in der Folge den geschätzten Maler Graf in Dresden, die jüngere den Lakiermaler Chevalier den Sohn, in Berlin, heirathete. Sulzer wurde Director der philosophischen Classe, eine Stelle die er nur auf Zureden seines Freundes Beguelin annahm, jedoch nicht lange bekleidete: indem ein zurückgetretener und von ihm vernachlässigter Schnupfen, diesem sonst so rüstigen Manne eine Krankheit zuzog, gegen welche er mehrere Jahre vergebens kämpfte. Die Aerzte riethen ihm ein milderes Clima als das einzige Heilmittel gegen sein Uebel an; Sulzer begab sich demzufolge durch die Schweiz *) nach Lyon, Montpellier und Nizza, wo er einige Monate blieb und dann nach Mailand ging. Der Kranke glaubte hier Heilung gefunden zu haben, allein bei seiner Rückkehr durch die Schweiz hatte er das Unglück, sich von neuem zu erkälten; alle seine Uebel kehrten verstärkt zurück und er starb kurze Zeit nachher in Berlin. Da er nach dieser Reise wohl sah, daß keine Hoffnung mehr für ihn war

*) Bei seiner Reise durch Ferney besuchte er Voltaire nicht, obschon dieser mit ihm in Berlin in einer so genauen Bekanntschaft gelebt hatte. Er fürchtete was er mich fürchten ließ, als ich einmal in mein Vaterland reiste. S. den Artikel des Prinzen Heinrich.

und seine Schmerzen oft sehr heftig wurden, so wünschte er sich in der letzten Zeit wahrhaft den Tod. „Ich werde nichts thun um ihn schneller herbeizuführen," sprach er eines Tages, „denn dies läuft gegen meine Grundsätze; aber ich gestehe, daß ich so neugierig bin zu erfahren was wahr oder nicht wahr von dem ist was wir von dem Jenseits träumen, daß ich mit inniger Freude dem Augenblicke des Scheidens entgegensehe."

Sulzers Leben war sehr einfach und regelmäßig; um 4 Uhr des Morgens stand er auf, trank Caffee und arbeitete bis 9 Uhr; dann frühstückte er und ging hierauf in sein Landhaus, von wo er um 1 Uhr zurückkehrte, ein Bischen ruhte und sich um 2 Uhr zu Tische setzte. Hierauf blieb er ein paar Stunden in einer Art Unthätigkeit, empfing dann die Besuche seiner Freunde, rauchte, trank eine Flasche Bier und legte sich regelmäßig um 8 Uhr nieder.

In seinem Posten sowohl als Director der philosophischen Classe als bei der Ritterakademie, folgte ihm Hr. Prevos aus Genf, ein Mann von Verdienst, der jedoch nur einige Jahre in Berlin blieb und dann wieder in sein Vaterland zurückkehrte.

Ein anderes Mitglied dieser Classe war Hr. von Beausobre, ein Sohn des gelehrten Predigers von der Colonie, den man nur den großen Beausobre nannte. Der alte Beausobre war bereits mehr als siebzig Jahre als ihm dieser Sohn geboren wurde, bei dem König Friedrich Pathenstelle vertrat und sich des jungen Menschen in der Folge sehr annahm und ihn auf Reisen sendete. Beausobre der Sohn, machte sich dieser Güte des Königs durch sein Betragen und seinen Charakter würdig; in Hinsicht seines Geistes war er jedoch nur ein sehr mittelmäßiger Akademiker. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, die Berliner Zeitungen zu censiren und man kann sagen, er that dies mit einer unverwüstlichen Pünktlichkeit, die Anerkennung verdient, wenn man den elenden Druck und das diesem gleiche Papier jener Blätter zu damaliger Zeit betrach-

tet. Der unmäßige Gebrauch des Caffees (er trank oft des Abends noch bis neun Tassen) zog ihm eine Art Schlagfluß zu, der ihn vor den Jahren des Alters in das Grab stürzte.

Der Pastor Achard, der berühmteste unter den damaligen Predigern Berlins, gehörte ebenfalls zu dieser Classe, doch weiß ich mich nie zu erinnern, daß er jemals eine Arbeit in der Akademie vorlas, obschon er selten eine Sitzung versäumte. Seinen Ruf als Prediger verdankt er vorzüglich seiner ansehnlichen, wohl ins Auge fallenden Gestalt, seiner Stimme und seiner Declamation. In seiner Jugend hatte ihn der berühmte Schauspieler Baron in der Redekunst geübt. Ungefähr acht bis zehn seiner Canzelreden wurden vorzüglich genannt und gepriesen: Hr. Achard kam auf den nicht glücklichen Gedanken sie drucken zu lassen und von diesem Augenblicke an sprach Niemand mehr davon, denn es fehlte jetzt was ihnen Glanz verliehen hatte: sein Vortrag, und sein imponirendes Aussehn.

Achard hatte ein sehr reiches aber sehr häßliches Mädchen geheirathet. „Ich werde dich nicht meine schöne Marie nennen," sagte er zu ihr, „aber ich hoffe Dich immer meine gute Marie rufen zu können."

Der letzte Akademiker dieser Classe den ich zu nennen vermag, war ein Hr. Pastor Moulines, den Friedrichs Nachfolger adelte, warum? weiß ich nicht zu sagen, wenn es nicht vielleicht geschah, weil Hr. Moulines ein Freund von dem berüchtigten Wöllner war. In einer Erbschaftsangelegenheit deren Details zu weitläufig seyn würden um sie hier ganz anzuführen, benahm sich Hr. Moulines nicht sonderlich lobenswerth; eine arme Waise, die Tochter der Frau von Premontval, verlor durch ihn das was ihr freilich nicht ganz nach dem sogenannten bürgerlichen Rechte, aber doch unstreitig nach dem natürlichen zukam. Die Sache war in der Kürze die:

Hr. von Premontval, Sohn eines Einwohners von Paris, wollte nicht wie sein Vater dies wünschte, den

geistlichen oder Advocatenstand ergreifen und wurde dieserhalb von seinem Erzeuger enterbt. Der Sohn lebte nun in Paris von dem Ertrag der Lehrstunden die er in der Mathematik gab und hatte hier nicht allein eine ziemliche Anzahl Schüler, sondern auch eine Schülerin, eine Demoiselle Pigeon, die Tochter eines geschickten Machinisten, den der Herzog von Orleans, der Gemahl der Frau von Montaison, beschützte. Lehrer und Schülerin verliebten sich in einander: der Herzog wollte die unterdeß zur Waise gewordene Demoiselle Pigeon versorgen: er hatte von Premontval gehört und trug ihm die Stelle eines Secretärs bei ihm mit 1200 Franken Gehalt unter der Bedingung an, Demoiselle Pigeon zu heirathen. Ein seltsamer Ehrgeiz bewog aber Premontval dies abzulehnen: es sollte nicht heißen, er habe sein Mädchen um des Gewinnes willen genommen. Die Geliebte, eben so romantisch gesinnt, stimmte ihm bei: Beide verließen Paris um ihr Glück in der Welt zu suchen. So kamen sie, das Mädchen als Jokay verkleidet, nach Freiburg in der Schweiz, wo sie in einem benachbarten Schlosse eine gute Aufnahme fanden. Unglücklicherweise gefiel der niedliche Jokay dem Schloßherrn aber so sehr, daß die Liebenden sich schnell wieder auf den Weg machen mußten, wo sie dann nach mehreren Kreuz- und Querzügen, nach Basel kamen, hier ihre Religion veränderten und sich heiratheten. Premontvals Hoffnung, eine Stelle als Lehrer der Mathematik in Basel zu finden, schlug jedoch fehl und die jungen Leute begaben sich nun nach Holland, wo der Mann eine Zeitlang den Corrector in mehreren Buchdruckereien machte. Hier hatte er das Glück die Gräfin Kamke, die ihre Mutter, die Gräfin Golowkin, besuchte, kennen zu lernen und von ihr dem Hrn. von Maupertuis empfohlen zu werden. So kam Premontval nach Berlin und in die Akademie. Kaum in Berlin angelangt, errichtete Premontval hier ein Institut, eben so schnell erzürnte er sich aber auch mit Formey, und von diesem Augenblick an hatte er nichts

Angelegentlicheres zu thun, als die Akademie von den Fortschritten seiner Zöglinge, und das Publicum von seinen Zänkereien mit Hrn. Formey zu unterhalten. Seine Frau saß unterdessen auch nicht müßig: sie gab ebenfalls Unterricht in der Mathematik, und fesselte durch ihre Demonstrationen einen ihrer Schüler, einen gewissen Buchhändler Zachariä, so sehr, daß sich die ihm gewährten Stunden oft bis tief in die Nacht hinein verzogen. Eines Tages bekam Madame de Premontval ganz ungemeine Leibschmerzen, die sich jedoch nach und nach wieder besänftigten, während ihr Mann mit großem Fleiß Tücher zu warmen Umschlägen in einem anderen Zimmer zurecht machte. Das Resultat der Schmerzen, ein kleines Mädchen welches einige Tage darauf auf den Namen des Hrn. Zachariä und der Madame Taube (der deutschen Pigeon) getauft wurde, ward schnell weggeschafft und Hr. Premontval kam zu spät mit seinen warmen Servietten. — Dieses Kind mochte ungefähr sieben Jahre alt seyn, als ein hitziges Fieber Hrn. Premontval schnell von der Welt nahm. Die Ursache dieser plötzlichen Krankheit war niemand Anderes als Euler. Er und Premontval hatten ungefähr fünf oder sechs Monate vor meiner Ankunft in Berlin, bei dem russischen Gesandten gespeist und dabei ein Bischen tief in die Gläser geschaut: bei dem Heimwege fiel es hierauf dem Geometer ein, seinem Begleiter die Neuigkeit zu verkünden, daß Pannage oder Toussaint, der in seinen Supplementen zu dem Buch der Sitten, Hrn. Premontval in der Ueberzeugung, dieser sey einer von den anonymen Kritikern gewesen die über ihn hergefallen waren, ein Bischen arg mitgespielt hatte, bald in Berlin eintreffen würde. „Bereiten Sie sich nur immer auf tüchtige Kämpfe vor," fuhr Euler in seiner aufgeregten Laune fort; „Sie werden es mit einem Gegner zu thun haben der keinen Pardon giebt." — Premontval war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt. „Toussaint kömmt?! Toussaint kömmt?!" rief er unablässig den ganzen Weg und der Gedanke, einen

so furchtbaren Gegner in die Nähe zu bekommen, erschütterte ihn dermaßen, daß er sich, zu Hause gekommen, sogleich zu Bette legen mußte, wo ihn schon nach zwei Tagen der Tod ereilte. Da er nichts von der Tochter seiner Frau wußte, so machte er auch kein Testament und Madame Premontval, die ihm sechs Monate darauf ins Grab folgte, dachte eben so wenig weder an ihr Kind noch an ihren einstigen Schüler Zachariä, sondern nur noch an Hrn. Moulines, den sie zu ihrem Erben einsetzte. Der Buchhändler hatte jedoch ein besseres Gedächtniß als sie; er reclamirte die Rechte der gemeinschaftlichen Tochter und die Sache wurde gerichtlich. Zum Unglück für das Kind fand es sich aber, daß dasselbe in dieser Zeit an sieben oder acht Personen zur Erziehung anvertraut gewesen war: von diesen waren einige gestorben; es konnte nicht mehr gerichtlich constatirt werden daß das Kind dasselbe war welches während Hr. Premontval noch Servietten wärmte, das Licht der Welt erblickte, und Hr. Moulines, der nachherige Hr. von Moulines, trat somit ohne Weiteres die Erbschaft zum Nachtheil der armen Waise an. —

Hr. von Moulines war übrigens nicht ohne Geist und Gewandtheit, doch kenne ich nichts von ihm als seine Uebersetzung des Ammianus Marcellinus. Vor seinem Ende verfiel er in Wahnsinn: war dies Folge des Ehrgeizes oder der Gewissensbisse? Ich weiß es nicht.

Premontval anlangend, so machte dieser während seines Lebens mit seinen Schriften ein ziemliches Aufsehn, doch hat er nichts hinterlassen was ihn überlebt hätte: es ist alles ebenso vergessen worden wie seine immerwährenden literarischen Häkeleien mit Formey.

Diese beiden so sehr verschiedenen Männer haben sich fortwährend so herumgezankt und sich gegenseitig alles Mögliche so aufgestochen, daß man sie zu jener Zeit immer nur zusammen nannte, weswegen ich denn auch hier Beide in meinen Erinnerungen auf einander folgen lassen will.

Formey hat außerordentlich Viel geschrieben: man zählt beinahe 600 Bände womit er das Publicum beschenkte, ohne noch die Memoiren der Akademie, deren Secretair, Uebersetzer und Herausgeber er war, zu rechnen, aber von allem was er schrieb, hat ihn ebenfalls nichts überlebt und selbst sein eine Zeitlang Aufsehen erregender Philosophe chretien, ist längst in Vergessenheit gesunken. „Es war nicht meine Absicht," sagte er eines Tages auf einem Spaziergange zu mir, „mich für das was man Nachruhm nennt, zu opfern, sonst hätte ich vielleicht ein paar Werke schreiben können die mir ihn erwarben; im Gegentheil glaubte ich meine Zeit besser anzuwenden, wenn ich etwas für die Meinigen thät um meinen Kindern ein kleines Erbe hinterlassen zu können." Dies gelang ihm vollkommen, denn in der That hinterließ er ein sehr bedeutendes Vermögen. Wie man sagt, so soll er täglich seine reinen fünf Dukaten eingenommen haben: einen nämlich durch literarische Arbeiten, zwei durch seine Stelle bei der Akademie, einen als Professor der Philosophie am französischen Collegium in Berlin, und einen des Abends im Spiele.

Letzteres veranlaßte eines Tages die Königin Ulrike von Schweden, ihn zu fragen: ob es denn wahr sey, daß er sich alle Tage ein Dukatchen im Spiele hole?" — „Ew. Majestät," entgegnete er, „die Menschen übertreiben gerne; doch ist es allerdings wahr, daß ich weit öfterer gewinne als verliere."

Hr. Formey hinterließ sieben Kinder, fünf Töchter und zwei Söhne, von denen letzteren der eine Arzt wurde, der andere aber im Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Anstellung erhielt.

Ich sagte, er habe nur um Geld zu gewinnen geschrieben, und in der That war dies sein einziger Zweck. Eine Menge Werke von Anderen wurden von ihm herausgegeben, mit Noten begleitet und mit einer Dedication versehen, die ihm gewöhnlich ein hübsches Geschenk einbrachte. Wie gut er zu speculiren wußte, davon hier

nur einen Beweis: als man sich mit der ersten Ausgabe der Encyklopädie in Paris beschäftigte, schrieb er sogleich an die Unternehmer: er hätte längst zu einem ähnlichen Werke gesammelt, eine Menge Materialien lägen bereits vorräthig und er würde die Ankündigung zur Herausgabe erlassen, wenn man sich nicht mit ihm abfände. Dies geschah, und Formey erhielt eine hübsche Entschädigungssumme für etwas woran er früher nie gedacht hatte.

Uebrigens muß man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er nicht allein ein Mann von wahrer Gelehrsamkeit, sondern auch von wirklichem Geiste war: ich habe ihn in der Akademie Reden aus dem Stegreife halten hören, die man vortrefflich nennen kann und die sich durch Gewandtheit, Logik und richtige Auffassung gleich vorzüglich auszeichneten. In Gesellschaft war Hr. Formey, seine zuweilen eingemischten Unschicklichkeiten und einen manchmal hervortretenden Ton von Cynismus abgerechnet, so angenehm als liebenswürdig, und im freundschaftlichen und Geschäftsumgange stets tolerant, mäßig und mild. „Ich möchte Sie mit Fontenelle vergleichen," sprach ich eines Tages zu ihm. — „Da machen Sie mir eine Freude," erwiederte er; „denn in der That ist dies mein Vorbild." — Wie Fontenelle starb auch Formey sehr alt.

Unter den Erwerbungen der Akademie nach meinem Abgange, will ich hier nur noch die Herren Ermann und Ancillon, Vater und Sohn, nennen; Männer von Verdienst, von denen sich namentlich der Letztere in späterer Zeit hinreichend durch seine Schriften bekannt gemacht hat.

(Die Classe der schönen Wissenschaften.)

Da der Marquis d'Argens, Director dieser Classe, einen eignen Artikel in diesem Werke erhält, so beschränke ich mich hier blos darauf zu bemerken, daß er den Hrn.

Merian zum Nachfolger erhielt, der früher die Stelle eines Bibliothekars bei uns bekleidete und Hrn. Formey in den Posten eines beständigen Secretairs folgte.

Merian war ein Mann von wahrem Verdienste, der mit Recht einer allgemeinen Achtung und Liebe genoß und eine so ausgebreitete, namentlich Sprachkenntniß, besaß, daß der Abbé Michelessi, einst mit vollem Rechte von ihm sagte: „Wenn die Welt durch einen Zufall die geschätztesten Dichtungen in allen Sprachen verlieren sollte, so könnte Hr. Merian allein sie uns wiedergeben." — Ich habe nur eine Schwäche an diesem Manne kennen lernen; dies war seine übertriebene Leidenschaft für den Taback: nie sah ich einen Raucher wie ihn, und einige dreißig Pfeifen den Tag, war ihm eine Kleinigkeit.

Hr. von Francheville der Vater, von dem ich früher bereits sprach, war ebenfalls Mitglied dieser Classe. Er starb sehr bejahrt und arm. Eine von ihm herausgegebene kritische Zeitschrift, durch welche er seine Umstände zu verbessern hoffte, schlug nicht ein, und fand wenig Unterstützung.

Ein drittes Mitglied dieser Classe, Hr. Süßmilch, Prediger an einer deutschen Kirche in Berlin, stammte noch aus der früheren Zeit der Akademie her. Er starb einige Jahre nach meiner Ankunft in Berlin am Schlage, und ich kenne weiter nichts von ihm als ein Werk über die Wahrscheinlichkeit des mittleren Lebensalters der Menschen, das damals sehr geschätzt wurde. Im Uebrigen war Hr. Süßmilch ein guter College und wackerer Mann.

Von Hrn. Toussaint, dem Vater will ich hier nur wenig bemerken, da ich bereits mehrmals in diesem Buche von ihm sprach. Obschon wir auf einen artigen, jedoch nicht sehr vertrauten, Fuß mit einander lebten, so ließ er dennoch auf seinem Sterbebette mich und meine Frau noch einmal durch seinen Sohn zu sich rufen und hier war es, wo er in unserer und seiner Familie Gegenwart, das Geständniß ablegte,

daß er während seines Lebens den starken Geist nur der Mode wegen gespielt habe, und dabei seinen Sohn beschwor, eine glaubensvollere Bahn zu wandeln.

Unmittelbar nach mir wurde Hr. Bitaubé, später Mitglied des Instituts von Frankreich, in die Classe der schönen Wissenschaften aufgenommen, der kurze Zeit nach mir (1785) ebenfalls in sein Vaterland zurückkehrte, wo er beim Ausbruch der Revolution, mit freudigen Hoffnungen diese Aurora einer besseren Zeit begrüßte, bald aber wie so Viele, ein Opfer des Terrorismus geworden wäre. Angeklagt bei Robespierre, wurden er und seine Gattin, eine der würdigsten Frauen die ich kennen lernte, eingekerkert; umsonst blieben alle Verwendungen: der Name von Beiden kam auf die Todesliste und nur die Menge der Schlachtopfer rettete das Paar. Ihre Hinrichtung hatte sich nämlich hierdurch verzögert, der 9te Thermidor trat ein und sie sahen sich gerettet. Von den Werken die Bitaubé schrieb, will ich hier nur seine Histoire de Joseph und seine Fondations de la liberté des Bataves nennen, beides Arbeiten von Verdienst. Außerdem hat er noch den Homer und Göthens Hermann und Dorothee, übersetzt.

König Friedrich hatte in seiner Jugend die Lettres sur les physionomies gelesen, die unter dem Namen des Abbé Pernety im Druck erschienen waren und ihm so sehr zusagten, daß er weder das Werk noch den vergaß, der es geschrieben haben sollte, denn nach der Versicherung des Abbé Matt wenigstens, war nicht Pernety, sondern der Pater Bougeant der eigentliche Verfasser. Bougeant wollte die drei Briefe über die Physionomie darum nicht unter seinem Namen herausgeben, da man ihm schon wegen seines früher geschriebenen kleinen Werkchens: l'Engage des bêtes, verfolgt und ihn in La Fleche eingesperrt hatte, und gab sie daher an den Abbé Pernety mit der Bedingung, nie den Namen des wahren Verfassers zu nennen.

Unter den Finanzleuten, die Helvetius dem Könige schickte, befand sich nun auch ein Herr Pernety, den Friedrich sogleich fragte: ob er ein Verwandter von dem Abbé Pernety sey. „Es ist mein Bruder," entgegnete der Angeredete, und beging dadurch, ohne es zu wollen, ein Quid pro quo, denn der König dachte an den, der die Briefe über die Physionomien herausgegeben hatte, und Jener sprach von Dom Pernety, dem Verfasser eines Werkes über die egyptischen Alterthümer und den Herausgeber von Bougainvilles Reise nach den Malwinen. Dieser zweite Abbé Pernety war übrigens ein Vetter von dem Anderen und viel jünger. Friedrich auf diese Art unwillkührlich getäuscht, ernannte hierauf Dom Pernety zu seinem ersten Bibliothekar mit dem Titel eines Akademikers und einem Gehalt von 1200 Thlrn. So wurde dieser Benedictiner unser Mitbruder.

In Potsdam angekommen, beeilte sich Hr. Le Catt, der ihn ebenfalls für den Verfasser der physionomischen Briefe hielt, sogleich mit ihm in eine Discussion über diese Wissenschaft einzutreten, in deren Folge die beiden Herren übereinkamen, das Pro und Contra über dieselbe in einer Reihe kleiner Abhandlungen zu erörtern, die später der Akademie vorgelegt wurden, ohne daß sich jedoch aus dem Ganzen etwas Neues oder Erkleckliches ergab.

Unser Abbé Pernety beschränkte sich aber nicht darauf, sich allein auf dem ihm so gleichsam unwillkührlich geöffneten Felde der Physionomik herumzutummeln, sondern machte bald auch einen gelehrten Feldzug gegen den Abbé Paw, der die Behauptung aufstellte: die Amerikaner wären eine entartete Race. Pernety's Widerlegung war zwar unendlich langweilig in ihrem Styl, aber doch gewichtig genug um Paw zu einer Replik zu veranlassen. Dieser Widerlegung ließ Pernety später eine Uebersetzung der Träumereien von Schwedenborg und eine lange

Abhandlung über die Erkenntniß des moralischen Menschen durch den physischen, folgen.

Daß er Schwedenborgs Faseleien ernstlich geglaubt haben soll, vermochte sich Keiner zu denken der ihn genauer kannte, und dennoch scheint es so, wenn man sein Buch durchliest: übrigens ist es gewiß, daß er manchem Wahnglauben früherer Zeit huldigte und z. B. an den Stein der Weisen, die Cabbala, Bezauberungen und Gott weiß! an was sonst noch alles glaubte. Eben so war er ein großer Anhänger der damals viel besprochenen Patagonen, über welche eine Menge Mährchen in Umlauf kamen, die er alle für baare Münze nahm. Trotz dieser Schwächen wurde er doch geachtet und geschätzt und verdiente es auch seiner übrigen guten, besonders geselligen Eigenschaften wegen, obschon man ihm hier nicht mit Unrecht, eine etwas zu weit getriebene Sparsamkeit vorwarf, die ihn oft zu manchen kleinen Lächerlichkeiten verleitete, wenn ihn seine Freunde besuchten.

Ein Jahr vor mir verließ er Berlin, das nach und nach etwas einsam für uns Ausländer wurde, und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er erst bei seinem Bruder, dem Director der Pachtungen zu Valence, lebte, nachher sich aber nach Avignon zurückzog, und hier so gut es ging sich durch die Stürme der Revolution zu drücken suchte. Dennoch wurde auch er einige Monate verhaftet, bald jedoch wieder freigelassen, wo er sich dann ämsiger als je mit dem Stein der Weisen beschäftigte und so fest Jahrhunderte lang zu leben hoffte, daß er 1800 oder 1801, in der Ueberzeugung starb, er würde nur eine kurze Zeit schlafen.

Durch ihn wurde ich in Berlin mit dem berühmten Grafen von St. Germain bekannt, der auf seinen Reisen auch dahin kam, sich länger als ein Jahr daselbst aufhielt und, wie man sich leicht denken kann, die Neugierde gewaltig erregte. Er wurde hier der Prinzessin Amalie vorgestellt und speiste auch eines Abends durch Pernetys

Vermittelung bei Frau v. Troussel, wo ich ihm gegenüber saß und so Gelegenheit erhielt, diesen merkwürdigen Menschen genau zu beobachten und mich ziemlich lange mit ihm zu unterhalten.

Um dieselbe Zeit als uns Dom Pernety zukam, der durch Protection des Cardinal Bernis zum Abbé der Abtei Burgel in partibus infidelium ernannt worden war, erhielt die Classe der schönen Wissenschaften noch ein anderes Mitglied in dem Herrn Weguelin, der früher Prediger in St. Gallen gewesen war, durch Sulzer dem Könige empfohlen und von diesem zum Professor der Geschichte und Geographie an der Militärschule in Berlin ernannt wurde. Das erste Werkchen, welches Hr. Weguelin in Berlin herausgab, war eine ziemlich kleine Broschüre die den Titel führte: „Observations sur les différentes formes de gouvernement,“ die dem Könige so wohl gefiel, daß er sich, trotz des darin herrschenden barbarischen Styles, mit großem Lobe darüber gegen mich aussprach und den Verfasser zum Mitglied der Akademie ernannte.

Später ließ Hr. Weguelin ein größeres Werk erscheinen, seine „Caractères des douze premiers Césars“ in 2 dicken Bänden. Auch hier war Geist und tiefe Ansicht, aber ein harter und fast unleserlicher Styl, den ebenfalls eine Menge Memoiren, die er der Akademie übergab, an sich tragen und von denen mehrere das große Schisma im Orient behandelten.

Nach Hrn. Toussaint des Aelteren, Tode, sandte uns d'Alembert zu seinem Nachfolger bei der Akademie und Militärschule, Hrn. Borelly zu, mit dem ich in den innigsten und freundschaftlichsten Verhältnissen lebte und der ohngefähr sieben Jahre später als ich, nach Frankreich zurückkehrte. Da ich an mehreren Stellen dieses Werkes seiner bereits gedachte, so will ich hier nur noch erwähnen, daß er der Akademie mehrere eben so werthvolle als gutgeschriebene Dissertationen über Redekunst und andere Zweige der

schönen Wissenschaften übergab, ohne noch seiner Correspondance littéraire die er mehrere Jahre fortsetzte, eines Journal d'instruction publique, welches in Frankreich gedruckt wurde, einer Zeitschrift für Oekonomie im Allgemeinen, einer Logik zum Schulgebrauch und eines Werkes: Introduction à la connaissance et au perfectionnement de l'homme physique et moral, zu gedenken, von denen letzteres besonders ein Buch ist, das man allen denen empfehlen kann, die sich mit der Erziehung der Jugend abgeben.

Jetzt habe ich nur von den Mitgliedern, die zu meiner Zeit in die Classe der schönen Literatur aufgenommen wurden, noch den Abbé Denina zu nennen, den der König auf den Ruf, welchen sich dieser Mann durch seine beiden Geschichtswerke über die Revolution in Italien und über die Geschichte der italienischen Literatur, erworben hatte, nach Berlin kommen ließ. Da ich nur wenig Umgang mit Hrn. Denina hatte, so kann ich mich kurz fassen. Anfangs trat er sehr glänzend auf, hielt sich Equipage, war in allen Gesellschaften rc.; bald stimmte er sich jedoch mehr zu unserem einfacheren Ton herab, bezeigte sich jedoch sehr wenig freundschaftlich weder gegen uns Franzosen in Berlin, noch gegen unsere Nation. Unsere großen Männer waren in seinen Augen nur flach, unsere Helden nur unbedeutend. Ich kann sein Urtheil in zwei Worten fassen: in seiner Geschichte der italienischen Revolutionen erscheint ihm Carl V. weit ritterlicher und tapferer als Franz I. Dies wird genug gesagt seyn um zu zeigen, wie Hr. Denina zu würdigen verstand. Verhältnisse bringen indeß zuweilen unerwartete Veränderungen hervor und Frankreich erlebte den Trost, in dem Hrn. Abbé zuletzt noch einen großen Lobredner zu finden. Die Revolution brach aus, Frankreichs Waffen eroberten Italien, und Hr. Denina hat seitdem nicht ermangelt der Welt zu versichern: wir wären die erste Nation der Erde, das große Volk, dem mit anzugehören er sich zur Ehre schätze.

Nach meiner Abreise von Berlin, ist mancher schätzbare, selbst berühmte Mann, in die Akademie aufgenommen worden, da ich jedoch in gar keinen Verbindungen mit irgend einem derselben stand, so übergehe ich sie hier sämmtlich und will nur noch, jedoch in der größten Kürze, zweier Classen von Akademikern gedenken, nämlich der auswärtigen und dann der sogenannten Ehrenmitglieder. Zu den letztern gehörten mehrere Personen von Friedrichs Umgebung, wie z. B. Quintus Icilius, der sich jedoch nie in unserer Mitte sehen ließ, Le Catt, welcher unsern Sitzungen desto häufiger beiwohnte und uns eine Menge Memoiren über die Physionomik und Dissertationen über das Schöne übergab, die zwar sehr abstrakt, aber auch äußerst mager und nutzlos waren; ferner der Graf v. Herzberg, der Marquis Lucchesini u. e. A. m.

Von den auswärtigen Mitgliedern nenne ich nur der Berühmtheit wegen, die Kaiserin Katharina II. Hatte sie gewünscht sich in dieser gelehrten Körperschaft aufgenommen zu sehen, oder glaubte Friedrich ihr dadurch ein schmeichelhaftes Compliment zu machen? ich weiß es nicht; genug wir empfingen den Befehl sie einstimmig zu unserem Mitgliede zu erwählen und ihren Namen auf unserer Liste obenan außerhalb aller Rangordnung, mit großen Lettern drucken zu lassen. Dies geschah; man fertigte ein prachtvolles Diplom für Ihro kaiserliche Majestät aus, ließ ein vollständiges Exemplar unserer gesammten Memoiren so elegant als möglich einbinden, *) fügte diesem allen einen

*) Hierbei setzte eine Sache sehr in Verlegenheit; es fehlten nämlich 6—7 Bände der Memoiren der Akademie von 1748 — 1754 oder 1755 gänzlich im Buchhandel; auch waren sie nirgends aufzutreiben; Keiner von uns besaß sie und fast wäre aus der ganzen Sendung nichts geworden, wenn sie uns nicht die Prinzessin Amalie unter der Bedingung, sie ihr sobald als man sie auffinden würde, zurückzuerstatten, aus ihrer Bibliothek einstweilen gegeben hätte.

Brief voll Lob und Bewunderung hinzu, und sandte nun das Ganze an den preußischen Minister in Petersburg, um es demüthigst der großen Selbstherrscherin zu überreichen.

Katharina nahm diese Ehrenbezeigung außerordentlich huldvoll auf und sandte uns zum Gegengeschenk eine große Charte vom Caspischen Meere, die unter ihren Augen aufgenommen und von ihr selbst, wie es nämlich hieß, berichtigt worden sey. Gern hätte die Akademie einigen Nuzzen aus diesem kaiserlichen Geschenk gezogen und die Charte stechen lassen, allein der König, dem man dies vorlegte, glaubte, die Kaiserin dürfte es vielleicht nicht gern sehen und so unterblieb die Sache.

Bald nach der Aufnahme dieses erlauchten Mitgliedes in unsern Verein, erledigte sich ein Platz in der Classe der speculativen Philosophie und der König befahl, man sollte ihm eine Liste von drei Personen einreichen, die man am würdigsten hierzu fände und aus denen er dann einen wählen wollte. Die Mitglieder der Classe entwarfen eine solche Liste, auf welcher Moses Mendelsohn obenan stand. Die ein paar Tage darauf von dem Könige erfolgende Antwort war äußerst unfreundlich, und enthielt die Bemerkung: man sollte eine sorgfältigere Wahl treffen und eine neue Liste schicken. Dies geschah in Betreff der Liste, aber nicht ganz in Betreff der vorgeschlagenen Personen, denn nur eine derselben war geändert worden und Moses Mendelsohn stand wieder oben an. Dieses muthvolle und brave Verfahren der Akademiker wurde indeß nicht mit dem Erfolge belohnt den es verdiente: zwar schickte der König die Liste nicht wieder zurück, allein er ernannte den zuletzt auf der zweiten Liste Genannten und nicht den philosophischen Verfasser des Phädon, wie man allgemein wünschte und wie es dieser ausgezeichnete Mensch wohl verdient hätte. Viele haben den König hierbei eines ungerechten Judenhasses beschuldigen wollen und es ist nicht zu leugnen, daß Friedrich diese Nation gerade nicht sehr liebte, doch mochten hier mehr poli-

tische Rücksichten obwalten und es der König unstatthaft finden, unmittelbar nach Aufnahme der russischen Kaiserin, einen Juden in diesen gelehrten Körper zu ernennen.

Oeffentlicher Unterricht.

Man kann leicht denken daß ein König wie Friedrich, diesem Zweige der Verwaltung große Aufmerksamkeit schenkte und es sich angelegen seyn ließ auch hier eine Menge Verbesserungen einzuführen. Indem er seine Akademie der Wissenschaften neu organisirte, wollte er auch eine Zeichner- und Malerschule errichten, der er zum Local einen schönen Raum in dem weitläufigen Gebäude anwies, wo er seine Gelehrten versammelte und das Friedrich I. dazu hatte erbauen lassen um unten einen Theil des Marstalles hinzubringen, eine Sache die Formey zu dem Witz veranlaßte: Ihro Majestät logirten ihre Pferde und Maulesel ins Untergeschoß und ihre Esel eine Treppe hoch. Die Akademie der Wissenschaften hatte einen guten Fortgang, da es ihr nicht an den nöthigen Fonds fehlte, die der bildenden Künste schmachtete dagegen von Anfang an und war weit davon entfernt sich zu erholen als ich die preußischen Staaten wieder verließ.

Mehr als für diese Zeichner- und Malerschule, deren Gedeihen einem Könige bald nach der ersten Idee dazu nicht besonders mehr am Herzen zu liegen schien, welcher in allen Dingen vorzüglich auf das Praktische und allgemein Nützliche sah, that, besonders nach dem siebenjährigen Kriege, Friedrich für den öffentlichen Unterricht, und sein Minister von Zedlitz erhielt von ihm wiederholte Aufträge, die möglichsten Mittel aufzusuchen um sowohl die Schulen als die Landesuniversitäten in Aufnahme und guten Stand zu bringen. Friedrich, dessen Thätigkeit und Genie alle Details zu umfassen wußte, verließ sich aber hierin nicht bloß auf das was seine Minister vorschlagen und vollführen konnten, sondern er wandte hierzu noch mehrere andere Personen an. So

erhielt z. B. Sulzer mehrmals von ihm den Befehl, die Schulen in den Provinzen zu bereisen und sich mit der Leitung des Joachimthalschen Gymnasiums in Berlin zu befassen, und auch Merian, der Sulzer an dieser Anstalt als Director folgte und überdem noch Inspector des französischen Collegiums wurde, so wie ich und Andere, mußten hierin wirksam seyn.

Diese Sorgfalt des Königs erstreckte sich bis auf die kleinsten Dorfschulen und man kann sagen, es verging kein Jahr, wo er nicht eine Menge solcher Anstalten (ich weiß verschiedentlich sechzig auf einmal) ins Leben rief. Ermuntert durch dieses Beispiel, dachten jetzt auch die Katholiken in Berlin darauf eine Schule mit ihrer nicht längst erst gebauten Kirche zu verbinden, und Friedrich bewilligte dies gern, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung: „er hoffe man würde sich alles Proselytenmachens enthalten."

So erhielt der preußische Staat nach und nach für alle seine verschiedenen Religionsbekenner, gute und zweckmäßig eingerichtete Schulen, und besonders Berlin mehrere Collegien, Gymnasien 2c. unter denen sich auch eine sogenannte Realschule befand, d. h. eine, in welcher nach dem Plane des Unterrichts, die Gegenstände desselben zugleich vorgelegt werden, eine Art von Methode, die damals in Deutschland sehr gebräuchlich wurde und vorzüglich in Dessau befriedigende Resultate gewährte.

Ich komme jetzt auf eine Anstalt die um so mehr eine Besprechung hier verdient, da man sie ganz besonders als das Ergebniß von Friedrichs Nachdenken über den öffentlichen Unterricht betrachten kann, die sogenannte Ritterakademie nämlich, zu der Friedrich den Plan mit seinen gelehrten Freunden, namentlich d'Alembert, entwarf und die Instruction für die Lehrer in Betreff der Art des Unterrichts, größtentheils selbst ausarbeitete. Diese Instruction, die ich hier ganz mittheilen will, ist ein um so merkwürdigeres Ac=

tenstück, da man daraus den ganzen Geist einer Anstalt erkennen wird, die eine Zeit lang in der schönsten Blüthe stand, leider aber später allerdings manche Erschütterungen und Entstellungen erlitt, die nicht sowohl ihrem großen Stifter als dem Umstande beigeschrieben werden müssen, daß Friedrich zu sehr sein Vertrauen alten Dienern schenkte, die nach und nach ihre kleinen Ideen seinen schönen und erhabenen unterzuschieben wußten.

„Eigenhändig von dem König unterzeichnete Instruction für die Professoren der Akademie*)."

„...... Der Zweck und die Absicht des Königs bei dieser Stiftung ist: junge Edelleute dahin zu bilden, daß sie nach ihrem verschiedenen Beruf im Krieg oder in der Politik brauchbar werden. Die Lehrer müssen daher besonders darauf sehen, ihr Gedächtniß nicht allein mit nützlichen Kenntnissen zu füllen, sondern auch vorzüglich ihrem Geiste jene Gewandtheit zu verleihen, die sie zu Geschäften brauchbar und fähig macht."

„...... Da der ökonomische Theil dieses Instituts, ganz in Ordnung ist, so beschränkt man sich in dieser Instruction nur auf das was die Classen und die innere Ordnung betrifft."

„...... Se. Majestät will daß die Eleven die niedern Classen in der Latinität, dem Catechismus und der Religion, im Joachimsthalschen Gymnasium besuchen**). Die

*) Das war der Titel, den Friedrich dieser Anstalt gab, die im Publicum jedoch stets den Namen: „Civil- und Militärschule für junge Edelleute" hatte.

**) Dieser Artikel ist niemals befolgt worden, da man dem Könige die Unbequemlichkeiten vorstellte, die aus diesem Hin- und Hergehen der Schüler entspringen konnten, obschon jenes Gymnasium dicht neben der Ritterakademie lag. Es wurde demnach die Einrichtung getroffen, daß die Lehrer in jenen Gegenständen zu uns herüberkamen und hier den Unterricht ertheilten.

Eleven der ersten Classe werden zugleich das Französische und die Rudimente dieser Sprache in der Akademie lernen. Beim Austritt aus dieser ersten Classe, kommen die Schüler in die Hände des Puristen, der sorgen wird, daß sie ihren barbarischen Jargon ablegen und ihre Styl= und Dictions=fehler verbessern. Herr Toussaint wird sie dann in der Rhetorik üben; er wird anfangen sie in der Logik zu unter=richten ohne sich dabei jedoch zu sehr in die verschiedenen Schulformen zu vertiefen. Sein Hauptzweck muß auf rich=tiges Urtheil gerichtet seyn; er wird es vorzüglich streng mit den Definitionen nehmen und hier nichts Zweideutiges, Fal=sches oder Schielendes durchgehen lassen: er wird sie mög=lichst in Schlußfolgen üben, sie daran gewöhnen die Folgen der Ursachen richtig aufzufassen und die Gedanken gehörig zu verbinden; dann wird er ihnen die Redefiguren und bildli=chen Redensarten erklären, und nach Beendigung des Un=terrichts, noch eine halbe Stunde dazu anwenden, ihnen selbst Metaphern, Vergleichungen, Apostrophen rc. machen zu lassen. Dann wird er ihnen durch Beispiele die Rede=kunst in allen ihren Wendungen begreiflich zu machen suchen. Für die gerichtliche Beredsamkeit wird er sich der Reden des Cicero, für die deliberative, der des Demosthenes bedienen; für die demonstrative aber wird er Flechier und Bossuet wäh=len. Alle diese Werke sind in französischer Sprache vorhan=den. Er kann den Eleven auch einen kleinen Cursus der Poesie machen lassen um ihren Geschmack zu bilden: Homer, Virgil, einige Oden des Horaz, Voltaire, Boileau, Racine, das sind die besten Quellen aus denen er hier schöpfen kann....... Wenn die Eleven bereits einige Fortschritte gemacht haben, wird er ihnen Gegenstände zu Reden in den drei verschiedenen Arten aufgeben, die sie ohne Hülfe ausarbeiten müssen und die er dann mit ihnen corrigirend durchgeht. Der Grammatiker der Classe wird die Sprach=fehler, Herr Toussaint die gegen die Rhetorik, corrigi=ren. Man wird den jungen Leuten die Briefe der Frau von Sevigné, die des Grafen von Estrades und die des

Cardinals von Ossat zu lesen geben, und ihnen Briefe über alle mögliche Gegenstände schreiben lassen. Herr Toussaint wird diesem noch eine Geschichte der schönen Künste hinzufügen: er wird dabei von Griechenland, als deren Wiege ausgehen, und die ausgezeichnetsten Männer nennen; dann wird er zu der zweiten Epoche unter Cäsar und August übergehen; ferner zu der Zeit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften unter den Medicis und zu dem Blüthenpunct den sie unter Ludwig XIV. erreichten, und damit enden, sie mit den berühmtesten Männern unserer Zeit bekannt zu machen."

„Der Professor der Geschichte und Geographie, wird einen Auszug aus Rollins alter Geschichte machen; er wird suchen seinen Schülern die großen Epochen und berühmten Männer wohl einzuprägen. Zur römischen Geschichte könnte er sich Echard und eines Auszuges aus des P. Barr Werk über die Geschichte des Kaiserreichs, bedienen, doch muß er dabei alle kleinlichen Details vermeiden und das eigentliche Geschichtsstudium erst von Carl V. bis auf unsere Tage beginnen lassen. Die merkwürdigen Thatsachen dieser Zeit sind wesentlich verknüpft mit dem Jetzt und kein in die Welt tretender Mann darf unwissend über Dinge seyn, welche die Kette der gegenwärtigen Verhältnisse Europas bildeten. Es reicht aber nicht hin, daß der Lehrer bloß die Geschichte vorträgt, sondern er muß nach jeder Stunde noch eine Zeit dazu anwenden, die jungen Leute über das was er eben gelehrt hat, zu befragen, um so Nachdenken bei ihnen zu erwecken und sowohl moralische als politische und philosophische Schlußfolgen hervorzurufen, die nützlicher sind als alles bloß Eingelernte. Z. B. über die verschiedenen Wahnglauben der Völker: „Glauben Sie wohl daß Curtius, indem er sich in den Schlund stürzte der sich in Rom öffnete, diesen dadurch wieder schloß? Sie sehen daß dieß heutzutage nicht geschieht, und können daher leicht denken daß dies nur eine Fabel ist....." Bei der Geschichte des Decius

hat der Lehrer die beste Gelegenheit den Samen jener glühenden Vaterlandsliebe in das Herz seiner Schüler zu pflanzen, der so fruchtbar an großen Handlungen ist und muß er nicht bei Cäsar sie fragen: was sie von der Handlung eines Mannes denken, der sein Vaterland unterdrückte? Bei den Kreuzzügen hat er die gegründetste Ursache gegen den Wahnglauben zu Felde zu ziehen und bei den Gräueln der St. Bartholomäusnacht, kann er ihnen Abscheu gegen Fanatismus einflößen. Bei der Erwähnung von Cincinnatus, Scipio und Paul Emil, wird er ihnen die Tugenden dieser großen Männer anschaulich und sie darauf aufmerksam machen, daß es ohne Tugend keinen wahren Ruhm und Größe gibt. So liefert die Geschichte Beispiele für Alles. Ich deute hier nur die Methode an und will nicht den Stoff erschöpfen; für einen geschickten Lehrer wird dies genug gesagt seyn. — Derselbe Professor wird, indem er die Geographie vorträgt, mit den vier Erdtheilen beginnen; für Asien, Africa und Amerika reichen die Namen der bedeutendsten Völker hin, in Betreff von Europa, so muß hier eine genauere Kenntniß seyn. Besonders erfordert Deutschland, als das Vaterland der Eleven, die größte Auseinandersetzung seiner verschiedenen Länder und Regierungen, der Flüsse, Hauptorte der Provinzen, Reichsstädte rc. Bei diesen Lectionen kann Hübner zur Grundlage genommen werden."

„Der Professor der Metaphysik wird mit einem kleinen Cursus der Moral beginnen. Er muß dabei von dem Grundsatze ausgehen, daß die Tugend nützlich ist und immer dem am mehrsten fruchtet, der sie ausübt; es wird ihm dabei leicht seyn zuzeigen, daß ohne Tugend die Gesellschaft nicht bestehen kann. Er wird den höchsten Grad der Tugend durch die höchste Uneigennützigkeit definiren, die uns dahin bringt unser Interesse der Ehre, unsern Privatvortheil dem allgemeinen Besten, unser Leben dem Wohl des Vaterlandes zu opfern. Er wird seinen Schülern den wahren und den falschen Ehrgeiz erklären. Er wird ihnen zeigen, daß der erstere die Tugend großer Seelen, die Quelle der edlen Hand-

lungen ist, die auch den dunkelsten Namen zur Unsterblichkeit tragen können, daß aber dagegen nichts elender und niederer ist, als Neid und Eifersucht. Er wird vorzüglich die Jugend darauf aufmerksam machen, daß wenn es ein natürliches Gefühl des Herzens gibt, dieß das Gefühl für Recht ist; er wird, wenn es möglich ist, seine Schüler zu Enthusiasten für die Tugend machen."

„..... Der Cursus der Metaphysik wird mit einer Geschichte der philosophischen Meinungen der Menschen von den Peripathetikern, Epicuräern, Stoikern und Akademikern an, bis auf unsere Tage, beginnen. Der Professor wird ihnen im Einzelnen die Ansichten jeder Secte erklären, indem er sich dabei der Artikel aus Bayle, der Tusculanischen Fragen und des Buchs de natura Deorum von Cicero nach der französischen Uebersetzung, bedient. Dann wird er zu Descartes, Leibnitz und endlich zu Locke übergehen, der durch Erfahrung geleitet, in diesen Dunkelheiten so weit wandelt als der Faden ihn führt und an den für den menschlichen Verstand unergründlichen Tiefen stille stehen. Der Lehrer muß sich daher vorzüglich an Locke halten: doch muß er nach jeder Stunde noch eine halbe Stunde dazu anwenden, um mit den Schülern die bereits die Logik und Rhetorik durchmachten, die Exercitien vorzunehmen, die man ihnen aufgeben kann."

„Der Professor wird demzufolge z. B. einem der jungen Leute aufgeben, Zenons System anzugreifen und einem Andern es zu vertheidigen, und so es mit allen Systemen machen: dann wird er den Schülern zeigen, wo ihr Angriff oder ihre Vertheidigung nur schwach war oder welche wesentliche Puncte sie dabei ganz aus den Augen gelassen haben. Diese Art von Erörterungen müssen aber durchaus ohne Vorbereitung geschehen, damit die Jugend genöthigt ist aufmerksam zu seyn, damit sie sich gewöhnt schnell das zu überdenken was sie zu sagen hat, und ohne Vorbereitung über einen Gegenstand sprechen zu können."

„Kömmt jetzt der Professor der Mathematik. Herr Sulzer*) wird begreifen daß man keine Bernonilly's und Newtons erziehen will. Trigonometrie und Fortificationswesen sind das was die jungen Leute am mehrsten brauchen und worauf er nebst den Nebenstudien den mehrsten Fleiß zu legen hat. Doch wird er einen Cursus der Astronomie mit ihnen machen und ihnen die Systeme bis auf Newton erklären, jedoch dies alles mehr historisch wie als Geometer durchnehmen. Er wird einige Grundsätze der Mechanik hinzufügen, ohne jedoch diese Materie zu sehr zu erschöpfen, und besonders darauf sehen, daß das Urtheil der Jugend berichtigt und dieselbe daran gewöhnt wird, ihre Ideen in einen richtigen Zusammenhang zu bringen und die verschiedenen Beziehungen zu durchblicken welche die Lehrsätze zu einander haben."

„..... Der Professor der Rechtswissenschaft wird sich des Hugo Grotius zur Grundlage seines Unterrichts bedienen. Es wird nicht verlangt, daß vollendete Juristen gezogen werden sollen, denn ein Weltmann bedarf nicht mehr als eines richtigen Begriffes von dieser Wissenschaft. Der Lehrer wird sich daher darauf beschränken, seinen Schülern einen Begriff vom bürgerlichen Recht, vom Völkerrecht, von dem der Fürsten und dem was man das öffentliche Recht nennt, beizubringen; dabei wird er jedoch der Jugend bemerklich machen, daß dieses öffentliche Recht aus Ermangelung einer Gewalt die es beobachten läßt, im Grunde nichts als ein Phantom ist, welches die Fürsten in den Factums und ihren Manifesten, selbst in dem Augenblicke wo sie es verletzen, aufzustellen pflegen. Er wird seine Lectionen mit einer Erklärung des Codex von Friedrich schließen, der, da er eine Compilation der Landesgesetze ist, von allen Staatsbürgern gekannt werden muß."

*) Anfänglich war Sulzer hierzu bestimmt, doch wurde dies noch ehe die Eleven zusammenkamen, geändert: er erhielt den Cursus der Metaphysik und Moral, und Castillon der Sohn, die Mathematik.

(„Von der innern Verwaltung.“)

„.... Drei Eleven haben immer einen Hofmeister*): dieser Führer schläft bei ihnen und sorgt dafür, daß die jungen Leute zur Reinlichkeit, Artigkeit und guten Sitten gewöhnt werden: er muß ihnen alle Grobheit, schlechte Redensarten, niederes und gemeines Betragen, Faulheit rc. abzugewöhnen suchen. Einer der fünf Hofmeister muß immer den Stunden beiwohnen und Sorge dafür tragen, daß die jungen Leute ihre Schuldigkeit thun und aufmerksam sind. Nach Beendigung der Stunden, wenn die jungen Leute etwas zu repetiren, auszuarbeiten oder auswendig zu lernen haben, muß der Hofmeister bei ihnen seyn und darauf halten daß sie ihre Zeit gehörig benutzen und nicht vertrödeln. Die Stunden in den Classen werden nach dem Gebrauch wie in allen andern Schulen eingetheilt**).“

„..... Im Sommer steht Alles um 6 Uhr auf und die Stunden beginnen um 7 Uhr; im Winter wird um 7 Uhr aufgestanden und der Unterricht um 8 Uhr begonnen. Des Mittags speisen die Eleven und die Hofmeister zusammen; um 1 Uhr muß der Tisch beendet seyn. Im Winter ißt man des Abends um 7, und im Sommer um 8 Uhr; um 9 Uhr im Winter und um 10 Uhr im Sommer legt sich Alles nieder. Für den Unterricht im Catechismus sind wöchentlich nicht mehr als drei Stunden zu nehmen und zwei Stunden reichen für den Priester hin: eben so genügt eine Predigt des Sonntags. Die Nachmittage der Mittewoche und der Sonntage sind der Erholung gewidmet. Die Eleven dürfen das Haus nie verlassen ohne daß ein oder zwei von den Hofmeistern sie begleiten. Wenn ein naher Verwandter

---

*) Da man bald darauf auswärtige Pensionäre in die Anstalt aufnahm, ohne die Anzahl dieser Hofmeister zu vermehren, so geschah es daß oft jede Kammer vier bis fünf Eleven enthielt.

**) Dies wurde in der Folge gänzlich abgeändert.

einen der Schüler sehen will, so muß einer der Hofmeister ihn hin- und wieder zurückbringen *)."

„Im Sommer können die jungen Leute in den Freistunden Ball oder dergleichen spielen oder spazieren gehen, im Winter dagegen sich in einem der Säle des Gebäudes mit Sprüchwörtern oder sonst unterhalten. Kleine Eulenspiegeleien und Scherze müssen ihnen die Hofmeister gern hingehen lassen und nur streng gegen Alles was Bosheit, Heftigkeit, Eigensinn, vorzüglich Faulheit und Nichtsnutzigkeit ist, seyn, aber sich wohl in Acht nehmen, Heiterkeit, Witz und alles was Genie verräth, nicht zu unterdrücken. Was die körperlichen Uebungen betrifft, so werden die Eleven einen Tanzmeister haben, der ihnen drei Stunden wöchentlich gibt, und zweimal in der Woche werden sie nach der Akademie von Centnerer**) gebracht um reiten zu lernen***).

„Wenn die jungen Leute Fehler begehen, so werden sie bestraft; wer seine Lectionen nicht kann, dem setzt man eine Eselsmütze auf; geschah es aus Faulheit, so bekömmt er den Tag nur Wasser und Brod; geschah es aus Bosheit oder Eigensinn, so wird er dazu noch eingesperrt und muß, damit er nicht müßig ist, etwas auswendig lernen, auch wird er in so fern gestraft, daß er der letzte am Tische ist, keinen Degen anstecken darf wenn spazieren gegangen wird, und den öffentlich um Verzeihung bitten muß den er etwa beleidigte: sind es Fehler aus Eigensinn, so zieht man ihm nur einen Kittel an so lange bis er sich gebessert hat. Den Hofmeistern ist es jedoch bei Gefängniß untersagt, die Eleven zu schlagen; es sind junge Leute von Stande denen man edle Gesinnungen einflößen muß und nur Strafen die das Ehrgefühl wecken, auflegen darf."

---

*) General Buddenbrock dispensirte später die Hofmeister von dieser Obliegenheit und die Eleven wurden nun in solchen Fällen von einem Hausdiener begleitet.

**) Ein damals sehr geschätzter Stallmeister.

***) Man fügte sehr bald diesen beiden Lehrern noch einen Fechtmeister hinzu.

„Die Professoren und Hofmeister haben gegenseitig keine Jurisdiction über einander. Wenn ein Professor Ursache hat unzufrieden mit einem Schüler zu seyn, so zeigt er ihn dem Hofmeister an und dieser bestraft ihn wie oben gezeigt; wenn aber Streitigkeiten zwischen einem Professor und einem Hofmeister entstehen, so werden sie dem .... *) vorgetragen, der nach Recht und Billigkeit entscheiden wird. Derselbe wird auch alle Wochen die Anstalt visitiren, alle Classen und Zimmer besuchen, dann den ökonomischen Theil nachsehen um zu erfahren ob Jeder seine Pflicht erfüllt, und die Befehle des Königs vollführt werden. Er wird die Nachlässigen ermahnen und wenn dies bei dem zweiten Male nichts hilft, sie dem Könige melden."

„Se. Majestät empfehlen besonders den Hofmeistern ein gutes Betragen an, da das Beispiel mehr wirkt als alle Lehren und es schmachvoll seyn würde, wenn diejenigen die vorleuchten sollen, hinter ihren Untergebenen zurückständen."

„Im allgemeinen sind die Grundsätze auf welche diese Akademie gegründet ist, die der entschiedensten Nützlichkeit in Betreff der Subjecte die darin für den Dienst des Staates gebildet werden sollen und gewiß werden, wenn diese Instruction in allen Puncten streng befolgt wird; wenn aber Saumseligkeit, Nachlässigkeit und Unachtsamkeit der Vorstände hiervon abführen, dann wird der ganze Zweck verfehlt. Se. Majestät hoffen jedoch, daß die Professoren und Hofmeister es sich zur Pflicht machen werden, seine heilsamen Absichten zu unterstützen und keine Mühe sparen werden um diese Jugend sowohl zu guten Sitten als nützlichem Wissen zu bilden, so daß sie der Anstalt, den Lehrern und sich selbst Ehre machen."

„Unterz. Friedrich."

---

*) Dieser Name war in den Instructionen offen gelassen, da der König sich damals noch nicht über den Vorstand der ganzen Anstalt entschieden hatte und später erst den General Buddenbrock hierzu ernannte.

Obschon diese Instruction nicht besagte, daß alle Stunden in französischer Sprache gegeben werden sollten, so war dies doch des Königs entschiedener Wille, und er gebot sogar daß für gewöhnlich diese Sprache in der Anstalt geredet werden sollte; eine Sache die mehrere Jahre stattfand, nach und nach aber sich änderte.

Zu Lehrern an diesem von ihm gegründeten Institut, wählte Friedrich die Herren Sulzer, Toussaint, Castillon den Jüngern, Stoß, Weguelin und mich. Vorstand des Ganzen war der General Buddenbrock. Anfänglich war es die Absicht des Königs zu Hofmeistern nur Officiere zu nehmen die aus der französischen Schweiz gebürtig und in französischen Diensten gestanden hatten; Umstände, Nothwendigkeit und kleine Intriguen ließen jedoch hiervon abweichen und so wurde denn ein Herr von Meierolles, der von einer Familie aus Languedoc stammte, die sich nach Lausanne zurückgezogen hatte und der während des siebenjährigen Krieges Adjutant bei dem Prinzen Condé gewesen war; ein Herr dú Lúc des Maison, ein Genfer, ein unterrichteter Mann der sich aber einmal im Zorne hinreißen ließ einen Eleven zu schlagen und sich dieserhalb zurückziehen mußte; ein Herr von Zollikofer aus St. Gallen, dessen sogenannte militärische Laufbahn darin bestand, Hofmeister bei dem Sohne des General Buddenbrock gewesen zu seyn, und ein Herr Prätorius, ein Berliner, der einige Zeit Officier in einem preußischen Regiment gewesen war, hierzu ernannt. Einige frühere und spätere, wie die Herren von Bouton und Janneret, will ich, da ich sie nicht näher kennen lernte, nicht erwähnen und nur in Betreff von ein paar der zuerst Genannten noch Einiges anführen.

Herr von Meierolles sagte selbst als man ihn zu diesem Posten ernannte: „Da bin ich also Führer von Anderen, ich, der selbst eines Führers bedürfte!“ Er hatte hierin vollkommen Recht, denn der Mangel an Vermögen

hielt ihn, obschon er sonst ein ganz braver Mann war, nicht ab, manchen Jugendstreich, selbst noch in späteren Jahren, in Berlin zu machen. Uebrigens war er brav und unerschrocken. Einst war er in einem Caffeehause wo er eine Parthie Tarock spielte: vier Officiere von der Berliner Garnison traten herein, besahen ihn von oben nach unten und der Eine sprach ziemlich laut: „Ja, immer vier Franzosen auf einen Preußen." — Meierollès stand sogleich auf und erwiederte: „Meine Herren, ich bin nur ein halber Franzose, indeß vier Preußen wie Sie auf diesen Halben, wenn es Ihnen beliebt." Es beliebte aber den Herren nicht und die Sache wurde beigelegt.

Die Hofmeister traten nicht sogleich in Function und man hatte ihnen ihren Gehalt deshalb für die erste Zeit ihrer Anwesenheit nicht gezahlt. Sie kamen deswegen bei dem General Buddenbrock ein und Meierolles führte das Wort, indem er vorstellte: daß es doch nicht ihre Schuld wäre einige Monate in Unthätigkeit geblieben zu seyn und daß sie einstweilen hätten leben müssen. Der General wollte sich einmal witzig zeigen; er entgegnete: „Wenn Meister Jack in Molières Geizigen, Hafer für seine Pferde begehrt, so antwortet ihm dieser: haben sie ihn auch verdient?" — „Mein Herr General," erwiederte Meierolles, „ich bitte nicht zu übersehen, daß diese Pferde hätten antworten können: warum hat man uns nicht gebraucht? Ueberdem aber bemerken Sie gütigst, daß wir keine Pferde und der König von Preußen nicht der Geizige von Molière sind."

Diese Antwort verdroß Buddenbrock sehr und er suchte Meierolles zu stürzen; dieser fand jedoch in dem Prinzen Friedrich August von Braunschweig und dessen Bruder, dem Erbprinzen, die ihn im siebenjährigen Kriege im Gefolge des Prinzen Condé hatten kennen lernen, ein paar Beschützer. Dennoch blieb Meierolles nicht lange bei uns. Graf Golowkin nahm ihn mit auf seine Güter und brachte ihn später in das Gefolge des Prinzen Adam

Czartoriski als Adjutant, wo er einige Jahre blieb, dann aber nach Lausanne zurückkehrte und hier starb.

Herr dú Lúc des Maison war Guardian bei den Capuzinern in Savoyen gewesen: er hatte hier eine Frau ihrem Manne abspenstig gemacht und sich mit ihr nach Basel geflüchtet. Hier hatten Beide die Religion gewechselt, sich mit einander verheirathet und waren dann nach Rußland und von da nach Berlin gegangen, wo Herr dú Lúc eine Pensionsanstalt errichtete die guten Fortgang hatte, da er ein kenntnißreicher, thätiger und ordentlicher Mann war. Im Ganzen sieht man jedoch hieraus, wie wenig es bei dem ersten Vorsatze des Königs blieb, nur Personen aus der französischen Schweiz und Militärs zu diesem Posten zu ernennen.

Die philosophischen und literarischen Freunde des Königs.

(Jordan.)

Carl Stephan Jordan, geboren 1702, gehörte zu einer der geachtetsten und angesehensten Familien der französischen Colonie. Nachdem er seine ersten Studien zu Berlin und dann seinen Cursus der Theologie zu Genf gemacht hatte, brachte er einige Jahre im Schooße seiner Familie, einzig mit der Literatur und den Vorbereitungen zum geistlichen Stande beschäftigt, zu. Im Jahr 1733 machte er eine Reise nach Frankreich, England und Holland um die ausgezeichnetsten Gelehrten dieser Länder kennen zu lernen. So war es daß er mit Voltaire in Verbindung kam und dadurch die Annäherung entstand, welche später zwischen dem größten Fürsten und dem größten Genie des Jahrhunderts stattfand.

Nach der Rückkehr von dieser Reise lernte der König Jordan kennen, der damals, obschon noch jung, doch schon einer der ersten Gelehrten und ein Mann war der sich ebenso durch seinen Geist und seine Eigenschaften, als durch seine Kenntnisse auszeichnete.

Zum Prediger in Prenzlau ernannt, sah er Friedrich häufig, der in großer Zurückgezogenheit in Rheinsberg lebte und ihn täglich lieber gewann. Als dieser Fürst den Thron bestieg, wünschte er Jordan immer um sich zu haben und veranlaßte ihn, dem geistlichen Stande zu entsagen; ein Opfer welches Jordan nicht sehr schwer zu werden schien, der nun aus einem Prediger, Privatsecretär des Königs und Geheimer Rath wurde. Außer diesen beiden schönen Titeln, mußte Jordan, dessen Vermögen nicht bedeutend genug war um am Hofe leben zu können, nun aber auch einen Gehalt bekommen und König Friedrich fragte ihn, wie viel er wohl wünschte um sich zufrieden zu fühlen. „Wenn ich außer meinen Renten noch 500 Thaler habe," erwiederte Jordan, „so bin ich zufrieden." — „In der That," entgegnete Friedrich, „Sie sind sehr bescheiden in Ihrem Begehren; ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mit so Wenigem sich begnügen könnten." — Trotz dem wurden Jordans bescheidene Wünsche nicht viel mehr als gerade erfüllt; dennoch begehrte er aber nie etwas weiter.

Um 1730 hatte Jordan einen Band in Duodez herausgegeben, betitelt: „Recueil de littérature, de philosophie et histoire." Diesem Werke ließ er 1735 eine lateinische Dissertation über das Leben und die Schriften von Jordano Bruno und eine Beschreibung seiner Reise, folgen. Sechs Jahre später gab er eine Geschichte des Lebens und der Werke des Hrn. La Croze heraus.

Aus einem seiner Werke sehe ich noch, daß er außerdem noch etwas Anderes schrieb, welches ich nicht kenne, und das er seine: Realis de Vienna nennt.

Aus einem lateinischen Briefe, den ihm 1723 ein Greifswalder Professor schrieb, sieht man wie angelegentlich er sich schon in seinen jüngern Jahren mit gelehrten Untersuchungen beschäftigte.

Der einfache, rechtliche und loyale Sinn dieses Hofmannes wie es wenige gibt, war nicht dazu gemacht um sich in Intriguen einzulassen. Er wagte es seinem Könige eine offene und ehrliche Freundschaft zu schenken, der seinerseits den Werth einer solchen Gabe erkannte und groß genug dachte, ihm immer vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Friedrich fürchtete keinen Mißbrauch von der Gunst die er Jordan erwies, der hinwieder ihn zu sehr ehrte um zu glauben, dieser könne je seine Macht und seine Stellung gegen ihn mißbrauchen. Sie waren Freunde im vollen Sinne des Wortes und blieben es bis an ihren Tod; es ist dies aber ein so seltenes Beispiel in diesen Verhältnissen, daß man bis zu den Tagen der Fabelwelt zurückkehren muß, um ein Gegenstück dazu zu finden, und in der That ist vielleicht nichts schöner in Friedrichs Leben als diese Freundschaft für Jordan, so wie nichts ehrenvoller für den Letzteren seyn kann, als das, sich stets dieses Vertrauens werth gemacht zu haben.

Als Friedrich seine ersten Kriege führte, blieb Jordan in Berlin zurück, einzig damit beschäftigt, dem König fast täglich zu schreiben und ihm über eine Menge Dinge Bericht zu erstatten, wobei Friedrich ein volles Vertrauen in ihn setzte.

Eines Tages fand Pöllnitz mehrere gegen den König gerichtete Broschüren in Jordans Zimmer, die so ungemein beleidigend waren, daß der Baron darüber erschrak. „Wie!" rief er, „Sie wagen es dergleichen in ihrem Hause zu dulden?" — „Es wird nicht lange da bleiben," entgegnete Jordan, „denn ich sende es morgen schon an den König." — „Was! Sie wagen es ihm solche Pasquille zu senden?" — „Warum nicht? Er weiß daß ich nicht der

Verfasser bin, daß ich sie nicht billige und nur seinem Willen gehorche indem ich sie ihm schicke." — „O mein Freund! Sie müssen immer dabei fürchten, daß sein Verdruß darüber auf Sie zurückfällt." — „Das fürchte ich durchaus nicht; übrigens erfülle ich hiermit nur meine Pflicht."

Ich will hier noch einen andern Umstand erwähnen wo Jordan noch mehr Muth zeigte. Friedrich hatte zu sehr das Betragen seines Vaters beobachtet, der intoleranter als frömmelnd und frömmelnder als religiös war, und er fühlte zu sehr die Nothwendigkeit Ruhe und Eintracht unter den verschiedenen Religionen zu erhalten welche in seinen Staaten geduldet wurden, um nicht auf Mittel zu denken, diesen heilsamen Zweck herbeizuführen. In dieser Absicht hatte er sich einen Plan ausgesonnen den er für unfehlbar hielt und der darin bestand, nach dem Vorbilde der alten Römer in seiner Hauptstadt ein Pantheon zu errichten das allen Religionen gewidmet seyn und wo jede in ihrer Reihe ausgeübt werden sollte. Um den Zweck desto besser zu erreichen, sollte dieser Tempel eines der schönsten Denkmale der neuern Baukunst werden und jede Religion darin alles finden was sie zu ihren Ceremonien bedurfte, auch sollte das Ganze durch den erhabensten und prachtvollsten Schmuck geziert werden. So glaubte er die Bekenner der verschiedenen Religionen aus ihren Tempeln hierher zu ziehen und den Geist einer allgemeinen Bruderliebe zu befördern. Zugleich wählte er für das Ganze die runde Gestalt als die passendste, indem da der Altar, das Tabernakel und dergleichen ganz so angebracht werden konnte, wie jeder Cultus es wünschte.

Von allen Höflingen war Jordan der einzige, der diesen Gedanken nicht mit der diesen Menschen so eigenen Bereitwilligkeit aufnahm und pries; aber konnte man ihn wohl zu den Höflingen rechnen, ihn, der mit so viel Wahrheit sagte: es ist nicht der König, den ich in Friedrich liebe, sondern der Mensch: wenn ich nichts in ihm berücksichtigte als seine Macht und seine Würde, so würde ich mich entfernt

von ihm zu halten suchen; aber es ist der Mensch, es sind seine persönlichen Eigenschaften, sein Geist und sein Herz, die mich an ihn fesseln und immer fesseln werden." — Die Folgen sich überlegend die jenes Vorhaben des Königs nach sich ziehen konnte, stellte Jordan dem Monarchen vor, daß sein Plan, statt die verschiedenen Religionssecten zu nähern und zu versöhnen, dieselben im Gegentheil nur, unduldsam wie sie sind, noch mehr entzweien würde: er wagte es ihm bemerklich zu machen, daß ganz Europa dieses Unternehmen mißbilligen würde; er fragte ihn, ob er ernstlich glauben könne, daß die Welt bereits aufgeklärt genug wäre um diese philantropische Idee gehörig würdigen zu können und daß man ihm in den Cabinetten der Fürsten einen so kühnen Schritt verzeihen würde, und ob er nicht vielmehr dadurch die Zahl seiner Feinde vermehren und leicht seinen Ruhm und jenen Ruf von Weisheit selbst bei seinen Unterthanen compromittiren müßte, der ihm durch sein bisheriges Verfahren geworden sey? — Friedrich konnte gegen die Wichtigkeit dieser Gründe nichts einwenden und der bereits von ihm entworfene Plan zu jenem Gebäude wurde aufgegeben und in der Folge nur im Kleinen bei dem Bau der katholischen Kirche in Berlin ausgeführt.

Während Jordan diese Idee des Königs bestritt, regte er dagegen eine andere an, die der Hauptstadt sehr nützlich wurde und deren Ausführung er selbst einen großen Theil seiner Zeit widmete: ich meine hier die Anlegung des unter dem auffallenden Namen der Ochsenkopf bekannten Berliner Arbeitshauses, in welches man die Müßiggänger und Vagabunden der Hauptstadt brachte und sie zur Arbeit anhielt. So lange Jordan lebte stand er dieser höchst nützlichen Anstalt vor und widmete ihr alles was sein Fleiß, seine Beständigkeit und sein Vermögen ihm nur erlaubten.

Da dieser achtbare Mann den König fast nie verließ, so kann man leicht denken daß er auch dessen Soupérs in Sanssouci beiwohnte. Ich könnte hier eine Menge Anecdo-

ten in Betreff Jordans mittheilen, doch will ich nur eine erwähnen, die abermals seine offene Ehrlichkeit und Furchtlosigkeit beweisen wird. Man sprach eines Abends, wie dies so oft der Fall war, von der christlichen Religion und es wurden eine Menge Einwürfe dagegen vorgebracht. Jordan hörte alles aufmerksam an, sagte aber nichts: endlich bemerkte der König dies Schweigen und begann: „Meine Herren, bemerken Sie nur wie sich Jordan über uns lustig macht! Er hält uns gar nicht einmal für würdig uns zu widerlegen. Herr Jordan," fuhr er fort, und wandte sich nun an diesen selbst, „wir wissen daß Sie ein geschickter Theolog sind und lassen Ihren Kenntnissen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren: Sie verstehen die orientalischen Sprachen, Sie haben die berühmtesten theologischen Werke gelesen, ist es da nicht Ihre Pflicht uns zu unterrichten? Wir sind freilich nur Layen, aber eben deswegen müssen Sie uns aufklären. Wir verfallen vielleicht in schwere Irrthümer, zeigen Sie uns dieselben; wir raisonniren schlecht, lehren Sie uns es besser machen." — „Sire," entgegnete Jordan, „ich bitte Ew. Majestät nicht in mich zu dringen: ich höre, unterrichte mich und habe nichts zu sagen." — „Ach, das sind nur Ausflüchte! Es ist unmöglich daß Sie nichts über diese Gegenstände sollten sagen können." — „Wenn ich etwas sagen könnte, so würde dies vielleicht hier unpassend seyn und mißfallen." — „Durch diesen Gedanken begehen Sie eine große Ungerechtigkeit gegen uns und ich muß Sie davon überzeugen: daher sagen Sie alles was Sie zu sagen haben, wir werden aufmerksam zuhören." — „Sie befehlen es also Sire?" — „Sie wissen wohl, daß ich hier nichts befehle, ich bitte darum." — „Wohlan denn, so muß ich erklären, daß alles das was hier bisher gegen die Religion gesagt wurde, mir nur bewiesen hat, daß Sie sämmtlich dieselbe bloß oberflächlich kennen: es sind mehrere Thatsachen travestirt worden und es ist kein einziges Raisonnement vorgekommen, welches nicht längst schon vielfach widerlegt worden wäre." Jordan ging nun alles was man

vorgebracht durch, und zeigte daß man sich dabei nur auf unhaltbare Vordersätze gestützt hatte, dann fuhr er fort: „Sie haben diesemnach nichts gegen die Religion, dagegen aber viel wider sich selbst bewiesen, und ich will es jetzt versuchen Ihnen zu zeigen wie man dergleichen Materien erörtern muß.“ Er betrachtete hierauf die verschiedenen religiösen Ansichten unter dem Gesichtspunct der Thatsachen die ihnen zum Beweis dienen und stellte sie mit den Interessen der Gesellschaft, mit den unwandelbaren Regeln der gesunden Vernunft und mit einer Menge unleugbarer Ereignisse aus der physischen Weltgeschichte zusammen.

So suchte er die Dogmen und Vorstellungen sowie die ihnen gegebenen Erklärungen und die dabei stattfindenden Modificationen, mit den daraus entspringenden Folgen, einander zu nähern, und da er hierbei sich weniger als orthodoxer Christ wie als Deist gezeigt haben soll, so wurde ihm die Kühnheit seiner Widerlegung willig verziehen.

Jordan hatte nur eine schwache Brust und es läßt sich denken, daß sich dies Uebel durch seine Arbeiten vermehrte. Gegen 1744 wurde es so schlimm mit ihm, daß er nicht mehr ausgehen konnte: er starb aller angewendeten ärztlichen Hülfe ungeachtet am 4ten August 1745, nach einem Jahre voll Leiden und Schmerzen. Friedrich hatte in dieser Zeit keinen Tag, wenigstens wenn er in Berlin war, versäumt, den Freund zu besuchen, und öfters länger als eine Stunde bei ihm zu bleiben. Jordan wohnte dem Schlosse gegenüber und der König pflegte häufig allein, ohne Pagen und ohne Diener, zu ihm zu gehen. Als er das erste Mal zu ihm kam, fand er die Geschwister und Kinder seines Freundes im Zimmer versammelt. „Laßt mich,“ sprach er zu ihnen, „allein mit ihm und seyd ganz unbesorgt; ich werde ihn abwarten und pflegen, als wenn ihr selbst da wäret.“

Bei dem letzten Besuche welchen Friedrich seinem Freunde machte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß

ihm dieser binnen Kurzem entrissen werden würde, und Jordan fühlte dies selbst zu sehr um nicht Abschied von Friedrich zu nehmen und ihm mit tiefer Rührung Dank für die viele ihm erwiesene Huld zu sagen.

„Ich sehe wohl," entgegnete Friedrich, „daß Sie sich in einer Crisis befinden, doch kann sich diese glücklich enden und ich hoffe, Sie morgen besser wieder zu sehen. Da sich indeß die Ereignisse zuweilen anders gestalten als wir es wünschen, so lassen Sie uns von einem Punct sprechen der mir längst am Herzen lag. Sie waren mein innigster Freund und dennoch haben Sie nie etwas von mir begehrt, und ich habe nie etwas für Sie thun können. Sagen Sie mir daher, was Sie wünschen das in Betreff der Ihrigen geschehen soll." — „Sire," entgegnete Jordan, „ich habe nur ein paar Töchter die noch sehr jung sind und denen ich allerdings nicht viel mehr als mein Mobiliar und meine Bibliothek zu hinterlassen vermag; indeß bitte ich doch um nichts für sie, da ich gewiß bin, daß es ihnen an nichts fehlen wird. Ich habe Verwandte die, wenn auch nicht reich, doch wohlhabend sind und Sorge für meine Kinder tragen werden als wären es die ihrigen, denn ich kenne die Herzen meiner Familie und weiß, daß sie brav sind und gut. Allein Ew. Majestät, ich habe einen Diener der mir mit Eifer und Treue diente und ich gestehe, daß es mich schmerzt, ihn nicht dafür belohnen zu können. Diesen empfehle ich Ihrer Güte." — „Seyn Sie überzeugt mein Freund," antwortete der König, „daß ich für ihn sorgen und auch Ihrer Kinder gedenken werde."

Als Friedrich das Zimmer verließ, sah man deutlich in seinen Zügen den Schmerz den er um seinen Freund empfand. Jordan starb noch in derselben Nacht. Sein Bruder, Peter Jordan, der Vater der Madame Bitaubé, ging sogleich am Morgen zu dem Könige um demselben diese Nachricht zu überbringen und ward hier in dessen Cabinet geführt, wo das Erste was er erblickte das Portrait

seines hingeschiedenen Bruders war. Friedrich ließ sich von ihm alle Umstände der letzten Augenblicke seines Freundes erzählen und der Bruder sah hier, wie sich des Königs Augen mehrmals netzten. Endlich vermochten Beide ihre Rührung nicht länger zurückzuhalten; Jordans Stimme stockte und der König wandte sich weg um seinen Thränen ungestörten Lauf zu lassen. Endlich faßte sich Friedrich wieder und befragte nun den Bruder über alles in Betreff der beiden Töchter seines Freundes und der Anordnungen welche die Familie in Hinsicht ihrer machen wollte. Dann verlangte er, daß wenn die Kinder erwachsen seyn würden und sich zu verheirathen gedächten, man ihn davon benachrichtigen sollte und übergab hierauf Jordan aus seiner Chatulle die Summe von 6000 Thaler mit dem Auftrage, sie der ältesten Tochter zu geben, die das Geld nun mit ihrer Schwester theilen wollte, welche jedoch dies eben so fest verweigerte als die Andere es wünschte.

Friedrich empfand den Verlust seines Freundes zu sehr um seinen Schmerz darüber sobald überwinden zu können: im Gegentheil suchte er ihn dadurch zu heiligen, daß er jene Gedächtnißrede auf ihn verfaßte, die man in den Memoiren der Akademie findet, deren Präsident Jordan vor Maupertuis gewesen war.

Der Diener des Verstorbenen, Namens Dieu, bekam vom Könige die Stelle eines Visitators; später ernannte ihn Friedrich zum Unterinspector, dann zum Inspector und endlich zum Director bei der Accise, wo er zuletzt den Titel eines Geheimen Rathes, wie sein verstorbener Herr erhielt. Man muß übrigens gestehen daß dieser Herr Dieu sein Amt mit Umsicht und Treue verwaltete, daß er sich stets als ein Ehrenmann zeigte und nie aufhörte das Andenken seines guten und braven Herrn in Ehren zu halten und dessen Familie die größte Anhänglichkeit zu bezeigen.

Ohne Zweifel hatte der König die Absicht der jüngern Tochter seines Freundes ebenfalls 6000 Thaler zu geben,

allein es kam der siebenjährige Krieg und Friedrichs Verhältnisse wurden eine Zeitlang so, daß er an dergleichen nicht denken konnte. Bei einem seiner Winterquartiere in Leipzig, ließ er den ältesten Sohn von Peter Jordan, Andreas Jordan, der zur Messe nach diesem Orte gekommen war, zu sich rufen und erkundigte sich nach den Töchtern seines Freundes, und als er hier hörte, daß die älteste wünsche sich mit Hrn. Merian von der Akademie zu verbinden, und diese Ehe bloß deshalb aufgeschoben worden sey, weil man ihn noch nicht davon hätte benachrichtigen können, da äußerte er seine Zufriedenheit hiermit und sagte, es würde ihm Vergnügen machen, wenn er Demoiselle Jordan auf diese Art versorgt sähe. Von der jüngern Schwester, die in der Folge einen gewissen Hrn. Carl Lautier heirathete, war nachher nicht mehr die Rede.

Von dem Geheimenrath Jordan habe ich nur noch zu bemerken, daß er die ersten Studien seines Neffen, des Hrn. Biteaubé leitete. Als seine Bibliothek nach seinem Tode verkauft wurde, fand man in jedem Bande vorne an ein weißes Blatt auf dem die seinen Charakter so gut schildernden Worte standen: „Jordani et amicorum"; Worte welche die neuen Besitzer der Bücher sorgsam aufbewahrten und die diesen Büchern wenn sie später wieder in Verkauf kamen, einen erhöhten Werth in den Augen der Verkäufer gaben.

(Voltaire.)

Der Artikel des Hrn. v. Voltaire muß nothwendig einer der stärksten in diesem Werke werden, obschon dieser große Mann ohngefähr seit zwölf Jahren bereits Friedrichs Staaten verlassen hatte, als ich in dieselben kam. Dennoch war hier Alles so von seinem Andenken erfüllt, daß alle Welt mit mir in Berlin nur von ihm sprach und es in der That schien, als sey er erst den Tag vorher abgereist. Eine

Menge Personen, selbst vom Militär, bewahrten Copien von verschiedenen Aufsätzen im Manuscript auf, die theils für theils gegen ihn erschienen waren, und Hr. v. Troussel gab mir eines Tages allein ein ganzes Packet solcher Sachen.

Friedrich und Voltaire waren gleichsam geschaffen um sich zu bewundern und zu suchen: sie waren beiderseits zu groß in ihrer Art, um sich nicht gegenseitig mit Enthusiasmus zu nähern und dennoch waren sie auch wieder nicht dazu geeignet, zusammenzuleben, so daß sie durch dies Zusammenseyn einen großen Beweis lieferten, wie weit sie Beide entfernt waren sich zu kennen und wie sehr sie gegenseitig in Irrthümer über sich fallen konnten. Ohne Zweifel konnte Friedrich zu sich sagen: „Die Gesänge des „Schwans der Seine" werden meinen Ruhm durch alle Welt tragen," und Voltaire konnte die Ueberzeugung hegen, daß der Ruhm des „Salomons des Nordens" seinem Ruhm einen neuen Glanz verleihen würde, allein dennoch und obschon dies allein ein mächtiges Motiv war sich zu suchen, so vermochten sie nicht neben einander, oder vielmehr mit einander zu leben, da hier nothwendig einer hinter dem Andern zurückstehen und einer dem Andern nachgeben mußte, beides Dinge, die außerhalb ihrer Individualität lagen. Es gibt Augenblicke der Laune, der Schwächen und des Eigensinnes in jedem Leben, es gibt Interessen die sich kreuzen, und wenn dieses nun mehrmals wiederkehrt und Keiner nachgeben will und dabei Beide lebhaft, reizbar und empfindlich sind, dann geschieht es nur zu leicht daß man sich erzürnt und sich nach und nach eine Bitterkeit im Innern festsetzt, die zuletzt eine Trennung auf immer herbeiführt, so daß selbst wenn spätere Ueberlegung, Politik oder Klugheit, eine Annäherung wieder bewerkstelligen, dennoch der Stachel zurückbleibt, und das Freundschaftliche dieser zweiten Annäherung nur zum Schein macht. Dies ist in wenigen Worten die Geschichte der Verbindung, der Zerwürfniß und der Wiederversöhnung Friedrichs des Großen mit Voltaire: die Details zeigen nur die Art und Weise

wie dies alles geschah, während die wahren Ursachen nur in der Unverträglichkeit ihres beiderseitigen Charakters und in der Ueberlegenheit eines jeden von ihnen liegen.

Voltaire hatte bereits einen großen Ruf erlangt als Friedrich, viel jünger als er, nur noch als Prinz unbekannt und wenig berücksichtigt, unter dem Druck seines harten Vaters, theils in dem Gefängnisse von Cüstrin, theils in seiner Zurückgezogenheit in Rheinsberg lebte, wo sein aufstrebender Geist über den Kreis hinausschweifte in den er gebannt war und Verbindungen mit Männern anzuknüpfen suchte, die ihm durch ihre Talente und ihr Wissen einst nützlich werden konnten. So entstanden die schmeichelhaften und ehrenvollen Briefe die er an Rollin, d'Argens u. A. schrieb.

Um diese Zeit war es, daß Jordan von seinen Reisen zurückkehrte auf denen er die berühmtesten Männer hatte kennen lernen, unter denen sich auch Voltaire befand von dem Jordan nicht ermangelte seinem erhabenen Freunde so viel zu erzählen, daß Friedrich sich mit demselben in eine Correspondenz einließ, in welcher bald auch Madame dû Chatelet und Maupertuis hineingezogen wurden. Von jetzt an herrschte zwischen Cirey und Rheinsberg hinüber und herüber, in Prosa und in Versen, ein Austausch von Geist, freundlicher Zuvorkommenheit und Complimenten, und alle Gegenstände der Philosophie, der Wissenschaften und der Literatur, wurden hier wechselseitig besprochen.

Maupertuis war der Erste der diese Verbindung zu seinem Vortheil zu benutzen suchte: er wurde Präsident der Berliner Akademie. Voltaire und Madame dû Chatelet hatten nicht dasselbe Bedürfniß, sondern begnügten sich, wenn ich so sagen darf, mit der Blume dieser Bekanntschaft: allein nachdem man sich so lange hinüber und herüber schriftlich einander mitgetheilt hatte, war es wohl natürlich, daß man endlich auch von beiden Seiten den Wunsch hegte, sich näher kennen zu lernen und diesen Wunsch aussprach.

Als demnach Friedrich an den Rhein und die Ufer der Maas reiste, eilte Voltaire ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen. Diese Reise und eine spätere im Jahre 1743 sind nicht das was ich table: ich finde es nur natürlich und in der Ordnung, daß so viele sich einander bezeigte Freundschaft das Verlangen erweckte sich zu nähern, und nothwendig kam es dem Freiesten in seinen Verhältnissen zu, den Zwischenraum zu überschreiten der beide trennte: doch glaube ich, daß weder der Eine noch der Andere, trotz des Vergnügens welches sie empfanden sich zu sehen, den Gedanken hätte fassen müssen, fortan zusammen zu leben und sich nicht mehr zu trennen, und dennoch führte sie die gegenseitige Schmeichelei womit sie sich überhäuften, zu diesem Entschluß, den sie auch 1750 und zu einer Zeit ausführten, wo es beiden so leicht seyn konnte einzusehen, daß dies keinen guten Ausgang nehmen würde.

Wie viel war nicht während der zehn ersten Jahre von Friedrichs Regierung geschehen was den Enthusiasmus dieses philosophischen und kriegerischen Fürsten und den von dessen philosophischen, poetischen und literarischen Freunden abkühlen mußte! Zeit und Ereignisse mußten Beiden hinreichend in dieser Epoche gezeigt haben, daß sie nicht einer für den andern insofern waren, um mit einander leben zu können, und Beide mußten die Erfahrung gemacht haben, daß nach und nach sich in uns Vieles ändert und neue Ansichten und neue Neigungen in der Brust entstehen.

Nach den beiden ersten Kriegen welche Friedrich führte, hallte ganz Europa und vorzüglich Frankreich, von dem Geschrei wieder welches Aerger, Verdruß und Eifersucht gegen ihn erhoben, und die Unwissenheit tausendstimmig wiederschallen ließ. Da hieß es: „er sey der Feind von Allen und keines Menschen Freund; ein Schüler Machiavels übertreffe er seinen Meister noch an Hinterlist; er habe seine Aliirten verlassen und Frankreich verrathen; er träte alle Grundsätze der Moral, der Politik und Natur mit Füßen;

er heuchle nur edle Gesinnungen ohne sie zu haben und benutze sein Genie und sein Talent nur um zu hintergehen; ja selbst die Philosophen denen er schmeichle, brauche er nur als Trompeten für seinen Ruhm und um seine Feinde zu Boden zu werfen." — Anfangs vermochte Voltaire dies zu widerlegen, aber das Geschrei tönte immer wieder und machte zuletzt doch auch einigen Eindruck auf ihn. Der französische Hof begünstigte dazu unter der Hand die Ausbreiter dieser Berichte und wer kann es leugnen, daß Voltaire sich nicht mehr als mancher Andere vor dieser Macht beugte? Geschah es nicht daß er zuweilen selbst so dachte und sprach wie die Menge? oder enthielt er sich wenigstens immer jenen bitteren Vorwürfen, Scherze und Bonmots einzumischen, die zuweilen schlimmer sind als die schlimmsten Declamationen? Ist es übrigens denkbar, daß Friedrich nie etwas hiervon vernahm? und wenn dies der Fall war, wie er es gewiß ist, konnte er da seine alte Freundschaft für Voltaire behalten?

Der Philosoph sagt uns selbst daß seine zweite Reise im J. 1743 zum Hauptzweck die Erfüllung eines vom Versailler Cabinet erhaltenen geheimen Auftrags gehabt habe. Eine solche Mission annehmen, sie mit so viel Eifer und Gewandtheit betreiben und daran arbeiten seinen königlichen Freund allen Gefahren eines neuen Krieges auszusetzen, heißt das nicht die Rolle eines ehrgeizigen und verschlagenen Höflings unter der Maske der Freundschaft verstecken? Mußte dies Friedrich nicht einfallen, auch dann einfallen, wenn Voltaire ihm selbst die Sache mittheilte? Wie es scheint, so legte Voltaire jedoch dies Geständniß nicht ab, oder that dies wenigstens früh und offen genug. Indeß, sey dem wie ihm wolle, mochte der König von dem geheimen Beweggrunde zu Voltaires zweiter Reise auf welche Art es sey unterrichtet werden, unmöglich konnte er das frühere Vertrauen gegen ihn behalten, unmöglich noch die frühere Freundschaft zu ihm hegen, um so weniger, da sich bei solchen Gelegenheiten die Anklagen immer zu erschweren und

an einander zu knüpfen pflegen und Friedrich z. B. Voltaires Animosität gegen Piron und Jean Baptiste Rousseau keineswegs billigte; da er unmöglich das Epigramm gut zu heißen vermochte, in welchem der Marquis d'Argens als der ewige Jude lächerlich gemacht wurde; da er die gegenseitigen Klagen und Beschuldigungen kannte, die Voltaire und Aillaud am Hofe des Königs Stanislaus gegen einander erhoben; eine Menge anderer Dinge noch gar nicht gerechnet, wie z. B. die Zänkereien mit Buchhändlern, in denen Friedrich übrigens vielleicht nur Chikanen gegen einen berühmten Mann sah, die literarischen Streitigkeiten über welche der König nicht immer so dachte wie Voltaire rc., was doch aber alles dazu beitrug, die Stellung dieser beiden Männer gegen einander gleich von Beginn ihrer persönlichen Vereinigung an, zweideutig zu machen und den Samen der Zwietracht zwischen ihnen zu streuen. Was sie eigentlich vereinte, war nichts als die Folge der früher sich einander gemachten Complimente und der Gedanke bei jedem: der Andere könne ihm dienen. So waren sie gewissermaßen zu weit vorgegangen gegen einander um wieder zurückziehen zu können und wagten nun gleichsam Alles auf die Gefahr hin, Alles zu verlieren; und in der That, wenn man die Stimmung in welcher sich beide näherten, genau untersucht, so wird man sehen, daß beide nur darauf dachten einander zu täuschen, indem sie Gesinnungen gegen einander zur Schau legten, die sie nicht mehr, wenigstens nicht in diesem Grade, empfanden. Es war daher ein Wettstreit wer der geschickteste seyn würde den Andern zu hintergehen, ehrlich gesprochen, ein wenig loyales Verfahren von beiden Seiten und ein völlig unstatthaftes von Seiten Voltaires. Jeder schien sich zu sagen: ich werde allein die Frucht ärndten und dem Andern nur die Blüthe geben, doch vergaßen Beide dabei, daß bei dieser Art von Benehmen Frucht und Blüthe nur taub sind, so glänzend sie auch auf den ersten Blick scheinen mögen. Beide übersahen, daß Jeder von ihnen es mit einem zu aufmerk-

samen und scharf blickenden Beobachter zu thun hatte um hoffen zu dürfen, ihn lange täuschen zu können. Aber welche kostbare Lehre für den Menschenbeobachter gibt dies Verhältniß zugleich! die beiden größten Genies ihres Jahrhunderts konnten nicht dahin gelangen einander zu täuschen und unternahmen diesen Wettkampf nur, um ihn noch lange nachher zu bereuen! —

Bei ihrem Zusammentreffen sieht man diese beiden Männer sich mit den größten, ja man kann sagen, übertriebensten Zuvorkommenheiten überhäufen. Welche Freude, welche Zufriedenheit, welches Glück, welche Hingebung, welche Dankbarkeit wurde von beiden Seiten gezeigt! Man sagt daß Friedrich in seinem Taumel von Bewunderung und Enthusiasmus so weit gegangen sey, Voltaire die Hand zu küssen; war dies wirklich, so sage ich, desto schlimmer für Jenen, denn man kann leicht denken, daß ein so stolzer und zartfühlender Fürst diesen Moment des Vergessens sich bald zum Vorwurf machen mußte und dann wehe dem Idol! Ich gestehe es daß ich an Voltaires Stelle mich von dem Augenblick an für verloren gehalten und nur darauf gedacht hätte mich zurückzuziehen.

Die ersten Ursachen der Unzufriedenheit zwischen Beiden entsprangen übrigens aus ihrem Hange zur Oeconomie. Man weiß wie Voltaire in diesem Puncte gesinnt war und kennt eben so des Königs Neigung hierin. Der Erstere hatte sich in dieser Hinsicht einen Plan vorgezeichnet, von dem man nicht leicht ein anderes Beispiel findet. Von Hause aus Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, welches in der Folge noch durch eine Erbschaft vergrößert wurde, trachtete er fortwährend es zu vermehren, eine Sache die ihm so gut gelang, daß er sein Einkommen von 20,000 Franken bis auf 100,000 brachte, und da erst, in einem bereits vorgerückten Alter, begann er mit Glanz und Größe zu leben. Als er nach Berlin kam, hatte er jedoch dies Ziel noch nicht erreicht und beobachtete noch sein Sparsamkeitssystem. In

dem mit Friedrich geschlossenen Accord, hatte ihm dieser den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden versprochen, außerdem aber noch, und das war nicht das Geringste was der gentilhomme de la chambre du roi de France in Anschlag brachte, den Gehalt eines Staatsministers, d. h. ohngefähr 5000 Thaler, ferner Wohnung auf dem Schlosse, freie Tafel, Holz, zwei Wachskerzen jeden Tag und monatlich eine gewisse Quantität Zucker, Caffee, Thee und Chocolate*). Nun geschah es daß man Voltaire schlechten Zucker, eine geringe Sorte Caffee, Thee und Chocolate lieferte und da er glaubte, daß Friedrich nicht so schlecht bedient sey um dies nicht zu wissen, und dies vielleicht selbst angeordnet hätte, so ergriff er die erste beste Gelegenheit sich darüber zu beklagen. „Ich bin erstaunt über diese Abscheulichkeit," erwiederte ihm der König. „Wie? ein Mann wie Sie, den ich so sehr schätze und für den ich so viele Freundschaft hege, den behandelt man so? In der That, das ist schändlich! aber Sie sehen hieraus wie die Menschen sind: es sind lauter Betrüger. Indeß danke ich Ihnen dafür es mir gesagt zu haben und werde sorgen daß dies anders wird." — Aber es wurde nicht anders und Voltaire beklagte sich nun noch bitterer als zuvor. „Nein, das ist zu arg!" rief der König; „so schlecht mir zu gehorchen! und Sie wissen doch welche Befehle ich gab! Aber was soll ich thun? Unmöglich kann ich doch diese Menschen wegen eines Stückes Zucker oder einer Handvoll Thee hängen lassen? Mich

---

*) Der alte Graf Nesselrode sagt es sey vom König der Befehl gegeben worden, täglich eine anständige Tafel von sechs Couverts für den Dichter zu besorgen. Voltaire war jedoch so boshaft acht oder zehn Personen zu bitten. Man fand nun zwar allerdings hinreichend zu essen, allein da die Küchenbeamten nicht unterrichtet hiervon waren, so fehlte es doch zuweilen an Kleinigkeiten wie Caffee, Zucker, Liqueur u. dgl. Hierüber ergoß sich Voltaire dann nach seiner Art in Spöttereien über den Geiz des Königs und man kann leicht erachten, daß Friedrich dies wieder erfuhr.

schmerzt nur zu sehen daß Herr von Voltaire um solcher Erbärmlichkeiten willen von seinen erhabenen Ideen abgezogen wird. Aber, wenden wir die Zeit die wir den Musen und der Freundschaft schenken können, nicht auf solche Kleinigkeiten. Wohlan mein lieber Freund, Sie haben nicht nöthig auf solche kleine Lieferungen zu sehen die Ihnen nur Aerger machen und Ihrer nicht würdig sind; ich werde den Befehl geben, die Sache einzustellen."

Dieser Ausspruch und diese Wendung überraschten Voltaire nicht wenig. „Ah!" sprach er zu sich selbst, „hier heißt es also: man hilft sich wie man kann! Wenn das ist, dann ist nur derjenige der Gefoppte, der blöde ist." So begann er nun die Wachskerzen die man ihm monatlich lieferte zu verkaufen und, um Licht zu erhalten, alle Abende mehrmals unter verschiedenen Vorwänden in sein Zimmer zu gehen und dabei jedesmal eines der Lichter mitzunehmen, die angezündet im Vorzimmer des Königs brannten und zu denen er nun hätte sagen können: ihr seyd mein Caffee und mein Zucker!

Der Leser mag erachten welchen Eindruck dies Benehmen auf den König hervorbringen mußte, und wie sehr das gegenseitige Verhältniß dadurch auf die Spitze gestellt wurde. Wirklich beobachteten auch Beide sich von jetzt an sehr genau und hielten sich gleichsam gegenseitig auf der Hut. Dennoch dauerte ihr freundschaftlicher Umgang fort und die Vormittage, die der König fortwährend seinen Regierungsgeschäften widmete, und einige gelegentliche Gastmahle ausgenommen, verließen sie sich fast nie: alle Abende speisten sie zusammen wo dann die welche so glücklich waren gegenwärtig seyn zu dürfen, in reichlichem Maße Gelegenheit erhielten, den Geist und den unerschöpflich sprudelnden Witz dieser beiden großen Männer bewundern zu können.

Oft waren die Vormittage des Hrn. von Voltaire mit anderen Sorgen angefüllt: die Brüder und Schwestern des Königs lernten seine Tragödien auswendig. Von sei-

ner zweiten Reise an beschäftigte man sich hiermit und ging blos unter sich und ohne alle weitere Zuschauer, den Oedipus, die Marianne, Zaïre, Alcire, Merope, Semiramis u. s. w. durch. Wie man mir sagte, so gab es nichts Lebhafteres und Lauteres als diese Vorstellungen. Voltaire war hier der Lehrer für Alle und in einer unbeschreiblichen Thätigkeit; er sagte Allen ihre Rollen vor, schrie und gestikulirte sich ganz außer Athem und schalt zuweilen die königliche Truppe in seinem Eifer nicht wenig aus.

Manchmal machte man auch Verse: Voltaire, der König und d'Arnaud beschäftigten sich sehr ernsthaft damit, aber kann man sich wohl mit Poesie beschäftigen, ohne von Liebe zu sprechen? Bei der zweiten Reise Voltaires nach Preußen, verlangte die Prinzessin Ulrike (Andere sagen, es sey die Prinzessin Amalie gewesen) eine Liebeserklärung von ihm, in welcher das Wort Liebe nicht vorkäme und der galante Dichter schrieb auf der Stelle die beiden Verse nieder:

„Souvent un air de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge ....“

Aber diese hübschen Verse hatten in mehr als einer Hinsicht Unglück. Friedrich nahm es übel, daß man unter welcher Form es auch sey, einer seiner Schwestern eine Erklärung gemacht hatte, und glaubte dies selbst von Voltaire nicht dulden zu dürfen. Er erwiederte daher das Madrigal durch ein angebliches Epigramm, welches jedoch mehr Bitterkeit als Talent verrieth und in welchem er sagte, es sey wohl begreiflich daß ein Hund den Mond zwischen die Zähne nehmen wolle, aber unbegreiflich daß sich ein Narr von Franzose unterstünde, einer großen Fürstin von Liebe zu sprechen. *) Zweitens entdeckte man, daß das Madrigal für die Prinzessin nur eine Nachahmung aus dem Italieni-

*) Man findet dies Epigramm in Pirons Werken abgedruckt.

schen war, und drittens hatte der älteste Sohn des Hrn. von Francheville, dessen sich Voltaire als Secretair bediente, bemerkt, daß der Dichter am Morgen eh' er sich an den Hof begab, etwas auf ein Blatt Papier geschrieben, es mehrmals sorgsam überlesen und dann das Papier in viele kleine Stückchen zerrissen hatte. Mehr neugierig als diskret, hatte der junge Francheville, nachdem Voltaire sich entfernte, die zerrissenen Stückchen wiederzusammen gesucht und so herausgebracht, daß der Dichter sein Impromtü sorgsam vorbereitet hatte, eine Sache die bei einem Manne wie Voltaire, der dies wahrlich nicht nöthig hatte, doppelt auffiel.

Ich will hier nicht von seinem Eifer oder seiner Gefälligkeit die Verse des Königs durchzugehen, sprechen; eine Arbeit der Voltaire einen Theil seiner Zeit in Berlin widmete, die ihm aber sehr lästig war. Uebrigens, da in den hinterlassenen Werken des Philosophen von Sanssouci, eine nur zu große Zahl von Versen sich noch vorfinden, die einer Correctur bedürften, so kann man hieraus den Schluß machen, daß Voltaire sich im Ganzen doch die Sache nur wenig zu Herzen nahm: was mir aber die mehrsten Anecdoten lieferte und was der Leser ohne Zweifel am eifrigsten zu wissen begehrt, das ist die Geschichte der Zwistigkeiten die sich auf diesem Schauplatze des Ruhmes und der kleinen Leidenschaften erhoben, und die Thatsachen welche besonders La Beaumelle, d'Arnaud und Maupertuis betreffen.

La Beaumelle wird nur einen sehr kurzen Artikel geben: es war eine Zwischenträgerei von Maupertuis die zwischen ihn und Voltaire jenen langen Krieg entzündete der bis zu ihrem Tode dauerte. La Beaumelle kam von Kopenhagen nach Potsdam; kaum hier angelangt, überredete ihn Maupertuis, Hr. von Voltaire sey sein Feind und klage ihn an in einigen seiner Schriften die Absicht gehabt zu haben, den König und dessen Gesellschaft zu

beleidigen. Voltaire und La Beaumelle handelten auf jeden Fall unrecht dieser Klätscherei von Maupertuis ihr Ohr zu leihen, allein sie thaten es und sicherten dadurch nur Maupertuis Triumph. Ihr Streit machte übrigens in Berlin nicht so viel Aufsehn da der König La Beaumelle sagen ließ, er bedürfe seiner nicht, und dieser nun seine Abreise nach Frankreich nicht verschob.

Baculard d'Arnaud beschäftigte die Liebhaber von Anecdoten mehr und seine Zänkerei mit Voltaire war um so auffallender, da alle Welt es wußte, daß er ihm Verpflichtungen schuldig war die man nie aus den Augen setzen muß. Doch, um wahr zu seyn, das erste Unrecht ging mehr von dem König als von Arnaud aus. Um Voltaire im Stillen zu ärgern und seinen Stolz ein Bischen zu kränken, ließ es sich Friedrich einfallen einige Verse von Arnaud über die Gebühr zu preisen. „Gestehen Sie," sprach er zu Voltaire, „daß d'Arnaud wirklich viel poetisches Talent hat; er hat da einige Verse gemacht die ein ganzes Gedicht aufwiegen." Dies würde Voltaire wahrscheinlich nicht gegen d'Arnaud erbittert haben, wenn dieser sich nicht von dem Duft des königlichen Weihrauchs hätte hinreißen lassen anmaßend zu werden. Jetzt beschloß Voltaire ihn zu bestrafen und zu machen, daß er fortgeschickt wurde oder selbst zu gehen. Hierzu wußte er die Mehrsten von Friedrichs Umgebung zu interessiren, und der König, welcher wohl die Absicht gehabt hatte, Voltaire zu ärgern, aber nicht unter den Andern herab oder auch nur diesem gleich zu setzen, stand nicht an Voltaire beizustehen. Ein ohne Zweifel unwillkührliches Ereigniß, welches der Geist der Verleumdung jedoch anders auslegte, verkündete sogleich dem ganzen Hofe d'Arnauds Ungnade. Wenn sich die Königin Mutter, die in Monbijou wohnte, gegen 6 Uhr des Abends zum Spiel setzte, dann pflegten ihre Damen und die junge an ihrem Hofe lebende Welt, sich auf kleinen Kähnen über die Spree setzen zu lassen um am jensei=

tigen Ufer einen Spazierweg zu machen. Hier war es nun daß man ein Billet folgenden Inhaltes fand: „Endlich haben wir gesiegt: d'Arnaud wird fortgeschickt; es ist so eben der Befehl an ihn ausgefertigt worden abzureisen. d'Arget" — d'Arget war damals der Geheimsecretair des Königs. Das Billet hatte keine Adresse, aber die Nachricht von d'Arnauds Fortschickung wurde auf diese Art noch denselben Tag allgemein bekannt und man konnte dieselbe nur einer Intrigue zuschreiben an deren Spitze d'Arget mitstand. Natürlich erschöpfte man sich aber über die näheren Umstände um so mehr in Muthmaßungen, da man durchaus nicht herauszubringen vermochte, an wen das Billet eigentlich gerichtet gewesen war.

Indem ich jetzt auf Maupertuis komme, muß ich vorher bemerken, daß zwischen ihm und Voltaire längst eine Menge Häkeleien stattgefunden hatten, die beide endlich zu einer völligen Zerwürfniß brachten. Was diese herbeiführte war übrigens nichts weiter als eine unpassende Bemerkung von dem Präsidenten, die Voltaire mit Härte zurückwies. Beide kehrten einst gegen halb zwei Uhr des Morgens von Sanssouci nach Potsdam in einem Wagen des Königs zurück, als Maupertuis mit einem triumphirenden Tone sprach: „Man muß gestehen der heutige Abend war köstlich." — „Ich habe nie einen langweiligeren erlebt," entgegnete Voltaire. — Um die Rede und Gegenrede zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Voltaire gewöhnlich in der Unterhaltung einen so glänzenden Geist und Witz zeigte, daß Alles davor verstummen mußte und nur Friedrich noch dagegen aufzukommen vermochte: allein dieser außerordentliche Mann hatte auch zuweilen, sey es nun aus körperlichen oder anderen Ursachen, Stunden wo er still, theilnahmlos, kalt und wie gelähmt erschien. Maupertuis, der zwar im Allgemeinen weniger Geist besaß als Voltaire, war dagegen einen Tag wie den andern und konnte, wenn Voltaire sich nicht zeigte, wohl auch ein-

mal glänzen. Nun hatte an diesem Abend Voltaire seine matte und trübe Stimmung gehabt und Maupertuis hatte geglänzt. Gewiß ist, daß Beide sich seit diesem Abend nicht mehr schonten, obschon der König, der übrigens gern solche kleine Häkeleien hatte und sich zuweilen damit belustigte einen gegen den Andern aufzubringen, selbst jetzt alles Mögliche that, um einen völligen, Aufsehen erregenden Bruch, zu vermeiden und Beide wieder mit einander zu versöhnen; eine Sache die ihm jedoch immer nur momentan gelang, so daß sie gleichsam nur einen Waffenstillstand mit einander schlossen, oder ein drohendes Schweigen gegen einander auf kurze Zeit beobachteten.

Dies war die Stimmung der Gemüther, als Friedrich vernahm, daß Voltairé unter dem Titel: „Le Docteur Akakia" eine bittere Satyre gegen Maupertuis schriebe und im Begriff stände sie drucken zu lassen. Dies glaubte Friedrich aber verhindern zu müssen: er ließ Voltaire zu sich rufen und stellte ihm mit den schmeichelhaftesten und galantesten Wendungen vor, wie sehr er ihn selbst durch die Herausgabe dieser Schrift in Verlegenheit setzen und compromittiren würde. „Maupertuis," sprach er, „ist Präsident meiner Akademie und gehört zu den Männern meines Privatcirkels; er ist außerdem mit der Tochter eines meiner Minister, einer ehemaligen Hofdame der Königin, vermählt. Greifen Sie ihn mit Ihrem alles zermalmenden Witz öffentlich an und stellen seine Schwächen vor ganz Europa zur Schau, so werde ich nothwendig selbst dadurch mit compromittirt und die Familie seiner Frau schreit noch überdem über mich. Sie fühlen, mein Freund, wie unangenehm mir dies seyn muß, und ich hoffe daher, Sie werden Ihre gerechte Empfindlichkeit der Freundschaft für mich zum Opfer bringen und das Werk nicht herausgeben. Ohne Zweifel verlange ich viel, aber ich weiß von wem ich es verlange; einem Manne wie Sie wird es nicht schwer fallen der Welt etwas Anderes zu geben was dieselbe für den Verlust

15 *

dieses Werkes schadlos hält, das ich Sie bitte dem Vulcan zu opfern, vorher aber mir den Genuß zu verschaffen, es mir mitzutheilen, damit ich auch hier, wie immer, meines Freundes Geist bewundern und mich mit ihm über die harte Nothwendigkeit betrüben kann, die uns zwingt zu vernichten was eigentlich immer leben sollte."

Voltaire besann sich einen Augenblick dann ging er und holte sein Manuscript, das er dem Könige mit den Worten überreichte: „Sire, hier ist der Unschuldige der als ein Opfer der Convenienz fallen soll." — „Grausames Schicksal!" rief Friedrich durch die Willfährigkeit des Philosophen in heitere Laune gesetzt, „wie schmerzt es mich das den Flammen opfern zu sollen, was ich gern mit Lorbeeren umkränzte! aber, tragen wir die Nothwendigkeit mit Würde und benutzen wir die kurze Frist die uns noch gegönnt ist uns an dem Werke zu ergötzen. Lesen Sie es mir vor mein Freund, damit ich den Geist desselben in meinem Andenken bewahren kann, und du Vulcan! dem nie ein schöneres Opfer ward, schenke uns dann Deine Gunst und Huld dafür!" — Voltaire las die Erzählung jetzt vor, und wurde dabei alle Augenblicke durch die Beifallsbezeigung des Königs unterbrochen, der alle Streiche die Maupertuis hier erhielt, so wahr als treffend fand und mehrmals in ein lautes Gelächter ausbrach. Nach Beendigung der Vorlesung, begannen die Bedauerungen von neuem bis endlich der König in seiner Munterkeit ausrief: „Auf! Muth mein Freund! o Vulcan! grausamer Gott, empfange deine Beute!" Man warf jetzt das Manuscript in die Flammen des Kamins und während der Doctor Akakia hier verbrannte, riefen der Monarch und sein philosophischer Freund unter komischen Geberden die Mächte der Unterwelt und die Götter des Olymps an, ihnen für dieses theure Opfer huldvoll zuzulächeln.

Wäre jetzt noch die alte Gesinnung die Beide einst für einander belebte, vorhanden gewesen, so würde Friedrich

ohne Zweifel Voltaire für dies Opfer entschädigt haben und dieser seinem Versprechen nicht treulos geworden seyn: aber so herrschte bei beiden nur noch die alte Sprache und mit dem vorüberfliegenden Moment, entfloh auch das Vertrauen. Friedrich fürchtete nur einen scheinbaren Sieg erfochten zu haben und beobachtete Voltaire jetzt genauer als je, und Voltaire, der nicht mehr an die wahre Freundschaft des Königs glauben konnte, hielt sich um so weniger verbunden bei seinem Worte zu bleiben, da er nicht ohne Grund voraussetzte, er sey bei dieser Sache der Gefoppte und da Maupertuis Anmaßung gegen ihn mit jedem Tage stieg und dieser es sich zu deutlich merken ließ, wie fest er auf den Schutz des Königs fußte.

Das Brouillon zu seinem Doctor Akakia war Voltaire geblieben, und er ließ nun in der Stille das Werk drucken. Dies entging Friedrich nicht, doch sagte er nichts sondern wartete ruhig die Vollendung der Auflage ab und ließ sie dann plötzlich wegnehmen. Diesen Streich hatte Voltaire indeß vorausgesehen und Sorge getragen ihn dadurch unschädlich zu machen, daß er sich von jedem Bogen vier Abzüge geben ließ, die von ihm sogleich nach Holland gesendet wurden. Erzürnt über den Wortbruch des Philosophen, befahl der König daß die ganze Auflage öffentlich durch den Henker verbrannt werden sollte, was auch an einem Sonntage zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, unter einem großen Zulaufe von Volk auf dem Gend'armenmarkt in Berlin geschah. Voltaire sah selbst diesem Auto-da-Fé aus den Fenstern seines Freundes Francheville mit zu, und rief, als sich die Rauchsäule wirbelnd empor hob, lachend so laut aus daß Alle es hören konnten: „Ach! da geht der Geist des Hrn. von Maupertuis in Rauch auf! seht doch was das für ein dicker und schwarzer Dampf ist! Aber schade um das schöne Holz das hier so unnütz verbrennt, während die vier kleinen Deserteure mit Courierpferden nach Holland eilen!"

Man muß gestehen daß bei dieser Sache die Lacher ganz auf Voltaires Seite waren und daß Friedrich, der nie einen ähnlichen Schritt gethan hatte, hierdurch nichts gewann als daß er zwischen sich und Voltaire eine unverwüstliche Trennungsmauer erhob. Von diesem Augenblick an konnte man Beide als erklärte und unversöhnliche Feinde betrachten; jetzt war keine Maske mehr vorzunehmen; die Beleidigung war gegenseitig und das Skandal öffentlich und vollständig. Längst schon hatte Voltaire in Augenblicken des Verdrusses seine Zunge nicht mehr in Zaum halten können und als La Mettrie ihm jetzt hinterbrachte, daß der König in Hinsicht seiner geäußert hätte: man drücke die Citrone aus und werfe sie dann weg, da hielt er sich nicht länger und sprach: „Dieser Mensch ist Cäsar und der Abbé Cottin zugleich." Bei einer andern Gelegenheit sagte er, als man von dem Könige sprach: „König? es muß heißen Corporal!" Ein andermal strich er auf einem Briefe den man ihm brachte und auf dessen Adresse stand: An Hrn. von Voltaire, im Schlosse, die beiden letzten Worte weg und schrieb dafür hin: „in der Wachstube," und eben so äußerte er gegen mehrere seinen Widerwillen darüber, die Verse des Königs corrigiren zu müssen und nannte dies Geschäft: „die schmutzige Wäsche des Königs waschen."

Man kann denken wie alles dieses den König verletzen mußte; dennoch hielten Rücksichten immer Beide noch zurück völlig und öffentlich mit einander für immer zu brechen, und man begnügte sich in hin und her gesendeten Billetten seiner Empfindlichkeit Luft zu machen, wodurch natürlich das Uebel nur schlimmer wurde und die zuweilen zu den heftigsten Scenen, selbst in Gegenwart Fremder, Veranlassung gaben. Einst schrieb der König an Voltaire: „Ihr Herz ist hundertmal abscheulicher als Ihr Geist schön ist." Hr. Moulines war gerade gegenwärtig als der Page diese Zeilen überbrachte, über die Voltaire ganz au-

ßer sich gerieth und sich in den bittersten Vorwürfen, und selbst Schmähungen gegen den König ergoß. Ganz erschrokken über diese Heftigkeit und diese Ausdrücke, stand der Page da und erinnerte den Philosophen mehrmals, er möchte ihm doch sagen, ob eine Antwort an Se. Majestät sey, und als Voltaire hierauf nichts erwiederte und immer in seinen Diatriben fortfuhr, da rief der junge Mensch endlich aus: „Aber mein Herr, bedenken Sie doch daß es der König ist, daß Sie in seinem Schlosse sind und ich hier in seinem Namen auf Antwort warte." Diese Erinnerung half: heftig ergriff der gereizte Dichter den Pagen beim Arm und schrie: „Ja, Sie haben Recht! aber Sie sollen Richter zwischen ihm und mir seyn. Sagen Sie mir, was habe ich unrechtes gegen ihn gethan? Doch es ist wahr, ich habe das Unrecht begangen ihn gelehrt zu haben bessere Verse zu machen als ich. Gehen Sie und sagen Sie ihm das." — Der Page entfernte sich und ging zu dem König, der nicht ruhiger war als der Philosoph und mit Ungeduld die Rückkehr seines Boten erwartete. „Ist das Billet abgegeben?" fragte er sogleich. „Ja, Sire," war die Antwort. — „Hat er es gelesen?" — „Ja, Sire." — „Nun, was sagte er?" — Der Page schwieg. „Ich will wissen was er sagte!" Der Page schwieg noch immer. „Ich befehle, es mir zu sagen." Zitternd und stockend begann jetzt der Page Wort für Wort zu wiederholen was Voltaire in seinem Zorne geäußert hatte und der König, der unterdessen mit großen Schritten im Zimmer auf und niederging, wurde roth vor Aerger und seine Augen sprühten Flammen; als aber der Page die letzten Worte in Betreff der Verse wiederholte, der klärte sich das Gesicht des Königs auf einmal auf, ein Lächeln umschwebte seinen Mund und er rief: „Er ist ein Narr!" So beruhigte das nicht verdiente Compliment wodurch Voltaire die Gewandtheit hatte, seine Beleidigungen zu bedecken, den Zorn des Monarchen und rettete wenigstens den Schein.

Uebrigens blieb jetzt kein Mittel mehr übrig als sich zu trennen; auch sah dies Voltaire ein und schrieb deshalb an alle seine Freunde in Frankreich, daß er nichts wünsche als dahin zurückzukehren. Um jedoch so wenig wie möglich Aufsehn zu veranlassen, versteckte er sein Verlangen fortzukommen unter dem Vorwand der Gesundheit und Geschäfte und schickte zugleich mit der Bitte um seinen Abschied, das Brevet auf seine Pension, seinen Kammerherrnschlüssel und seinen Orden zurück, indem er dabei die Feinheit hatte, dies alles mit nachstehenden galanten Versen zu begleiten:

„Je la reçus avec tendresse,
Et je la rends avec douleur,
Comme un amant dans sa fureur
Rend le portrait de sa maîtresse."

Der König sandte ihm aber „alle diese Kleinigkeiten" wie er, oder diese „Zeichen von Knechtschaft" wie Voltaire es nannte, zurück und fügte zur Wiederherstellung von des Letzteren Gesundheit, eine gute Dosis China hinzu. Dieser Scherz war nicht geeignet um Voltaire auf andere Gesinnungen zu bringen, der nun verlangte, in die Bäder von Plombières reisen zu können. Man erwiederte ihm hierauf, es gäbe rechte gute Gesundbrunnen in Schlesien. Jetzt begehrte Voltaire eine Unterredung mit dem König: sie fand statt, und wie es schien so kehrte auf einmal die alte Herzlichkeit und Vertraulichkeit zurück, und selbst Maupertuis wurde der Rache des Philosophen preisgegeben; auch erhielt Voltaire die Erlaubniß, nach Plombières gehen zu können, mit der Bedingung jedoch, dann wieder zu kommen. Voltaire eilte nun alle Anstalten zur Reise zu treffen und einen Theil seiner Effecten mit Frachtfuhrleuten vorauszusenden: im Begriff abzugehen, begab er sich aber noch einmal nach Potsdam um Abschied von Sr. Majestät zu nehmen. Der König befand sich gerade auf der Parade, als man ihm Voltaire meldete. „Nun, Herr von Voltaire," sprach er zu ihm, „Sie wollen also wirk-

lich reisen?" — „Dringende Geschäfte, und vorzüglich meine Gesundheit erfordern dies, Ew. Majestät." — „Mein Herr, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise." Mit diesen Worten drehte sich der König um und die Unterredung war geendet. Man sieht übrigens hieraus, daß ihre letzte, dem Anschein nach so freundschaftliche Zusammenkunft, nichts als eine gut gespielte Comödie von beiden Seiten war.

Voltaire hielt sich auf seiner Reise einige Tage in Leipzig auf, wo er das lächerliche Cartell von Maupertuis empfing *); von hier begab er sich nach Gotha, wo die Herzogin ihn so lange zurückhielt, als es ihr möglich war, und von da nach Cassel.

---

*) Ich theile dies, so wie Voltaires Antwort und einen Artikel, der damals in der Leipziger Zeitung erschien, als merkwürdige Actenstücke mit, die es verdienen aufbewahrt zu werden.

„Schreiben des Hrn. von Maupertuis an den Hrn. von Voltaire."

April 1753.

„Die Zeitungen berichten, daß Sie in Leipzig krank liegen geblieben sind, Privatnachrichten versichern jedoch, Sie hielten sich daselbst nur auf um neue Libelle drucken zu lassen. Was mich betrifft, so will ich Ihnen von mir und meinen Absichten eine genaue Kunde geben."

„Ich habe nie etwas gegen Sie gethan, nie etwas gegen Sie geschrieben oder gesprochen; ich habe es selbst unter meiner Würde gehalten, auch nur mit einem Worte auf alle die Impertinenzen zu antworten die Sie sich gegen mich erlaubt haben, und habe lieber die Geschichtchen des Hrn. de la Beaumelle, dessen Geständniß ich schriftlich in Händen habe und hundert andere Falschheiten die Sie ausstreuten, um Ihr Betragen gegen mich zu rechtfertigen, laufen lassen, als einen so unanständigen Krieg fortsetzen wollen. Das Recht welches mir der König mit Ihrem Manuscripte hat angedeihen lassen, mein Unwohlbefinden und der wenige Werth den ich auf meine Arbeiten lege, rechtfertigen mein bisheriges Betragen in dieser Hinsicht."

„Wenn es aber wahr ist, daß Ihre Absicht dahingeht, mich noch ferner so durch Personalitäten anzugreifen, wie dies bisher

Baron Pöllnitz, der im Bade gewesen war und nichts von den neuesten Vorgängen in Potsdam wußte, erstaunte nicht wenig bei seiner Rückreise Voltaire in der

---

geschehen ist, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich statt schriftlich zu erwiedern, mich wohl genug fühle um Sie überall wo Sie sind, aufzusuchen und volle Rechenschaft von Ihnen zu begehren. Sie haben es nur der Achtung und dem Gehorsam zu danken die bisher meinen Arm zurückhielten, daß Sie nicht bereits das übelste Abenteuer Ihres Lebens erlebten."

Maupertuis."

„Antwort des Hrn. v. Voltaire an Hrn. von Maupertuis."

„Mein Herr Präsident; ich habe den Brief empfangen mit welchem Sie mich beehrten. Sie benachrichtigen mich darin, daß Sie sich wohlbefinden, daß Ihre Kräfte vollkommen wiederhergestellt sind und daß Sie mich ermorden wollen. Welche Undankbarkeit gegen Ihren armen Doctor Akakia! .... Nicht zufrieden zu befehlen, daß man ihm seine Medicin nicht bezahlt, wollen Sie ihn auch noch aus der Welt schaffen? Ach mein Herr! ein solches Verfahren ziemt weder einem Präsidenten der Akademie, noch einem so guten Christen wie Sie sind."

„Empfangen Sie meinen Glückwunsch über Ihr Wohlbefinden, aber leider habe ich nicht so viele Kräfte als Sie; ich liege seit vierzehn Tagen im Bette und muß Sie bitten Ihr kleines physikalisches Experiment, das Sie mit mir beabsichtigen, noch aufzuschieben. Sie wollen mich am Ende wohl gar anatomiren? aber vergessen Sie doch nicht, daß ich kein Riese von der australischen Art bin und daß mein Gehirn so klein ist, daß die Untersuchung von dessen Fibern Ihnen keine Kunde über den Sitz der Seele wird geben können. Uebrigens bedenken Sie, daß wenn Sie mich tödten, Hr. de la Beaumelle mir versprochen hat, mir bis in die Hölle zu folgen, und ich zweifle nicht, daß er mich daselbst aufsuchen wird. Obschon das Loch welches man Ihrer geistreichen Ansicht nach, bis zum Mittelpunkt der Erde graben soll und das natürlich auf den geradesten Weg zur Hölle führen muß, noch nicht fertig ist, so giebt es doch andere Wege dahin zu gelangen, und da könnte es leicht seyn daß Sie schuld wären ich würde darin eben so irre von Ihnen geführt wie hier auf Erden verfolgt."

„Könnten Sie aber wohl den Haß so weit treiben? Haben Sie die Güte mir ein Bischen aufmerksam zuzuhören. Wenn es

letztgenannten Stadt zu finden und eilte sogleich zu ihm. „Nie in meinem Leben," sagte mir Pöllnitz später, indem er mir dies erzählte, „sah ich einen Menschen mehr im Zorne

---

Ihnen möglich ist Ihre Seele so weit zu begeistern um einen Blick in die Zukunft zu thun, so werden Sie sehen, daß wenn Sie mich hier in Leipzig, wo Sie nicht mehr beliebt sind als anderwärts, ermorden, Sie große Gefahr laufen gehenkt zu werden, wodurch ohne Zweifel Ihre Reise zwar sehr befördert werden würde, was sich aber doch nicht gut für den Präsidenten einer Akademie schickt."

„Ich rathe Ihnen daher lieber, den zu Ihrem Ruhme geschmiedeten Brief von La Beaumelle in einer Ihrer Versammlungen vorzulesen; möglich daß man es Ihnen dann eher erlaubt mich als den Störer Ihrer Eigenliebe zu tödten. Uebrigens bin ich noch sehr schwach; Sie würden mich im Bette finden und ich könnte Ihnen mit nichts Anderem als meiner Klystierspritze begegnen und höchstens den Nachttopf an den Kopf werfen; so wie ich aber wieder etwas mehr Kräfte werde erlangt haben, will ich meine Pistolen cum pulvere pyrea laden, und indem ich die Masse durch das Quadrat der Geschwindigkeit so lange vermehre, bis Sie zur Null verwandelt sind, Ihnen dann das Blei durch das Gehirn jagen, das allerdings dergleichen zu bedürfen scheint. Es ist wahrhaft traurig für Sie, daß die Deutschen, die Sie so oft verachtet haben, das Pulver erfanden, so wie es Ihnen schmerzlich seyn muß, daß sie auch die Buchdruckerkunst ersannen. Leben Sie wohl mein lieber Präsident. Leipzig den 10ten April 1753."

Voltaire."

„N. S. Da wohl funfzig bis sechszig Personen sich ebenfalls die Freiheit genommen haben sich über Sie sehr lustig zu machen, so fragen sie hiermit an: welchen Tag Sie dazu bestimmen, sie ebenfalls zu ermorden. Madame Gottsched hofft daß Sie ihr in Hinsicht auf ihr Geschlecht vergeben und so großmüthig seyn werden, ihr am Tage des Blutbades einen salvum conductum zu gewähren."

„Auszug aus der Leipziger Zeitung."

„Da ein Quidam sich erlaubt hat einem Einwohner von Leipzig einen Brief zu schreiben in welchem er ihn bedroht, ihn

als Hrn. von Voltaire. Ihr König, rief er mir unaufhörlich zu, hat mich auf eine unwürdige Art behandelt: aber sagen Sie ihm, daß ich es ihm nie vergessen, daß ich mich rächen werde? Ja, ich werde mich rächen! Die Nachwelt soll es erfahren! Er soll es lange und schwer bereuen! ich werde gerächt werden, sagen Sie ihm das!"

Von Cassel begab sich Voltaire nach Frankfurt und hier war es wo seine berühmte Verhaftung auf Requisition des preußischen Hofes stattfand.

Seit seiner Ankunft in Berlin hatte Voltaire einen großen Band in Quart, die geschriebenen Gedichte des Königs enthaltend, in Verwahrung. Dieser Band war ihm zur Durchsicht und Correctur anvertraut worden, und man kann an der Länge der Zeit die Voltaire ihn in Händen hatte, den Eifer abnehmen den er bei dieser Arbeit zeigte. Längst war der Band unter des Dichters andere Bücher ge-

---

ermorden zu wollen *), Mordthaten aber offenbar gegen die Meßfreiheit laufen, so bittet man Allen und Jedem gefälligst Nachricht davon zu ertheilen, wenn sich dieser Quidam an den Thoren von Leipzig zeigt. Er ist ein Philosoph und daher daran kenntlich daß er ein aufgeblasenes Wesen und ein zerstreutes, verworrenes Ansehn hat. Uebrigens hat er ein kleines stechendes Auge, eine häßliche Stumpfnase, eine unangenehme Physionomie und den Stempel der Eingebildetheit in seinen Zügen: er trägt dabei eine runde Perücke und den Skalpel immer in der Tasche um alle langgewachsene Menschen sogleich auf der Stelle anatomiren zu können."

„Diejenigen welche Nachricht von ihm geben, sollen eine Belohnung von 1000 Dukaten auf das Vermögen der lateinischen Stadt angewiesen erhalten, welche der besagte Quidam wird bauen lassen, oder auf den ersten Cometen von Gold oder Diamant, der binnen kurzem auf die Erde herabstürzen wird, nach der Prophezeihung des genannten Quidam, Philosophen und Meuchelmörder."

*) Der Brief ist in den Worten abgefaßt: „Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich mich wohl genug fühle 2c."

kommen und höchst wahrscheinlich aus bloßer Vergessenheit mit denselben bei der schnellen Abreise eingepackt worden. Dies glaubte man jedoch in Berlin nicht, sondern nahm sogleich an, Voltaire habe sich denselben unrechtmäßig zueignen wollen, und machte es sogar dem Dichter zum Vorwurf, das Manuscript nicht gleich bei dem ersten Zerwürfniß mit dem König zurückgegeben zu haben, ohne zu bedenken, daß dies eine neue Beleidigung gewesen wäre und den König nothwendig noch mehr hätte erbittern müssen. Sey dem aber auch wie ihm wolle, Friedrich erinnerte sich im Augenblicke des Scheidens seines Manuscriptes sehr wohl, doch glaubte er, Voltaire habe es an irgend einen Freund abgegeben um es ihm zu überbringen. Da dies jedoch nicht geschah, so schickte der König nun bei allen herum mit denen Voltaire in Verbindung gestanden hatte, aber überall erfolgte die Antwort: daß man nichts von der Sache wisse. Jetzt ließ der König sogleich einen Courier nach Frankfurt abgehen der seinem dortigen Bevollmächtigten den Auftrag brachte, Hrn. von Voltaire daselbst so lange festnehmen zu lassen, bis derselbe seinen Verdienstorden, den Kammerherrnschlüssel, das Brevet zu seiner Pension und den ihm anvertrauten Band Manuscripte herausgegeben hätte. Zu dieser Uebereilung soll, wie man sagt, Maupertuis den König veranlaßt haben. Der preußische Bevollmächtigte, ein ehemaliger Major, requirirte demnach bei dem Frankfurter Magistrat die Verhaftung des Reisenden, und Madame Denis, die ihrem Onkel bis hieher entgegengekommen war, wurde zugleich mit ihm unter dem Vorwande festgenommen, daß sie sonst leicht das Manuscript weiter schaffen könne. Allerdings war dieser Vorwand nur eine geflissentliche Beleidigung, aber alte Militärs pflegen sich wenig um dergleichen zu kümmern und Diplomaten nehmen gern auch nur so lange Rücksicht, als es die Form allenfalls erheischt. Uebrigens war das königliche Manuscript noch gar nicht in Frankfurt angekommen, sondern folgte mit der gewöhnlichen Langsamkeit der Frachtwagen, dem Reisenden

nach, der einstweilen vor Ungeduld über diesen Aufenthalt und vor Aerger darüber, daß man ihm in seinem Gasthofe eine Schildwache vor sein Zimmer stellte, fast umkam und eben so jetzt aus dem Major Freitag, (dem preußischen Bevollmächtigten,) einen Unterofficier machte, wie er früher aus dem König einen Corporal, und aus dessen Schloß eine Wachstube gemacht hatte. Endlich langten die Coffer an; Hr. von Voltaire eilte das Manuscript abzugeben und, dann schnell den Rhein zwischen sich und den König von Preußen zu legen, wo es hierauf sein erstes Geschäft war, sein sogenanntes Testament zu schreiben, das Beaumarchais später, wie ich bereits im ersten Band erwähnte, in Druck gab.

Friedrich und Voltaire schienen jetzt auf immer mit einander entzweit zu seyn; allein Beide blieben demohngeachtet die ersten Männer ihrer Zeit für einander und wenn sie sich auch nicht mehr liebten, so sahen sie sich doch gezwungen, einer des Anderen Geist zu bewundern. Auch waren sie in der That Beide zu einsichtsvoll und besaßen zu viel Talent und Genie, um sich nicht nach und nach gleichsam unwillkührlich wieder einander bis auf einen gewissen Punkt zu nähern. Viel trug hierzu die Uebereinstimmung des Geschmacks und der Philosophie von beiden Seiten bei; sie folgten in dieser Hinsicht gleichsam einer Fahne: was der Eine that wurde von dem Anderen bewundert und während der Dichter einsah, daß das Lob des Königs seinen Ruhm erhöhte, fühlte der König recht gut, daß des Dichters Beifall den seinen am Glänzendsten auf die Nachwelt tragen konnte.

Als die Porcellanfabrik in Berlin einen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte der dem Könige hierzu genügte, ließ derselbe demnach eine Büste von Voltaire verfertigen, die am Fuß mit goldenen Lettern die Inschrift trug: „Vir immortalis,“ und die dem Philosophen nach Ferney gesendet wurde. Stolz auf dies Geschenk, stellte Voltaire die

Büste in seinem Cabinet auf und als ihn einst ein Reisender besuchte und die Büste betrachtete, da sprach er: „Mein Herr, Sie sehen hier die schöne Copie eines häßlichen Originals;" als sich aber der Fremde niederbeugte um die Inschrift zu lesen, fuhr Voltaire fort: „Es ist dies der Name des Uebersenders." Später sandte der König dem Dichter noch ein vollständiges Service von Porcellan, auf welchem die Lyra und die anderen Symbole der Poesie gemalt waren und Voltaire sagte nun: dies wären die Embleme des Gebers. — Trotz dieser gegenseitigen Artigkeiten, hatte Voltaire aber dennoch mitunter Tage, wo sein Zorn gegen den König von neuem aufzuleben schien, und wenn man einige Ausstellungen über den Dichter in des Königs Gegenwart machte, so sah man deutlich, daß er nichts dagegen hatte, sofern man nur dessen Verdienst nicht geradezu herabsetzte. Ich habe in dieser Zeit einige Briefe von Voltaire gesehen, die hinreichend sein Streben bewiesen, dem Könige zu gefallen, und ebenso mußte ich mehrere Antworten des Königs an Voltaire copiren, in welchen sich die wärmsten Freundschaftsausdrücke und Wohlwollensbezeigungen befanden: doch gewahrte man bei alle dem deutlich, wie dies von beiden Seiten mehr eine Frucht des Verstandes als des Herzens war, und ich bin überzeugt, daß selbst in dem Augenblicke wo Friedrich die von dem berühmten Houdon verfertigte Marmorbüste von Voltaire für 1000 Rthlr. auf d'Alemberts Empfehlung kaufte, und wo er nach des Philosophen Tode die Lobrede auf ihn verfaßte und mir gebot die Obsequien für denselben in der katholischen Kirche in Berlin feiern zu lassen; eine Sache die auch von mir im Namen der sämmtlichen katholischen Mitglieder der Berliner Akademie veranstaltet wurde und in deren Gegenwart geschah: daß, sage ich, auch selbst da den König kein anderes Gefühl belebte und bei alle diesen Demonstrationen nichts mehr von der früheren Herzlichkeit und Vertraulichkeit obwaltete.

In Betreff der von Houdon verfertigten Büste will ich hier nur noch bemerken, und dies wird eine abermalige Bestätigung meiner eben ausgesprochenen Meinung seyn, daß sich der König dieselbe nie ansah. Sie kam zu Meere nach Hamburg und von da auf der Elbe, Havel und Spree, nach Berlin, wo sie in dem Sitzungssaale der Akademie auf einem, von Tassaert dazu verfertigten Piedestal, aufgestellt wurde. Die Todtenfeier Voltaires in der katholischen Kirche in Berlin anlangend, so war auch hier d'Alembert der Veranlasser. Empört darüber, daß man in Frankreich auf Betrieb des Clerus, der Akademie es untersagt hatte, die Todtenfeier eines Mannes zu begehen der die Ehre seines Volkes und seines Jahrhunderts war, schrieb d'Alembert an den König, wie schön es seyn würde wenn er, der erhabene Freund des Hingeschiedenen, diese Ungerechtigkeit gut mache und so das Andenken eines Mannes räche, den Priesterhaß bis ins Grab verfolge. Zugleich meldete er dem König den Beschluß welchen die französische Akademie, in Folge des Verbotes die Obsequien Voltaires nicht zu feiern, gefaßt hatte, und der darin bestand, daß sie hinführo dies für keinen mehr thun wollte der aus ihrer Mitte schied.

Friedrich entschloß sich auch sogleich seines Freundes d'Alembert Wunsch zu erfüllen; er verfaßte nicht allein selbst eine Lobrede auf den Philosophen, sondern ertheilte mir auch den Auftrag, die Feierlichkeit für den Hingeschiedenen in der katholischen Kirche mit allem üblichen Glanz zu veranstalten. Dieser Befehl, den ich schriftlich erhielt, sagte jedoch nicht daß ich dies im Namen des Königs anordnen sollte, und da ich nicht glaubte ohne ausdrücklichen Auftrag dies thun zu dürfen, es aber nothwendig als eine lächerliche Anmaßung von meiner Seite erschienen wäre, wenn ich in meinem Namen die Sache angeordnet hätte, so fragte ich noch einmal an: ob ich mich hierzu des Namens von Sr. Majestät bedienen dürfe und im Fall dies nicht wäre, ob es dann nicht gut seyn würde wenn die Feierlichkeit im Namen

der katholischen Mitglieder der königl. Akademie veranstaltet würde? Zugleich bemerkte ich noch dabei, daß die Geistlichkeit vielleicht einige Schwierigkeiten erheben würde da Hr. von Voltaire in einer Art von Excommunication gestorben sey, und indem ich auch dieserhalb um Verhaltungsbefehle nachsuchte, legte ich zugleich die muthmaßliche Berechnung der Kosten bei die das Ganze verursachen dürfte. In der Antwort welche ich hierauf erhielt, dankte man mir für meine Aufmerksamkeit, bestimmte daß die Sache im Namen der katholischen Mitglieder der Akademie geschehen sollte und übersandte mir das von d'Alembert, der den Einwand der Geistlichkeit vorausgesehen hatte, mit seinem Briefe eingeschickte Protocoll der feierlichen und kirchlichen Beerdigungsceremonie des Hrn. von Voltaire zu Scellières, wodurch alle Hindernisse in Betreff dieses Punktes gehoben wurden. Der Kostenbetrag des Ganzen war von mir nach einer vorläufigen freundschaftlichen Besprechung mit dem ersten katholischen Geistlichen in Berlin, auf ohngefähr 60 Rthlr. angeschlagen worden, doch hatte ich dabei bemerkt: daß es üblich sey bei solchen Gelegenheiten eine kleine Summe unter die Armen zu vertheilen. Der König sandte mir dieserhalb zugleich 100 Rthlr. mit um alles damit zu bestreiten. Es blieben demnach 40 Rthlr. zur Vertheilung übrig, da jedoch der damals gerade in Berlin befindliche Decorationsmaler Gagliari, den der König zur Wiederherstellung der Decorationen im Opernhause aus Italien hatte kommen lassen, durch seinen Neffen die Ausschmückung des Innern der Kirche gratis übernahm, indem er es sich zur Ehre rechnete etwas zur Gedächtnißfeier eines so großen Mannes wie Voltaire, beitragen zu können, so vergrößerte sich die für die Armen bestimmte Summe noch um ungefähr 10 Rthlr., die ich wie die anderen 40 Rthlr. zur Vertheilung in Achtgroschenstücke umwechselte, worauf denn das Ganze von uns, den Hrn. de la Grange, Francheville, Borelly, Pernety und mir, unter der Vorhalle der Kirche an die dortstehenden Armen gegeben wurde. Die Ceremonie selbst wurde übrigens mit allem möglichen, den

Umständen angemessenen, Glanz, vollführt, so wie ich aber wieder in meine Wohnung zurückgekehrt war, beeilte ich mich nachstehenden Bericht über das Ganze sowohl an den König als die Zeitungsredactionen der Stadt, den Niederrheinischen Courier und einige andere auswärtige Journale zu senden.

„Berlin, d. 30sten Mai 1780."

„Heute um 9½ Uhr des Vormittags hat man in der hiesigen katholischen Kirche mit allem schicklichen Pomp einen feierlichen Gottesdienst für die Seele des entschlafenen Hrn. Franz Maria Arouet von Voltaire, bei Lebzeiten Edelmann des Hofes Sr. allerchristlichsten Majestät, Mitglied der königl. Akademie der Künste und Wissenschaften zu Berlin, einen der Vierzig von der französischen Akademie und Herren von Ferney, Tournay, Pregny und Chambesy im Lande Gex, gehalten, der an demselben Tage 1778 verschied. Eine sehr große Zahl frommer Personen derselben Religion, ausgezeichnet durch ihren Rang und ihre Stellung im Staate, haben dieser religiösen Ceremonie beigewohnt, bei deren Beendigung der Armuth Almosen gereicht wurde. Dieser Gottesdienst war von den katholischen Akademikern in Berlin veranstaltet werden und ihr Herr Geistlicher hat denselben mit um so mehr Recht und Billigkeit bewilligt, da sie unumstößliche Beweise vorgelegt haben, daß der sel. Hr. von Voltaire vor seinem Tode noch ein sehr orthodoxes Glaubensbekenntniß abgelegt hat; daß er beichtete, die christlichen Seelen durch ansehnliche Almosen und andere gute Werke erbaute, und daß man ihn in der Abtei zu Scellières in der Diöcese zu Troyes in der Champagne, alle Ehren eines christlichen Begräbnisses weihte, so daß also das Gerücht eine reine Verleumdung ist, der französische Clerus hätte ihm die Ehre des Begräbnisses verweigert; eine Sache, die diese achtungswerthe Geistlichkeit nicht hätte thun können ohne die Grundsätze der Gerechtigkeit und der guten Ordnung zu verletzen und ohne den Privatleidenschaften einen mit der

christlichen Milde und allen wahren und ächten Tugenden unverträglichen Einfluß zu gestatten."

Um mir seine Zufriedenheit über die Besorgung dieser Angelegenheit zu bezeigen, sandte mir der König einige Tage später ein vollständiges Caffee= und Chokolaten=Service von Meißner Porcellan. Es war dies eines von denen die während dem siebenjährigen Kriege in Meißen erbeutet wurden und es stand seitdem im Berliner Schlosse in den Zimmern des Königs, wo ich es kurz vorher noch mit dem König wegen seiner vorzüglichen Schönheit bewunderte. Von allen Geschenken die ich von Friedrich erhielt, ist dies das einzige welches mir im Laufe der Zeiten geblieben ist.

(Maupertuis.)

Dieser Gelehrte bietet mir nach dem was ich bereits von ihm erwähnte, wenig mehr zu bemerken dar. Durch den Doctor Akakia erhielt er einen so herben Stoß, daß er sich nie wieder, weder bei dem König noch bei dem Publicum, in das frühere Ansehn bringen konnte, auch schmachtete er seit diesem nur zu berühmten Kampfe mit dem ehemaligen Verehrer der Madame Dû Chatelet, gleichsam nur noch hin und es schien als habe der furchtbare Spott zugleich mit seiner Seele auch die Kräfte seines Körpers gebeugt. Er hatte bisher zu viel Werth auf eine öffentliche Beachtung gelegt und war seit Jahren zu sehr daran gewöhnt, als daß ihn dieser Sturz nicht auf das fürchterlichste hätte schmerzen sollen. Man ermangelte zwar nicht ihm auch noch ferner mit Achtung zu begegnen, aber man suchte ihn nicht mehr; man war nicht unartig, aber kalt gegen ihn. Ich spreche übrigens hier nur von der gewöhnlichen Gesellschaft, denn Friedrich schonte ihn nicht so und führte oft schreckliche Erinnerungen für ihn zurück.

Dieser traurige Wechsel wurde für Maupertuis durch nichts als die Hochachtungsbeweise und Complimente der Akademiker versüßt; denn der Adel, die Familie seiner Frau und diese selbst, waren in Folge der Ereignisse und der daraus entspringenden Vorwürfe, sehr übel auf ihn zu sprechen. Eitelkeit hatte ihn veranlaßt sich eine Gattin aus einem der ersten Häuser zu wählen. Ohne Zweifel besaß seine Frau nicht viel Geist, aber viel Sanftmuth des Charakters und von Anfang wurde er von ihr weit mehr geliebt als sie von ihm: hierzu kam, daß er sich Maitressen hielt, eine Sache die seine Frau und deren Verwandten ihm nie vergaben. In Folge aller dieser wenig zu seinem Ansehn beitragenden Dinge, begehrte und erhielt Maupertuis, der durch dies alles verstimmt und kränklich geworden war, endlich während dem siebenjährigen Kriege die Erlaubniß den Versuch zu machen, ob die Luft seines Vaterlandes ihn wiederherstellen könne. Er blieb einige Zeit in Frankreich, war aber immer niedergeschlagen, immer leidend und immer unglücklich; endlich, ermüdet und gelangweilt von Allen, machte er sich wieder auf die Reise nach Berlin, wo er unterwegs in Basel bei den Herren Bernouilly starb. Ein Verwandter von mir, der Hr. von Sozzy, sah ihn während dieser Reise mehrmals und versicherte mir, daß Maupertuis die letzte Zeit seines Lebens sich selbst zur Last geworden sey. Sein Feind war ihm in Frankreich zuvorgekommen, sein Kummer folgte ihm dahin nach; mehr als alles fürchtete er aber Berlin und Potsdam, die gleichsam wie Felsen auf seiner Brust lagen, von denen er immerwährend sprach und nie anders als mit der tiefsten Bitterkeit.

Bemerkenswerth ist, daß nachdem er in Basel so krank geworden war, daß sich kein Aufkommen mehr hoffen ließ, ein Beichtvater zu ihm gerufen wurde der bis zu seinem letzten Augenblicke bei ihm blieb. Geschah dies auf sein Begehren oder auf Antrieb der Herren Bernouillys? Ich weiß es nicht, doch scheint mir das Letztere wahrscheinlicher. Ob-

schon die Herren Bernoully Protestanten waren, so mochten sie doch wohl nicht wünschen, sich einen Vorwurf von der katholischen Seite in dieser Hinsicht zuzuziehen, und es ist gewiß daß sie es waren die bei dem Rathe der Stadt um die Erlaubniß einkamen, einen katholischen Geistlichen von Hüningen holen lassen zu dürfen. *) Der Kapuziner den man dieserhalb herbeischaffte, blieb zwei Tage bei Maupertuis und in dessen und des jungen Bernoullys Armen hauchte der Präsident der Berliner Akademie seinen Geist aus. Nahm Hr. von Maupertuis noch vorher das Abendmahl? Es scheint so, doch konnte mir Bernoully der Sohn, dies nicht mit Gewißheit sagen, da er und seine Familie aus Zartsinn sich entfernt hielten, wenn sich der Geistliche mit dem Sterbenden unterreden wollte.

Hr. von Maupertuis, ich wiederhole es hier, hatte Geist, viel Geist, obschon viel weniger als Voltaire: er hat mehrere große Fragen erörtert und ergründet die damals noch der Schleier des Geheimnisses deckte; seine Arbeitsliebe, seine moralische und physische Kraft und sein Ehrgeiz mußten ihn bald auszeichnen und empor heben. Sein Lieblingsausspruch durch welchen sich auch sein Charakter am besten schildert, den aber sein späteres Geschick nicht bestätigte, war: Nichts ist dem Menschen unmöglich wenn er nur ernsthaft will: „aber, wissen Sie, was ich ernsthaft wollen nenne?“ setzte er hinzu. Es ist dies, nur eine Sache wollen und sie immer durch das ganze Leben und mit allen Kräften der Seele wollen.“ — Seine Reise nach Lappland um die Gestalt der Erde genauer zu bestimmen, die schwierigen Arbeiten die er dabei unternahm und der Bericht welchen er später darüber herausgab, erhoben seinen Namen und sein Ansehn ungemein. Sein Aufenthalt in Cirey trug ebenfalls dazu bei; mit einem

*) Es bestand damals in Basel das Gesetz, daß kein katholischer Priester auf dem Gebiete der Republik sein Amt verwalten durfte.

Worte, er galt bald für einen der ersten Gelehrten seines Jahrhunderts und dieser Ruhm blieb ihm bis Voltaire nach Potsdam kam. Wenn Maupertuis weniger Eitelkeit und Stolz besessen hätte, so würde er gesucht haben den ihm überlegenen Geist sich zum Freunde zu erhalten, aber hierzu war er zu despotisch. Er wollte über Voltaire herrschen und dieser vernichtete ihn.

Eine Eitelkeit wie die seinige mußte ihn außerdem nothwendig zuweilen auf Ideen bringen die ihn lächerlich machten, sie mußte ihn zu Ansprüchen verleiten aus denen ihm Unannehmlichkeiten entsprangen und ihn in Verhältnisse versetzen, die ihm den Haß Anderer zuzogen. Wer sich allen Andern überlegen glaubt, verfällt schon dieserhalb in Thorheiten; wer alles vor sich beugen will, wird oft selbst niedergetreten. Uebrigens verleiten solche Bestrebungen nur zu leicht zu Intriguen die uns die Zeit rauben und von dem eigentlichen Ziele abziehen, und so geschah es daß der gelehrte Maupertuis, zum Hofmann geworden, zuletzt nur noch mit kleinlichen Kabalen und Klätschereien beschäftigt war, die für ihn die Quelle des Looses wurden welches er gegen das Ende seines Lebens erduldete. Die spätere Zeit nennt ihn nur noch in Bezug auf seine lappländische Reise und auf die Spöttereien des Doctor Akakia.

Ich lernte seine Wittwe als Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie kennen: man sah daß sie einst schön gewesen war, übrigens war sie eine gute, stille, ordentliche, aber durchaus unbedeutende Frau.

Hr. von Maupertuis hat der Berliner Akademie den Quadranten hinterlassen mit welchem er seine Messungen unter den Polarkreisen machte: es ist eine von ihm herrührende passende Inschrift auf demselben befindlich, doch ist sie nicht so schön wie die von ihm über das Berliner Invalidenhaus gesetzte*).

*) Laeso, sed invicto militi.

Ein Copist, ein Franzose von Geburt, Bigot, der gewöhnlich Maupertuis's Denkschriften für die Akademie ins Reine schrieb, kam eines Tages zu ihm um ihn auf eine Stelle in seinem Manuscripte aufmerksam zu machen, die, wie der Mann meinte, wohl falsch seyn müßte. „Ich habe sie mehrmals durchlesen," sprach Bigot, „kann sie aber nicht verstehen." — „Wenn es weiter nichts ist," entgegnete Maupertuis, „so seyn Sie darüber ganz ruhig, denn wenn ich dergleichen Dinge schreibe, so ist es meine Absicht nicht sie Ihnen begreiflich zu machen: Sie sollen sie blos copiren."

Von Maupertuis's Werken spreche ich hier nicht; das Publicum hat sie längst gewürdigt und Voltaire nur zu vielen Stoff für seinen Witz darin gefunden.

(d'Argens.)

Der Marquis d'Argens war beinahe sechzig Jahre alt als ich nach Berlin kam. Der älteste Sohn des Generalprocurator beim Parlament zu Aix, hatte er in seiner Jugend sich geweigert der Laufbahn seines Vaters zu folgen und war in die Marine getreten; auch wurde er Maltheserritter. In Folge des Ungestüms seiner Jugend und der Lebhaftigkeit seines Charakters, stürzte er sich nach und nach in mehrere Verhältnisse und Unternehmungen die seinem Vater manchen Kummer verursachten. Angeregt von der Idee, die Türken in ihrem Lande kennen zu lernen, verließ er plötzlich Frankreich und ging nach Constantinopel. Hier kam es ihm in den Sinn die Ceremonien in den Moscheen mit anzusehen und durch nichts war er von diesem Vorhaben abzulenken, das ihn, wenn er dabei entdeckt wurde, den Tod bringen mußte, falls er sich nicht etwa entschloß den Turban zu nehmen. Seinen Zweck zu erreichen, wandte er sich an einen Türken der die Schlüssel zur Sophienkirche bewahrte und gewann diesen Menschen durch Geld für seinen Plan. Sie kamen

überein, daß ihn der Türke in der Nacht vor dem bevorstehenden großen Feste heimlich in die Moschee lassen und ihn hier hinter einem alten Bilde verstecken wollte, welches auf einem Chore über dem innern Portale hing. D'Argens konnte hoffen hier um so mehr in Sicherheit zu seyn, da dieses Chor in der Regel für Niemand geöffnet wurde und noch dazu nach Westen hin lag, einer Himmelsgegend wohin die Türken bei ihrem Gebete nie blicken sondern im Gegentheil immer das Gesicht nach Mekka oder nach Osten wenden und während des Gottesdienstes nicht leicht diese Stellung verändern, die von ihnen so ängstlich beobachtet wird, daß sie selbst nur rückwärts aus ihren Moscheen zu gehen pflegen.

D'Argens sah auf diese Art die Ceremonien der Türken ganz bequem mit an, doch stand sein Vertrauter während dem die schrecklichste Todesangst aus, denn in seiner Begierde alles ganz genau zu betrachten, schlüpfte der Marquis alle Augenblicke aus seinem Versteck hervor und ging bis auf die Mitte der Tribune. Umsonst winkte ihm der Aufseher, der nicht weniger Gefahr lief als er gespießt zu werden, sich zurückzuziehen; der Maltheser lachte über des Mannes Angst und wurde nur noch dreister. Noch schlimmer ward es aber, als er in seinem Uebermuthe eine Flasche mit Wein und ein Stück Schinken aus der Tasche zog und anfing von beiden zu genießen. Der Türke gerieth fast in Verzweiflung, aber was wollte er machen? er mußte schweigen und das Gräßliche mit ansehen. Zuletzt zwang d'Argens unter Androhung: er würde alles selbst verrathen, den Türken sogar mit von dem Wein und von dem Schinken zu genießen und hierdurch seine Religion und seine Moschee auf gleiche Weise zu profaniren. Der Unglückliche war einige Augenblicke wie versteinert und glaubte der Prophet würde das Dach über sein schuldiges Haupt zusammenstürzen; doch die Gewölbe blieben stehen und seine geängstete Seele beruhigte sich endlich dermaßen, daß er, als die Gläubigen sich alle entfernt hatten, mit seinem Christenhunde ganz gemüthlich den Ueberrest des Frühstücks vollends in der Moschee ver-

zehrte und beide dann als ganz gute Freunde von einander schieden.

Die vielen tollen Streiche des jungen Maltheſers brachten deſſen Vater endlich um ſo mehr dahin ihn zu enterben, da die Familie nicht reich genug war, um immer die Schulden bezahlen zu können die er machte. Der Marquis ſah ſich hierdurch in die Nothwendigkeit geſetzt, ſich einzuſchränken oder zu ſuchen etwas zu erwerben: er begab ſich demnach nach Holland und begann hier als Autor aufzutreten. Seine jüdiſchen Briefe erwarben ihm einen Namen unter den Philoſophen jener Zeit: Friedrich, damals noch Kronprinz, fand ſo vielen Geſchmack an dieſem Werke und faßte dadurch eine ſo günſtige Meinung von deſſen Verfaſſer, daß er beſchloß denſelben von dem Abgrunde an welchem er ſtand, zu retten und ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Er ſchrieb demnach an d'Argens und machte ihm eben ſo ſchöne als ehrenvolle Anerbietungen, ſo daß man wohl hätte glauben können, der Marquis würde mit beiden Händen zulangen. Dennoch geſchah dies nicht: nach vielen Dankbezeigungen für die ihm zugedachte Huld ſchloß er ſeine Antwort mit den Worten: „Genehmigen Ew. Königl. Hoheit zu bedenken, daß ich, um mich zu Ihnen zu begeben, ganz dicht bei den drei Bataillonen Garde in Potsdam vorbei muß: kann ich dies aber wohl ohne Gefahr, ich, der ich 5 Fuß 7 Zoll meſſe und ziemlich wohl gewachſen bin?"

Welches auch die Motive ſeyn mochten die den Marquis zu dieſer Antwort beſtimmten, Friedrich erwiederte nichts hierauf und die Unterhandlung zwiſchen Beiden wurde nicht eher wieder angeknüpft, als bis Wilhelm I. ſtarb.

Jetzt ſchrieb der neue Monarch an den Philoſophen: „Fürchten Sie nichts mehr von den Bataillonen der Garde und kommen Sie dreiſt ihnen in Potsdam ſelbſt zu trotzen." Als der Marquis dieſen Brief empfing, ſtand er im Dienſte einer deutſchen Prinzeſſin die ſehnlich wünſchte, Berlin und Friedrich zu ſehen: die Berufung ihres Cavaliers be-

stimmte sie ihre Neugierde zu befriedigen und Beide machten sich demnach zusammen auf den Weg. Als sie aber in Berlin angekommen waren, glaubte der Marquis zu bemerken, oder bildete es sich vielleicht auch nur ein, daß die Prinzessin in ihn verliebt sey, und eines Abends hielt er seine Unschuld so sehr in Gefahr, daß er, um sich als ächter Malthescr zu bewähren, aus den Fenstern des Gasthofes zur Stadt Paris in der Brüderstraße, sprang. Man hat nie ganz genau das Nähere von diesem kleinen Abenteuer erfahren können, doch ist es gewiß, daß die Prinzessin nicht schön genannt werden konnte, was nebst dem Gedanken, daß sie eine Verwandte des Königs war, vielleicht die Tugend des Malthesers so außerordentlich stärkte. Der König verlangte übrigens daß der Philosoph in den Dienst der angeblichen Liebenden wieder eintreten und sie bis in ihre Heimath zurückführen, dann aber erst wieder nach Brandenburg kommen sollte. Alles dies geschah wie es die Politik erheischte, und der Marquis logirte sich nun nach seiner zweiten Ankunft in Berlin, einstweilen, bis sein weiteres Verhältniß bestimmt seyn würde, in einem Gasthose ein. Der König nahm ihn sehr freundschaftlich auf: alle Tage ließ er ihn zur Tafel laden; die Unterhaltung war lebhaft und angenehm, nichts schien zu fehlen um die Wünsche dieses neuen Aristipp zu befriedigen; aber es verging ein Tag nach dem andern und man sprach mit keinem Worte von der Erfüllung der Versprechungen, die d'Argens vermocht hatten einen Posten aufzugeben der zwar allerdings weniger glänzend, aber bis jetzt sich einbringlicher gezeigt hatte. War dies von Seiten Friedrichs Vergessenheit, Mangel an Rücksicht, Geiz oder nur eine Probe? Der Marquis konnte sich dies nicht enträthseln.

Nachdem unser Provençal jedoch ungefähr sechs Wochen vergebens gehofft und gewartet hatte, verlor er endlich die Geduld und schrieb eines Tages, unmittelbar als er von der Tafel des Königs zurückkehrte, nachstehendes Billet an Friedrich:

„Sire, seit sechs Wochen, die ich die Ehre habe bei Ew. Majestät zu seyn, leidet meine Börse eine so schwere Belagerung, daß wenn Sie, Sire, der Sie es so gut verstehen Belagerten zu Hülfe zu kommen, nicht schnell zum Entsatz herbeieilen, ich mich genöthigt sehen werde zu capituliren und mich in der kürzesten Frist über den Rhein zurückzuziehen."

Als man dies Schreiben dem König brachte, befand sich Jordan gerade bei demselben. Friedrich las das Billet und reichte es lächelnd seinem Freunde hin. Jordan liebte d'Argens und sagte nun: „Ich kenne die Provençals und ihre Ungeduld; wenn sie einmal von einer Unruhe befallen sind, dann hält nichts in der Welt sie mehr zurück und ich glaube daß d'Argens nicht acht Tage warten wird seinen Rückzug zu bewerkstelligen." Friedrich, der d'Argens nicht gerne verlieren wollte, schrieb daher sogleich zurück: „Seyn Sie ruhig lieber Marquis; morgen bei der Tafel soll alles, und wie ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit in Ordnung seyn." In der That empfing d'Argens den nächsten Tag den Kammerherrnschlüssel mit einem Gehalt von 1500 Thalern und außerdem noch die Ernennung zum Director der Classe der schönen Wissenschaften der Akademie, wodurch er noch ein Einkommen von 500 Thalern erhielt.

D'Argens hat nie in Friedrichs Umgebung so geglänzt wie die Voltaires, Maupertuis und einige Andere, aber er war auch niemals eine Null oder überflüssig; dazu besaß er mehr als mancher andere seiner Glücksgefährten, jenen feinen gesellschaftlichen Ton, der fast ausschließend die Frucht der früheren Erziehung ist, eine große Gutmüthigkeit des Charakters die ihn beliebt machte, und jene provençalische Lebhaftigkeit durch welche seine Unterhaltung so angenehm wurde. Eine Menge Anecdoten könnten hier zum Beweis angeführt werden, ich will jedoch nur einige bemerken.

Bei einem der Soupérs die sich bis zum siebenjährigen Kriege oft häufig tief in die Nacht hinein verlängerten, fragte

Friedrich jeden einzelnen seiner Gäste: wie sie wohl, im Fall sie Könige wären, ihr Land regieren würden. Alle suchten jetzt ihre Kenntnisse und ihre erhabenen Gesinnungen zur Schau zu legen, indem sie die vortrefflichsten Regierungsmaximen aufstellten; nur der einzige d'Argens lächelte und schwieg. „Haben Sie denn nichts zu sagen, Marquis?" fragte ihn endlich Friedrich; „was würden Sie als König thun?" — „Ich," entgegnete d'Argens, „ich würde schnell mein Königreich verkaufen und mir dafür ein hübsches Guth in Frankreich anschaffen." Dieser Scherz, durch welchen er der Lächerlichkeit entging, einen vielleicht heimlichen Stolz oder Eitelkeit zu zeigen, gefiel dem König und gab der Unterredung eine andere Wendung. Mehrere solche Unterhaltungen brachten aber in der Folge den König zu dem Ausspruch: daß wenn er einmal gesonnen seyn würde eine Provinz recht hart zu bestrafen, er ihr Philosophen zu Verwaltern geben wolle. Allerdings war Friedrich seinen Ansichten nach zwar auch ein solcher Philosoph, aber in der Praktik war er König und man muß sagen, daß er diese beiden Rollen fest neben einander fortspielte.

Bei einem andern Soupér dieser Art geschah es daß die Gäste, indem sie sich ein wenig zu sehr auf Friedrichs Erklärung verließen: „der König sey durchaus nicht gegenwärtig," über die verschiedenen Regierungen Europas so schonungslos loszogen, daß ihr Wirth endlich doch glaubte ihnen zurufen zu müssen: „Meine Herren! stille, stille; ich glaube der König kommt zurück."

Baron Pöllnitz erzählte mir mehrmals einen Zug von d'Argens, der dessen ganze Lebhaftigkeit und zugleich auch Offenheit charakterisirt. Pöllnitz welcher mit d'Argens bei dem König speisen sollte, kam um 11 Uhr zu ihm um ihn abzuholen. Ueberrascht den Marquis noch im Bette zu finden, fragte er ihn, ob er krank sey und benachrichtigte ihn, wie spät es schon wäre. D'Argens erschrak und wurde äußerst böse auf seinen Diener La Pierre, den

er sogleich herbeirief und ihn heftig dafür ausschalt daß er ihm nicht gesagt hätte wie spät es schon wäre. „Nun beim Himmel!" rief La Pierre, „warum sehen Sie denn nicht an Ihre Uhr? Ich habe meine Geschäfte gemacht und mich weiter nicht um die Ihrigen bekümmert." Jetzt kannte sich der Marquis nicht mehr vor Zorn; wie rasend sprang er aus dem Bette, ergriff ein Stück Holz und stürzte damit auf La Pierre zu, der ganz ruhig stehen blieb, die Arme in einander schlug und mit einem phlegmatischen Tone sagte: „Das ist also das was man einen Philosophen nennt? sehr schön mein Herr, schlagen Sie mich nur todt um mich für Ihre Fehler und meine Treue und Anhänglichkeit zu bestrafen; das wird Ihrer Philosophie viel Ehre machen!" — „Mein guter La Pierre!" rief der Marquis und warf das Stück Holz weg, „vergib meine Hitze, aber hilf mir nur geschwind mich ankleiden damit ich noch, wenn es möglich ist, früh genug zur Tafel komme." La Pierre ließ es sich angelegen seyn den Wunsch seines Herrn zu erfüllen, Pöllnitz aber konnte noch lange Jahre nachher diese Anecdote nicht erzählen, ohne sich von dem Contrast belustigt zu fühlen, der zwischen den Physionomien des Herrn und des Dieners geherrscht hatte.

Bei der ersten Reise welche Voltaire nach Berlin machte, vermochte der Marquis in seiner Offenheit nicht zu verhehlen, daß ihm J. B. Rousseau als ein Mann von Geist erscheine, daß er dessen Unglück beklage und daß er ihn unschuldig an den Couplets halte, die ihm so vielen Verdruß zugezogen hätten. Voltaire, der sich vergebens bemüht hatte ihn auf eine andere Meinung zu bringen, nahm dies übel und beschloß ihm dafür einen Streich zu spielen. Er schrieb ein äußerst witziges, aber auch äußerst boshaftes Epigramm gegen d'Argens in welchem er den Marquis mit dem ewigen Juden verglich, und theilte es ihm hierauf selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit der Bemerkung mit: es sey ihm von einem Freunde aus Paris zugesendet worden, und niemand Anders der Verfasser als — Rous-

seau. Einen Augenblick glaubte d'Argens an die Wahrheit dieses Vorgebens und fuhr heftig gegen Rousseau auf, den er einen Treulosen, einen Verräther, einen hämischen und boshaften Teufel nannte und hoch und theuer schwor, sich für diese Schändlichkeit bitter an ihm zu rächen. Wenige Stunden reichten jedoch hin ihm die Sache in einem andern Lichte erscheinen zu lassen: der ganze Ton des Epigramms verrieth weit mehr Voltaires boshaften Witz als Rousseaus Geist, und indem er sich nun des früheren Gesprächs mit Voltaire über J. B. Rousseau erinnerte und der Mine, welche der Erstere dabei gemacht hatte, wurde es ihm klar, daß dieser auf jeden Fall selbst der Verfasser war. Um sich vollends hierüber außer allen Zweifel zu setzen, schrieb er an Rousseau und forderte ihn auf, indem er ihm den ganzen Vorgang mittheilte, sich offen über die Sache zu erklären, und Rousseau säumte nicht so unzweideutige Beweise seiner Schuldlosigkeit beizubringen, daß d'Argens jetzt alles deutlich durchblickte. Klugheit und Rücksichten zwangen den Marquis jedoch diesen nicht sehr lobenswerthen Streich des Hrn. von Voltaire zu übersehen und nur Friedrich, der bald von dieser ganzen Geschichte unterrichtet war, ließ es einige Male Voltaire durch bittere Bemerkungen empfinden.

Die Epoche in welcher sich die ganze Anhänglichkeit des Marquis gegen den König am glänzendsten zeigte, war die Zeit des siebenjährigen Krieges. So oft hier der König in Verlegenheit gerieth oder am Vorabend großer Entscheidungen stand, konnte sich d'Argens vor Unruhe kaum fassen. Die Correspondenz zwischen dem König und ihm dauerte diese ganze Periode über ununterbrochen fort und während der Zeit der Winterquartiere lebten beide häufig zusammen. Es gab selbst einen Abschnitt in dieser Epoche wo Friedrich fast Niemand mehr als d'Argens hatte, in dessen Busen er seinen Kummer auszuschütten vermochte: der größte Theil seiner alten Freunde war todt oder abwesend, und seine Verwandten mit ihm gespannt, weil er ihren Wünschen nicht

Gehör gegeben und Frankreich Friedensvorschläge gemacht hatte. In dieser trüben Lage, wo er seine Provinzen vom Feinde überschwemmt, seine Hauptstadt bedroht und selbst einige Tage genommen, seine Hülfsquellen erschöpft, von seinen Aliirten sich nur noch schwach unterstützt und seine Heere durch Siege und Niederlagen auf gleiche Weise zu Grunde gehen sah, faßte König Friedrich den finsteren Entschluß, seinen Leiden durch einen freiwilligen Tod ein Ziel zu setzen, und indem er hierzu in der Stille alle Anstalten traf, war d'Argens der einzige dem er dies Vorhaben mittheilte. Kaum empfing aber der Marquis diesen Brief, so schloß er sich in sein Cabinet ein und brachte die ganze Nacht damit zu seinem königlichen Freunde zu antworten. Hier, in dieser wärmsten Ergießung der Freundschaft, fand Friedrich zugleich die Sprache der Philosophie und die Entwicklung und Darlegung der Hülfsquellen und Hoffnungen, welche die Politik ihm noch gewähren konnte, so wie alles was Liebe zum Ruhm und zur Tugend einer edlen Seele einzuflößen vermag. Dieser Brief, der den andern Morgen abging, ist das Kostbarste und Beste was d'Argens jemals geschrieben hat; er ehrte seinen Geist und sein Herz nicht minder als sein Wissen und seine Talente, und brachte vollkommen die Wirkung hervor die er davon gehofft hatte. Friedrich verwarf den Gedanken an den Tod; mit neuem Muthe beseelt, eilte er zu neuen Siegen und sein Genie ließ ihm Mittel finden, alle Hindernisse zu überwinden und endlich dennoch über seine Feinde zu triumphiren.

D'Argens Eifer für den Monarchen zeigte sich selbst bei den kleinsten Angelegenheiten. Da Fürst Kaunitz um das Jahr 1764 ein lebhaftes Verlangen bezeigt hatte, zwei Portraits von Friedrich zu bekommen, eines für seine Kaiserin, das andere für sich selbst, so entschloß sich der König dem berühmten Vanloo einige Sitzungen zu gewähren. Diese Sitzungen waren jedoch nur kurz und wenig zahlreich und Vanloo mußte suchen sich so gut als möglich aus der Sache zu ziehen. Als das erste Gemälde fertig war,

brachte es der Maler nach dem Schlosse um es hier zu zeigen und begab sich zuerst zu dem Marquis, bei welchem ich mich gerade befand. Man kann sich den Enthusiasmus und die Freude dieses alten Freundes kaum vorstellen: er rief jeden der ihm aufstieß herbei dies Bild zu bewundern, stellte es unter allen Gesichtspuncten auf und ließ endlich La Pierre auf einen Tisch steigen um es so in einer Höhe von 7 — 8 Fuß gegen die Mauer zu halten, indem er dabei meinte, so dürfte es wohl in Wien aufgehangen werden und sich am besten und vollkommensten zeigen. Da er aber sah, daß ich nicht ganz in seine Bewunderung über die Aehnlichkeit einstimmte und auf seine Fragen ihm dies auch nicht verheimlichte, so drang er nun in mich, gegen Niemand etwas davon zu äußern und am wenigsten gegen den König, und ließ nicht eher ab, bis ich ihm dies heilig versprach.

Nach dem Hubertsburger Frieden vollendeten die beiden philosophischen Freunde ein mit einander seit lange gemeinschaftlich bearbeitetes Werk: es war dies ein Extract oder Auszug aus Bayle, der in zwei Octavbänden gegen das Ende von 1765 gedruckt wurde. Herr von Beausobre, der vom Könige als Herausgeber gewählt worden, war jedoch viel zu sehr mit Geschäften überhäuft um hinreichende Zeit zu finden, drei bis vier Revisionen von mehr als sechzig eng und in gespaltenen Columnen gedruckten Bogen, lesen zu können: er wandte sich dieserhalb an Toussaint, der jedoch auch die Sache bald satt bekam, so daß Beide mich nun mit zu Hülfe nahmen, jedoch mit dem Versprechen, sie würden ferner treulich Theil an der Arbeit nehmen. Dies geschah aber nicht, und bald sah ich mich fast ausschließend mit diesem Geschäfte beladen.

Der Marquis d'Argens war dem Könige nicht allein durch die Gesinnungen der innigsten und offensten Freundschaft ergeben, sondern beobachtete auch dabei die größte Discretion. Sein Bruder, der Präsident d'Eguilles, kam nach Berlin und wurde hier dem Könige nur vorgestellt,

weil dieser es zuerst und ausdrücklich verlangte, indem er den Wunsch äußerte: die Bekanntschaft des Präsidenten zu machen und ihn während seines Aufenthalts in seinen Cirkel zu ziehen, „damit," wie er sagte, „ein paar Brüder, die sich einander so herzlich liebten, keinen Augenblick der kurzen Frist verlören, die ihnen gegönnt sey sich zu sehen."

Nach dem siebenjährigen Kriege erhielt der Marquis den Besuch eines Neffen, Namens Graf von Canorgue. Dieser Neffe brachte ohngefähr sechs Monate bei seinem Onkel, theils in Berlin, theils in Potsdam zu, und nie erwähnte d'Argens desselben auch nur mit einem Worte gegen den König. Canorgue vermählte sich in Berlin mit der Tochter eines Banquiers und kehrte dann nach Frankreich zurück, ohne den König jemals gesprochen zu haben.

So groß die Rücksichten und die Nachgiebigkeit waren, welche d'Argens in Betreff des Königs bei jeder Gelegenheit zeigte, so verfehlte er doch auch auf der andern Seite nicht, sich eben so muthig und unerschrocken in Vertheidigung der Ehre seines Landes und seiner Nation zu zeigen, wenn es seinem königlichen Freunde oder dessen Gesellschaftern einmal einfiel, diese anzugreifen. Nie ließ er dergleichen ohne eine feste und genügende Replik hingehen und wenn es auch der König selbst war der den Pfeil abschoß, ja er vergab in dieser Hinsicht selbst nicht den leichtesten Scherz und man kann sagen, daß er an diesem Hofe, wo es so viele Personen gab die Frankreich nicht wohlwollten, der nützlichste Vertreter dieser Nation war, um so mehr, da seine Widerlegungen stets geistreich, fein, loyal und von dem Geiste der Gerechtigkeit dictirt waren.

D'Argens hätte in jeder Hinsicht verdient, daß die Freundschaft des Königs gegen ihn beständig und immer zart geblieben wäre; allein wenn ich früher bei Jordan schon sagte, daß man zu den Zeiten der Fabelwelt zurückblicken müsse um das Beispiel eines vollkommenen Freundschafts-

bundes mit einem Könige zu finden, so muß ich dies hier wiederholen. Allerdings wird man mir einwerfen, daß zwischen Friedrich und Jordan, wie ich selbst erzählte, eine solche vollkommene Freundschaft bestanden hat, allein es ist hierbei zu bemerken, daß Beide nur zwölf Jahre mit einander lebten und dies in einer Zeit wo sie Beide noch weit davon entfernt waren alt zu seyn; ein paar Umstände die große Berücksichtigung in dieser Hinsicht verdienen. Dazu kam daß Jordan ein Mann war der sich nie eines Fehlers schuldig machte, während d'Argens mit den liebenswürdigsten und achtungswerthesten Eigenschaften, manche Blöße gab. Dies ist aber nebst mehreren Nebenursachen der Grund weshalb er von dem edlen Rang eines Freundes nach und nach zu dem eines vernachlässigten, und zuletzt selbst wenig berücksichtigten, Hofmannes herabsank. Vier veranlassende Ursachen springen hier besonders in's Auge. Die erste war die Familiarität zu welcher die Gewohnheit immer zusammen zu leben und Friedrichs Heiterkeit und Witzspiele nach und nach natürlich diejenigen verleitete, die täglich seines Umganges genossen. In der That, man kann es nicht leugnen, war die Heiterkeit des Monarchen so zu sagen ansteckend. Wie konnte man auch leicht einen König wie ihn sehen, der sich so offen dem Scherze und der Lust hingab, ohne dadurch zu einem gleichen Verfahren verführt zu werden? Man will ein Bonmot durch das andere erwiedern; es ist so schmeichelhaft hier neben dem zu glänzen dessen Bestreben einzig dahin zu gehen scheint, die Gesellschaft zu erheitern und man vergißt dann so leicht, daß diese Gesellschaft ein Opfer ihres Witzes verlangt und freut sich mit wenn es ihr in einem Anderen gebracht wird. Gewöhnlich nimmt die Gesellschaft hierbei Rücksicht auf diejenigen welche gegenwärtig sind; aber bindet sich ein König wohl an diese Observanz? Die Sarkasmen waren dazu Friedrich so natürlich! sein scharfer, durchdringender Verstand, fand sie so treffend auf! wie hätte er in seiner Lebhaftigkeit wohl daran denken können, sie zu unterdrücken oder zu mildern? Ueberdem hatte sich

dieser König, wie ich früher bereits bemerkte, es gleichsam zum System gemacht, sich von den Arbeiten des Tages in seinen Abendgesellschaften zu erholen und hier den Zwang der königlichen Würde abzustreifen. Es war daher natürlich daß er hier fast keine Grenze kannte, denn nur in der vollen und ganzen Ausübung der Freiheit finden lebhafte Menschen, noch dazu wenn sie Könige sind, Genuß und Befriedigung. Es ist daher begreiflich daß Friedrich oft seinen Scherzen nicht Maß noch Ziel setzte. Was blieb aber hierbei seiner Umgebung übrig? Sie gab sich so gut sie konnte der Nothwendigkeit hin und suchte sich wenigstens ein Verdienst aus ihrer Nachgiebigkeit zu machen. Man lachte mit den Anderen: aber Friedrich, der wenn er allein war die Gewohnheit hatte alles bei sich zu überlegen, verfehlte nicht dann den selbst im Stillen der Niedrigkeit zu beschuldigen, der sich zu gefällig dem Spotte hingegeben hatte und, wie ich dies auch schon früher sagte, es trat hier selbst Politik in seine Vergnügungen ein. Er neckte vorzüglich gern darum Andere, um dadurch ihren Geist und ihren Charakter zu erforschen, und dies verleitete ihn dann oft die Sache wahrhaft zu übertreiben.

Zum Unglück war d'Argens zu lebhaft und zu gutmüthig, um diese Gefahr vorauszusehen und zu vermeiden. Entzückt im Anfang darüber, so viele Hingebung und Zuvorkommenheit bei einem Könige, so viele Heiterkeit und Geist in dessen Unterhaltung zu finden, dachte er nur darauf dies zu genießen und glaubte sich dieses Genusses desto würdiger zu machen, jemehr er nach seinen Kräften zu dieser Heiterkeit beitrug: als Erfahrung ihn aber endlich lehrte daß hier die Vertraulichkeit mehr als irgend wo anders Nachtheile hervorzubringen vermag, da war es zu spät um ein anderes System annehmen zu können.

Die zweite Ursache des Mißcredits in welchen d'Argens zuletzt bei dem Könige fiel, war seine Schwäche und vorzüglich sein lächerlicher Aberglaube. Er fürchtete den

Tod in einem so hohen Grade, daß er die allerwunderlichsten Dinge begehen konnte um dieser Gefahr zu entschlüpfen. So hatte er einmal gehört daß der Urin eines Menschen der dem Tode nahe sey, sich in vier und zwanzig Stunden schwarz färbe, und nun sah man beständig bei ihm einige Flaschen voll solchen Abgangs stehen die er täglich mehrmals genau untersuchte um zu sehen, ob ihr Inhalt nicht die Farbe veränderte. Dies trieb er so lange bis ein Bekannter sich den Scherz machte, ihm heimlich etwas Dinte hinein zu gießen. D'Argens erschrak aber dermaßen darüber, daß man sich genöthigt sah ihm den Spaß zu gestehen um ihn vor einer ernsthaften Krankheit zu bewahren.

Diese Angst vor dem Tode war bei ihm zu groß um daß er nicht hätte die Gefahr immer über seinem Haupte erblicken sollen. Als ihn eines Tages ein starker Schnupfen im Bette zurückhielt, bekam er von Friedrich den Befehl, ungesäumt zu ihm zu kommen. Aeußerst verdrießlich hierüber, stand er auf, kleidete sich schnell an und ging zu dem König, wo er sich bald mit diesem in eine interessante Unterredung vertiefte und ganz munter und aufgeweckt wurde, bis er plötzlich zufällig einen Blick auf seine Beine warf und nun mit einem Male sich so bestürzt zeigte, daß er fast nicht mehr ein Wort hervorzubringen vermochte. Friedrich blickte ihn an und fragte um die Ursache dieser Verstörung; der Marquis gab aber nur ausweichende und unzusammenhängende Antworten und unzufrieden darüber, schickte ihn der König endlich fort.

In seine Wohnung zurückgekommen setzte d'Argens seine Frau, seine Tochter und das ganze Haus in Bestürzung. Seinen Aeußerungen nach, glaubte man es gehe ungesäumt mit ihm zu Ende und die Seinigen überließen sich dem größten Schmerz: gerührt dankte er ihnen für ihre Theilnahme und nahm feierlich Abschied von Allen, bis endlich sein alter, treuer Diener La Pierre, auch herbeikam und nun sich das Ganze lößte. Auf den ersten Blick sah dieser wo es

seinem Herrn fehlte und rief: „Ich wette mein Herr, es sind Ihre Beine die Ihnen diesen Kummer machen?“ — „Du hast Recht, mein Freund,“ antwortete d'Argens ganz erschüttert; „sieh um des Himmels willen wie dick das eine und wie dünn dagegen das andere ist! es gibt kein sichereres Anzeichen des Todes.“ — „Nun da wollen wir bald helfen,“ antwortete lächelnd der Diener; „in ein paar Minuten sollen Sie wieder hergestellt seyn.“ — „Mache keinen Scherz; du siehst die Gefahr ist groß.“ — „Lassen Sie mich nur,“ sprach La Pierre, „ich sehe schon woran es liegt.“ Er zog mit diesen Worten seinem Herrn die Strümpfe aus und nun entdeckte sich das Uebel. In seiner Eile hatte d'Argens, der gewöhnlich fünf Paar Strümpfe über einander trug, diesmal an den einen Fuß achte und an den andern nur zwei gezogen, und dadurch die merkwürdige Verschiedenheit zwischen seinen Beinen hervorgebracht.

Sein Aberglaube ging so weit, daß es ihm unmöglich war an einem Tische zu bleiben wo dreizehn Personen saßen. Einst war ich bei Tafel an seiner Seite und legte zufällig einige Male Messer und Gabel kreuzweise über einander: d'Argens sah dies und legte sie jedes Mal still anders, und als ich ihm hierüber mein Befremden zu erkennen gab, erwiederte er gutmüthig: „Ich weiß wohl, daß dies eigentlich nichts auf sich hat, indeß sie können ja auch so liegen.“ Seine Nichte, die Gräfin Canorgue, erzählte mir einst, daß als er an seinem Werke über den menschlichen Geist arbeitete, da habe er sich eines Abends in einer so guten Stimmung zu dieser Arbeit befunden, daß er sich durchaus nicht hätte vom Schreibtisch trennen können und man genöthigt gewesen wäre, mit dem Abendessen bis Mitternacht auf ihn zu warten. Höchst vergnügt hätte er sich hierauf zu Tische gesetzt und erzählt: nie wären ihm die Ideen besser geflossen und er habe heute eines der schwierigsten Capitel mit der größten Leichtigkeit geschrieben: plötzlich sey ihm aber nun eingefallen, daß dieser Tag der erste Freitag des Monats gewesen, und nun wäre er sogleich voll Un-

ruhe aufgestanden und hätte alles was er diesen Tag geschrieben, ins Feuer geworfen.

Der junge Prinz Wilhelm von Braunschweig sagte mir öfters, daß wenn die Unterhaltung an der Tafel seines Onkels zu stocken beginne, er zuweilen sie dadurch wieder zu beleben wisse, daß er wie aus Versehen, ein Salzfaß umstoße, was nie verfehle d'Argens einen großen Schreck zu machen und worauf dann der König stets riefe: „Mein Himmel, welch' ein Schicksal! geschwind Marquis, nehmen Sie einige Körner und schütten Sie dieselben ins Feuer, und Sie, mein Neveu, werfen Sie einige hinter sich über die Achsel weg, damit der Zauber gelöst und das Gräßliche abgewendet wird."

Obschon der Marquis trotz allem seinem Geiste nicht im Stande war in dieser Hinsicht seine Einbildungskraft zu zähmen, die man in der Jugend durch abgeschmackte Fabeln genährt hatte, so war er doch im Allgemeinen ein steter und fester Bekämpfer des Aberglaubens und sobald seine Phantasie nicht aufgeregt war, konnte man sicher seyn in ihm den Verfasser der philosophie du bon sens zu finden. Bei einer kleinen Reise die er mit Maupertuis einst machte, mußten Beide die Nacht in einem Zimmer zubringen. Der Präsident der Akademie warf sich hier auf die Knie an seinem Bette nieder um sein Abendgebet zu verrichten. Voll Erstaunen rief d'Argens: „Was machen Sie mein Freund?" — „Still, still," entgegnete Maupertuis, „wir sind ja hier allein."

Da ich hier dieses Mannes noch einmal gedacht habe, so mag es mir erlaubt seyn noch eine ihn betreffende Anecdote anzuführen. Zu der Zeit als der Marquis am mehrsten mit seinem Werke sur l'esprit humain sich beschäftigte, war ich Zeuge eines langen Streites zwischen ihm und seinen Freunden Sulzer, Merian, Beausobre und Le Catt wegen eines Artikels den der Marquis in seinem Werke aufgenommen hatte und dessen Wegstreichung die Anderen

wünschten und zuletzt auch erhielten. Ich nahm keinen The'l an dieser Discussion da ich noch zu neu im Lande und allen Verhältnissen der Personen über die man sprach, zu fremd war, doch konnte ich mich nicht enthalten im Stillen d'Argens Recht zu geben, da ich wie er, die Ueberzeugung hegte, daß die wahre Philosophie die kleinlichen und elenden Rücksichten verwirft welche hier mit so vielem Eifer gegen die Veröffentlichung einer für den verstorbenen Präsidenten Maupertuis allerdings nicht sehr ehrenvollen Anecdote geltend gemacht wurden. Die Sache, über deren unumstößliche Gewißheit man einig war, war übrigens die: Maupertuis, welcher öfters in Potsdam lebte, hatte sich daselbst eine Maitresse angeschafft, ein junges sehr hübsches aber armes Mädchen. Diese Person wurde schwanger und um nun allem Aufsehen zuvorzukommen das hierdurch in der Familie Bredow, zu welcher seine Frau gehörte, entstehen konnte, benutzte Maupertuis sein Ansehen bei dem Militärcommandanten in Potsdam dahin, daß das arme Mädchen im Geheim nach Spandau gebracht wurde, wo sie mehrere Jahre völlig unbekannt zurückgehalten ward, so daß selbst ihre nächsten Verwandten nicht wußten, wo sie Ende genommen hatte.

Friedrich liebte es, wie man weiß, sehr, theologische Gegenstände mit seinem beißenden Witz zu besprechen und selbst den Styl der ascetischen Schriftsteller nachzuahmen; eine Sache die ihm in einem hohen Grade gelang. Dieser Neigung verdankt man seinen heiligen Commentar über die Legende von der Eselshaut und seinen Hirtenbrief des Bischofs von Aix, gegen die Gottlosen die sich Philosophen nennen. Unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege war der Marquis auf einige Monate zu seiner Familie nach Frankreich gereist. In dieser Zeit hatte Friedrich jenen Hirtenbrief verfaßt, ihn drucken lassen und sandte ihn nun in vielen Exemplaren dem rückkehrenden Freunde so entgegen, daß dieser in allen Wirthshäusern wo er abstieg, und selbst in den Zimmern wo er übernachtete, Exemplare davon vor-

fand. Das Ganze war eine offene Kriegserklärung gegen die Philosophen und der Marquis darin namentlich aufgeführt und feierlich excommunicirt. Dazu war dieser Brief mit allen in solchen Schriften üblichen Wendungen versehen, der Ton war völlig apostolisch, die Citate ganz kirchlich und die Untersuchungen mehr von einem heiligen Eifer als von einem tiefer gehenden Raisonnement eingegeben; kurz, mit einem Worte, es war alles so um den Marquis zu täuschen und er wurde es auch in der That eine kurze Zeit. Sein Kummer als er den Hirtenbrief las, war groß, vorzüglich wegen seines Bruders, dem vermöge seiner Stellung als erster Präsident des Parlements der Provence, dies unangenehm seyn mußte. In seinem Zorne gegen den geistlichen Zeloten, beschloß d'Argens sich zu rächen; der Brief kam nicht aus seinen Händen und er sann unaufhörlich darüber nach, wie er es am besten anfangen könnte den unduldsamen Verfasser zu bestrafen. Plötzlich fiel aber sein Blick von Neuem auf den Eingang und nun sah er daß sich hier der heilige Hirte nur Bischof und nicht Erzbischof genannt hatte, und jetzt blickte er auf einmal die ganze Schelmerei durch. Eh' er noch wieder des Morgens in den Wagen stieg, schickte er einen Brief an den König mit der Post voraus, in welchem er Friedrich seinen Eifer bezeigte wieder zu ihm zu kommen und ihm erzählte: wie der Dämon der Finsterniß es versucht habe ein frommes Lamm gegen seinen Hirten zu empören: „Allein," setzte er hinzu: „es ist des Teufels Schicksal daß er sich immer, wenn er Böses stiften will, in seinen eigenen Schlingen fangen muß und ihm ein Streich passirt durch den seine feinsten Plane zu Schanden gemacht werden. Dies ist auch diesmal der Fall gewesen: der Vater der Zwietracht hat es vergessen den Hofkalender nachzuschlagen, dieses Werk, das nach dem Ausspruch des allerchristlichsten Königs, nach der Bibel die mehrsten Wahrheiten enthält, und es ist ihm dadurch das Quid pro quo passirt, daß er den Hirten der frommen Stadt Aix zu einem Bischof

statt zu einem Erzbischof gemacht hat, wodurch denn sein ganzer feiner Plan gescheitert ist. Mich anlangend, so ist es mein Vorsatz, sobald ich Ew. Königl. Majestät meine Huldigung werde gebracht haben, mich hinzusetzen und eine gelehrte historisch = philosophische und christliche Abhandlung über die Ränke und Kniffe des bösen Feindes zu schreiben, wodurch ich, wenn auch nicht diesen selbst zu bekehren, doch Andere vor dessen Fallstricken zu bewahren hoffe; einstweilen habe ich aber vorläufig bereits an den heiligen Vater nach Rom geschrieben und diesem die heillosen Umtriebe des Geistes der Finsterniß gemeldet, damit Se. Heiligkeit schleunige Anstalt treffen können, nicht allein den alten Störenfried mit einigen neuen Anathemen zu belegen, sondern auch dessen untergeschobenes Werk in den Index aufzunehmen."

Die Verheirathung des Marquis war der dritte Grund weshalb Friedrichs Gewogenheit für ihn nachließ. D'Argens vermählte sich während des Laufes des siebenjährigen Krieges mit der Mademoiselle Cochois der ältern, einer Schauspielerin vom französischen Theater in Berlin. Die Familie Cochois war seit langer Zeit bei dem Berliner Theater: Vater und Mutter waren bereits todt; der Sohn, der vorzüglich als Komiker glänzte, dagegen nach Rußland gegangen, wo er einen bedeutenden Gehalt und vielen Beifall erhielt. Dennoch gefiel er sich dort so wenig, daß er nur darauf dachte dies Land wieder zu verlassen, und da dies die Verhältnisse nicht sogleich erlaubten, darüber in eine Schwermuth verfiel die ihn ziemlich jung in das Grab stürzte. Mademoiselle Cochois die ältere, hatte noch eine jüngere durch Schönheit ausgezeichnete Schwester, die eine Anstellung bei dem Ballet der Oper in Berlin hatte.

Die Marquise d'Argens war übrigens eher häßlich als schön zu nennen, aber sie besaß viel Geist und viele Kenntnisse; sie malte außerordentlich gut, war sehr musikalisch und sprach außer Französisch, Deutsch und Italienisch, auch Lateinisch und verstand sogar etwas Griechisch, das sie

aus Gefälligkeit gegen den Marquis erlernte. Dieser hatte ihr selbst das Hebräische beibringen wollen, doch hatten die Buchstaben und das Alphabet dieser Sprache sie zurückgestoßen. Ihren Charakter betreffend, so war sie sanft, offen, gutmüthig und liebevoll, und mit dem einfachsten Wesen von der Welt, verstand sie die Kunst sich allgemein beliebt zu machen.

Der Marquis hatte seine Verbindung mit Demoiselle Cochois ohne Wissen des Königs während des siebenjährigen Krieges geschlossen. Nach dem Frieden mußte man sich entschließen die Sache zu erklären, aber dies war mißlich, und die ganze philosophische Gesellschaft von Sanssouci wurde dazu in Bewegung gesetzt. Nachdem man auf diese Art lange hin und her überlegt hatte, faßte man endlich den Beschluß: die Marquise sollte im Garten zu Sanssouci zu der Stunde umhergehen, wenn der König darin zu spazieren pflegte, sie sollte ihre Toilette dabei so einrichten, daß dieselbe zwar in die Augen fallend aber doch auch wieder äußerst anständig und bescheiden wäre, und Mylord Marechal dann für das Uebrige sorgen. Dieser Plan wurde ausgeführt und als der Lord welcher Friedrich begleitete, bei einer Allee vorbeikam in welcher die Dame sich befand, da grüßte er die Marquisin wie eine Person die man kennt und achtet. Wie man erwartet hatte, so fragte jetzt der König: „Wer ist diese Dame?" und Marechal erwiederte ganz einfach und mit einer Art von Gleichgültigkeit: „die Marquise d'Argens." — „Wie!" fuhr der Monarch überrascht und mit einem ernsten Tone fort, „ist der Marquis verheirathet?" — „Ja Sire." — „Und seit wann?" — „Bereits seit einigen Jahren." — „Ohne mir etwas davon zu sagen!" — „Es war während des Krieges und man wollte Ew. Majestät damals nicht mit solchen Kleinigkeiten belästigen." — „Wen hat er denn geheirathet?" — „Mademoiselle Cochois." — „Mademoiselle Cochois! Das ist eine Tollheit, die ich ihm nicht zu gute halten werde." Es bedurfte in der That einer geraumen Zeit und vieles Zuredens

um den König zu besänftigen, und während der ganzen Periode wurde d'Argens weder an Hof gerufen noch wagte er es, sich zu zeigen. Endlich ergab sich Friedrich in die Sache; er sah d'Argens wieder, erwähnte aber dessen Gemahlin nie.

Uebrigens hatte der König längst gewußt daß der Marquis Demoiselle Cochois schon seit geraumer Zeit kannte und ihr sehr ergeben war, allein in den Augen der Politik pflegen dergleichen Beweggründe nichts zu gelten. Ich will hier noch eine Anecdote anführen, in welcher der König eine Rolle spielte und die die Anhänglichkeit Beider zu einander zeigt. Mademoiselle Cochois hatte dem Marquis aus einem reichen seidenen Kleide welches sie auf dem Theater als Königin zu tragen pflegte, einen Schlafrock gemacht. Als sie ihm denselben schickte, war der Marquis so entzückt darüber, daß er ihn sogleich anlegte und ihn nun so nach seinem Geschmacke fand, daß er ihn den ganzen Abend nicht mehr ausziehen wollte. Dennoch sollte er gegen sieben Uhr zum Könige zum Soupér: um dies zu vermeiden, ließ er sich jetzt krank melden. Aber Friedrich war unterdessen von allen diesen Dingen unterrichtet worden und um die Lüge wegen des Krankseyns zu bestrafen, und den Marquis mit seinen schäferlichen Gesinnungen zu necken, verkleidete er sich als Priester und ließ sein ganzes Gefolge sich ebenfalls schwarz anziehen, worauf dann Alle in Prozession zu dem Marquis hinabzogen, der unter den Zimmern des Königs wohnte. Derjenige welcher vorauf wandelte, hatte dabei eine Klingel in der Hand die er so hell ertönen ließ, daß man ihn bereits in den Zimmern hörte als der Zug noch auf der Treppe war. Neugierig durch diesen Lärm gemacht, kam La Pierre herbei und merkte nun sogleich daß dies wohl seinem Herrn gelten würde, den er schnell davon benachrichtigte. Um nun, da er sich hatte krank melden lassen, nicht außerhalb des Bettes gefunden zu werden, legte sich d'Argens schnell mit dem Schlafrocke nieder und zog die Decke hoch über sich weg. Jetzt trat die Prozession langsam

und feierlich in das Zimmer und bildete einen Halbkreis um den angeblichen Kranken. Der König, welcher den Zug beschloß, stellte sich hierauf in die Mitte des Kreises und verkündete dem Marquis mit feierlicher Stimme, daß die Kirche, immer eine gute Mutter selbst gegen ihre ungerathenen Söhne, ihm ihren Trost und ihren Beistand in der mißlichen Lage in welcher er sich befände, schicke. Hierauf ermahnte er ihn, in sich zu gehen und seine vielen und schweren Sünden zu bereuen, dann aber zog er dem Marquis plötzlich die Decke weg und goß eine ganze Flasche Oel über ihn und den schönen Schlafrock aus, indem er ihm dabei die Versicherung gab, daß ihm diese reichliche Salbung den Weg in die andere Welt ungemein erleichtern würde. Hierauf zog sich die Gesellschaft eben so feierlich als sie gekommen war, zurück und d'Argens war fast in Verzweiflung, daß ihm sein geliebter Schlafrock so schmählich für immer verdorben worden war und fand diesmal an einem Scherz durchaus kein Behagen, den er sonst in ähnlicher Art oft schon Andern hatte mitspielen helfen, da der König, wie bekannt, in früheren Jahren dergleichen Mystificationen sehr liebte.

Die letzte Ursache der Gleichgültigkeit Friedrichs in späterer Zeit gegen seinen Freund, entsprang aus dem Vertrag den Beide in den ersten Jahren ihres Zusammenlebens mit einander gemacht hatten. Damals war es daß der Marquis erklärte, er wolle sich dem Dienste des Königs bis zu seinem siebzigsten Jahre widmen, dann aber um so mehr um seinen Abschied bitten, da man in diesem Alter keine gute Rolle mehr am Hofe zu spielen pflege und leicht überlästig werde. Friedrich welcher einen Zwischenraum von dreißig Jahren bis zu dieser Zeit vor sich sah, nahm die Bedingung bereitwillig an. „Wohlan,“ sprach der Marquis, „an dem Tage also wo ich mein siebzigstes Jahr erreiche, werde ich Ihnen mein Taufzeugniß senden; Sie werden es als meinen Todtenschein betrachten und sagen: d'Argens ist nicht mehr.“ — „Gut, ich willige ein,“ antwortete der

König: „aber wo werden Sie sich dann hinbegeben?" — „In den Schooß meiner Familie, um hier die paar Tage die mir noch bleiben, vollends hinzuvegetiren und dann wirklich zu sterben." — „Dann werden Sie sich wohl vorher noch bekehren und fromm werden?" — „Ja Sire, ein frommer Dankbarer für alle Ihre Güte und ein heißer Bewunderer alles dessen was Sie für die Menschheit, für die Wissenschaft und den Ruhm werden gethan haben." — „Sehr schön; allein es giebt hienieden noch eine andere Religion, von welcher Sie bisher kein besonderer Anhänger waren: wie ist es, werden Sie die Maske derselben vornehmen, während Sie Ihr ganzes Leben sie verspotteten? werden Sie die kleinlichen Ceremonien derselben vor Ihrem Ende noch mitmachen?" — „Ja Sire, ich werde mich aus Freundschaft für meinen Bruder und wegen des Interesses meiner Familie, dazu entschließen." — „Das heißt mit anderen Worten, Sie werden das Interesse der Philosophie aufgeben und ihr untreu werden." — „Ich hoffe daß kein Denkender sich dadurch wird täuschen lassen; und wenn auch die Rolle die ich dann spielen werde, nicht sehr edel erscheint, so wird man sie mir, hoffe ich, des guten Zweckes wegen verzeihen und es mir nicht zurechnen, daß die Verhältnisse in der Welt einmal so sind, daß ich um den Meinigen nicht zu schaden, so handeln mußte."

Dieser oft unter Beiden besprochene Gegenstand war, so lange der Termin noch weit hinauslag, für den König ein Stoff zur Unterhaltung: man konnte glauben daß Zeit, andere Verhältnisse, Interessen und Verbindungen, kurz die Unbeständigkeit aller menschlichen Vorsätze hienieden, diesen Plan des Marquis abändern würde und es ist möglich daß dies wirklich geschehen wäre, wenn d'Argens seinen Bruder verloren hätte oder der König immer der alte gegen ihn geblieben wäre. Aber die Freundschaft der beiden Brüder wuchs mit den Jahren: mit jeder Reise die der Marquis nach Frankreich machte, nahm ihn sein Bruder zärtlicher

und inniger auf, und nothwendig mußte ihm hierdurch der Zwang und die Unbehaglichkeit die er in späterer Zeit in des Königs Nähe empfand, immer größer erscheinen und ihn in seinem ersten Vorhaben bestärken, so daß er zuletzt mit wahrer Sehnsucht seinem siebzigsten Geburtstage, als dem Tage seiner Befreiung aus drückenden Verhältnissen, entgegensah. Bei der Reise, die er 1763 zu seinem Bruder machte, trat ihm dieser zu Aiguilles ein Stückchen Land ab, das ihm besonders zuzusagen schien, um sich hier ein Haus und einen Garten anlegen zu können. Der Plan dazu wurde von beiden Brüdern entworfen und sogleich an die Ausführung geschritten, so daß 1766 durch die Sorge des Präsidenten alles vollendet, das Haus gebaut und meublirt, der Garten angelegt und wohl in Stand gesetzt war. Der Termin war indessen ebenfalls abgelaufen, aber der Marquis wagte es nicht abzureisen. Seit lange schon hatte man des Vertrages mit keinem Worte mehr gedacht und wenn d'Argens einmal von ferne darauf anspielte, dann wurde der König immer übellaunig, so daß der Erstere wohl sah, er würde sich durch ein weiteres Berühren dieses Punktes den bittersten Vorwürfen und Kränkungen aussetzen.

Man kann leicht denken wie unangenehm diese Lage jetzt dem Marquis wurde, und sein Kummer darüber stieg zuweilen zu einer Höhe, die es ihm nothwendig machte sein Herz gegen einen Freund auszuschütten. „Ach," sprach er einst zu mir, als ich mich allein bei ihm befand, „hoffe doch Keiner jemals einen König bekehren zu können! Vergebens wähnt man daß Philosophie und Wissenschaften, selbst wenn sie dieselben selbst betreiben, ihren Sinn mildern. Könige sind Löwen die man vergeblich zu zähmen sucht; ihr Instinkt erwacht immer wieder wenn man es am wenigsten erwartet und man wird ihr Opfer, mag man es machen wie man will." — „Glauben Sie wohl," sprach er bei einer anderen Gelegenheit zu mir, „daß ein großer König es vermag einiges Gefühl für einen Einzelnen zu bewahren? Mag auch die

Natur ihn mit allen Geist und Talenten welche die Herzen gewinnen, begabt haben, mögen ihn die Musen zu ihrem Liebling erwählen, mag selbst seine Seele von Haus aus den sanfteren Empfindungen offen seyn: was ist dies alles gegen die Verführung der Macht! Was kann in den Augen dessen der jeden Augenblick über das Loos von Nationen entscheidet, der Einzelne noch seyn? was kann das Atom dem seyn der über Massen zu befehlen gewohnt ist? Täuschen wir uns in dieser Hinsicht nicht: Fürsten die dem weichen Gefühle des Mitleids oder ähnlichen Empfindungen offen bleiben, haben nie selbstgeherrscht und sind nur schwache Seelen. Wie kann auch z. B. ein Fürst der lange Kriege führte, dem wahren Mitleiden noch Raum in seiner Brust geben? Muß nicht ein Mensch der so viel mal Tausende sich für ihn in den Tod stürzen sah, dessen Ruhm auf Leichenfeldern emporsproß, zu sich selbst sagen, wenn er diese Todten und diese Verstümmelten erblickt: dies sind die Werkzeuge mit denen ich meine Größe baute, dies ist der Grund auf denen meine Macht ruht und über deren Hügeln mein Name der Unsterblichkeit zufliegt! Wie kann ein solcher Mensch andere Menschen noch für etwas rechnen? wie sich für ihr Recht und ihre Leiden interessiren? Nein! selbst mit den schönsten ursprünglichen Eigenschaften, muß seine Seele vertrocknen und kalt und hart werden. Und welche Thorheit ist es mit solch einem Wesen noch von Freundschaft zu reden! Dieser Name geht spurlos an seinem Ohre vorüber und wird auf seinen Lippen zur Heuchelei oder Lästerung."

Dies waren die finsteren Ideen die den Marquis in der letzten Zeit seines Aufenthaltes bei dem Könige quälten, und die er, als die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Erfahrung und als den Lohn für sein Vertrauen, mit in seine Heimath nahm.

Die siebzig Jahre waren demnach längst vorüber und d'Argens wagte es nicht sein Taufzeugniß vorzulegen:

ja er konnte sich nicht einmal entschließen weder von seinem Alter noch auch nur von einem neuen Urlaub zu reden, und nachdem er lange auf diese Art gegen seine Schwäche, oder wenn man lieber will, gegen seine Klugheit gekämpft hatte, ergab er sich endlich darin, ein Opfer seiner Anhänglichkeit an den König zu werden und bei ihm zu bleiben bis der Tod einen von Beiden abrief. In diesem Vorsatze war es, daß er endlich um einen Urlaub auf sechs Monate anhielt um seine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen und seinen Bruder noch einmal zu umarmen. Nur ungern ertheilte König Friedrich diese Erlaubniß und d'Argens mußte ihm auf Ehrenwort versprechen, in der bestimmten Frist zurückzukehren.

Ich werde nicht nöthig haben zu bemerken, wie froh der Marquis den Weg von Berlin nach Aix machte, und wie schwer es ihm wurde nach Ablauf der Zeit zurückzukehren, um seine alten Fesseln, die ihm nach und nach so drükkend geworden waren, wiederaufzunehmen; allein er hatte sein Wort gegeben und wollte es erfüllen.

So viel Anstrengungen über sich selbst in seinem bereits weit vorgerückten Alter, konnten jedoch nicht verfehlen nachtheilig auf seine Gesundheit zu wirken. Sein Uebelbefinden vermehrte sich von Tage zu Tage und plötzlich sah er sich zu Bourg-en-Bresse auf der Rückreise von einer ernstlichen und schweren Krankheit befallen. Einzig damit beschäftigt ihn zu pflegen und zu warten, vergaß seine Gemahlin aber nach Berlin zu schreiben und der Termin seines Urlaubs lief in dieser Zeit somit ab, ohne daß man Nachricht von dem Marquis erhielt. Jetzt kam Friedrich auf den Gedanken, d'Argens habe ihn hintergehen wollen; es wurde zu dessen Schwester und zu allen Akademikern die in einiger Verbindung mit ihm standen, geschickt, um sich zu erkundigen, ob nicht Nachrichten von ihm eingegangen wären, und da hier überall eine verneinende Antwort erfolgte, so verwandelte sich jetzt des Königs Vermuthung in Gewißheit und sein Zorn

und sein Unwille über diesen Verrath, kannte keine Grenzen. Auf der Stelle gab er Befehl an die Cassen die des Marquis Gehalt zu zahlen hatten, ihm ferner nichts verabfolgen zu lassen, der Name des Flüchtlings wurde aus den Listen der Akademie gestrichen, kurz der alte, treue Freund wie ein Verräther behandelt. Als Sulzer diese Befehle in Betreff der Akademie empfing, hielt er es für seine Pflicht d'Argens von dem Vorgefallnen im Geheim zu benachrichtigen: er gab dieserhalb einen Brief an einen Reisenden, welcher ihm versprach dies Schreiben dem Marquis selbst zu übergeben falls er ihm auf dem Wege begegnen sollte, wo nicht, es an den Präsidenten d'Eguilles durch die Post zu senden.

In der That fand der Reisende den Marquis zu Bourg-en-Bresse eben wieder von seiner Krankheit genesen und in Begriff nach Berlin abzugehen. Der Brief machte auf ihn die Wirkung die man erwarten konnte: er wurde aufgebrachter dadurch als betrübt. In vollem Eifer setzte er sich hin und schrieb dem König, und obschon Niemand diesen Brief jemals sah, so kann man sich doch leicht denken, in welch' einem Tone er abgefaßt war; hierauf kehrte d'Argens aber in seine Heimath zurück, die er nur noch bei Gelegenheit einiger kleinen Reisen in der Provence verließ.

Bei einer dieser Reisen war es daß er im Januar 1771 zu Toulon an den Folgen einer Indigestion, mit einer Ruhe und Fassung starb, die merkwürdig gegen seine frühere kindische Furcht vor dem Tode abstach. So wie man seinen Tod in Potsdam erfuhr, sandte der König der Frau von d'Argens die nöthige Summe um ihrem Gemahl ein Denkmal errichten lassen zu können. Dieses Monument von Marmor wurde in der Kirche der Minoriten zu Aix, wo sich die Begräbnißstätte der Familie des Marquis befindet, errichtet, und erhielt eine von Friedrich selbst für den Freund, dem er auf einen bloßen Verdacht die durch dessen vieljährige Dienste, Anhänglichkeit, Offenheit und Hingebung so wohl verdiente Pension entzog, verfaßte Grabschrift.

Ich will hier noch ein paar Züge von d'Argens und dessen Bruder, dem Präsidenten d'Eguilles, erwähnen, wodurch der Charakter von Beiden noch mehr ins Licht gesetzt wird.

Bald nach seiner Rückkehr in die Provence (den 18ten Decbr. 1769) versammelte d'Argens die ganze Familie im Schlosse zu Eguilles und erklärte vor derselben in Gegenwart eines Notarius und mehrerer Zeugen, daß die von ihm bei seiner vorigen Reise unter dem Namen einer Mademoiselle Minna Giraud und einer Nichte seiner Frau, mitgebrachte junge Person, seine am 15ten April 1754 in rechtmäßiger zu Berlin am 21sten Januar 1749 mit Mademoiselle Cochois vollzogener Ehe erzeugte Tochter sey, deren Geburt man bis daher nur in der Furcht verheimlicht hatte, daß die damals noch lebende Mutter des Marquis d'Argens, diese Ehe nicht billigen würde. In Folge dieser Erklärung, wurde nun die bisherige Demoiselle Minna Giraud bei dem Parlament von Aix als Demoiselle Barbe de Bayer-d'Argens anerkannt, welchen Namen sie auch bis 1774 trug, wo sie den Hrn. von Magallon, Generaladvocaten des Parlaments der Provence, beirathete *). Ihre Mutter, die Marquise d'Argens, beschloß ihr Leben nach dem Tode ihres Gemahls in der Zurückgezogenheit die dieser sich die letzten Jahre seines Lebens gewählt hatte, d. h. in dem von ihm erbauten Hause bei d'Eguilles dem er den Namen Mon repos gab.

Bei der Rückkehr des Marquis d'Argens in sein Vaterland und in den Schooß seiner Familie, erhob sich zwischen dem Präsidenten d'Eguilles und ihm ein für beide Brüder gleich ehrenvoller Streit. Der Präsident erklärte, daß er die Enterbungsacte welche ihr Vater früher gegen den

---

*) Die jetzige Marquise von Perrier ist eine Tochter dieser Frau von Magallon.

Marquis ausgefertigt, nie habe ratificiren lassen, und dieser daher seinen Theil an der Hinterlassenschaft ihres Vaters in Empfang nehmen sollte, und der Marquis weigerte sich dies einzugehen, weil er dadurch, wie er behauptete, die Kinder des Marquis um einen Theil ihres Vermögens bringen würde. Dieser Wettstreit brüderlicher Liebe und Uneigennützigkeit, wurde endlich dahin geschlichtet, daß der Marquis einen kleinen Theil seines eigentlichen Erbes von seinem Bruder annahm, was verbunden mit dem was er sich während seines Aufenthalts in Preußen erspart hatte, hinreichend war, ihm ein ruhiges und sorgenfreies Alter zu sichern.

(Le Catt.)

Ich habe so oft Gelegenheit gehabt Hrn. Le Catt im Laufe dieses Werkes zu erwähnen, daß ich mich in Betreff seiner jetzt kürzer fassen kann. Sein kalter und ernster Charakter hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, ihn wenn auch nicht immer in Gunst, doch in seinem Posten von der Mitte des siebenjährigen Krieges an bis zu Ende von Friedrichs Regierung, zu erhalten. In den letzten Jahren verlor auch er jedoch bedeutend von seinem Ansehn. Verdiente er dies? Ich weiß es nicht; soviel jedoch daß er weder in der königlichen Familie noch im Publicum beliebt war. Das Erstere kam allem Anscheine nach daher, daß er sich äußerst streng in dem Cirkel seiner Verpflichtung hielt und daher die Verwandten des Königs nicht leicht einen Dienst von ihm erwarten durften; möglich daß dies auch die Ursache war warum man ihm im Publicum nicht wohlwollte. Ich hörte Viele und selbst mehrere von seinen Landsleuten, sich darüber beklagen, daß er sie getäuscht hätte. Wie war es aber möglich auf dem Schauplatze wo er stand, zu leben, ohne in dieser Hinsicht so Manchem zu mißfallen? Die Eitelkeit verführt dazu nicht zu gestehen, wie wenig Einfluß man eigentlich hat, und natürlich werden nun Dinge verlangt die

man nicht die Macht besitzt vollführen zu können. . . . . Mich anlangend, so habe ich mit Hrn. Le Catt immer auf dem Fuß einer artigen Zuvorkommenheit gelebt und bin mit ihm nie in die Lage gekommen, genau über die Beschuldigungen die man ihm machte, urtheilen zu können.

Als der König seinen Doctor der Sorbonne hatte, erschien Hr. Le Catt, wenigstens in den Augen des Publicums, als ein aus der Gunst gefallener Höfling, und gewiß ist, daß er später, selbst als sein angeblicher Nebenbuhler sich wiederzurückzog, nie wieder den früheren Grad von Gunst und Gewogenheit erhielt. Bemerken muß man jedoch, daß sich sein Gesicht nach und nach geschwächt hatte und daß es daher leicht möglich ist, daß seine angebliche Ungnade nur eine Folge seiner aus diesem Umstande entspringenden wenigeren Brauchbarkeit war, so daß er, seinem Herren minder nützlich geworden, auch von da an minder angenehm erschien.

Ich hörte später daß nach dem Tode des Königs von ihm in Berlin nicht mehr die Rede war, obschon er als Akademiker, Pensionair und Privatmann der von seinem Gelde lebt, im Lande blieb. Mir hat er nach dieser Epoche in der ersten Zeit der Revolution zweimal geschrieben um mich aufzufordern, ihm einen Verleger für Friedrichs sämmtlich hinterlassene Schriften zu schaffen, von denen er eine weit vollständigere Sammlung besaß, als die ist welche bei Treuttel erschien *). Er sandte mir dabei ein Verzeichniß dieser Sachen in welchem man mehrere bemerkenswerthe Artikel findet die dem Publicum gänzlich unbekannt sind; da er jedoch einen zu hohen Preis verlangte und überdem die Zeit damals viel zu wild und verworren war um in Frankreich

---

*) Es ist bemerkenswerth daß keine einzige vollständige und fehlerfreie Ausgabe der Schriften des großen Königs existirt, und wahrhaft unbegreiflich, wie die Nation, deren Ehre dieser Monarch war, so sorglos hierin hat seyn können.

an Unternehmungen dieser Art denken zu können, so vermochte ich ihm nicht zu dienen.

Hr. Le Catt starb bereits vor geraumen Jahren indem er noch das Unglück erlebte, vor seinem Ende in völlige Blindheit zu versinken. Was aus seiner so sorgfältig in länger als dreißig Jahren zusammengebrachten Sammlung von Manuscripten des großen Königs geworden ist, weiß ich nicht.

(Quintus Icilius, die beiden Favrats und der Abbé von Paw.)

Guichard, entsprossen aus einer bürgerlichen und unbemittelten Familie, wurde zu Magdeburg geboren, wo sich seine Eltern, Abkömmlinge von französischen Refugiés, niedergelassen hatten. Vor dem Potsdamer Thore in Berlin wohnte ein Vetter von ihm, mit Namen Lacroix, ein damals berühmter Kunstgärtner, der sich, der Himmel mag wissen aus welchen Gründen? glaubte germanisiren zu müssen und sich dieserhalb Kreuz nannte. Dieser Verwandte wurde von Guichard fortwährend nicht beachtet, da ihm sein Stand zu gering erscheinen mochte. Guichard hatte in seiner Jugend studirt und war nach Holland gegangen wo er eine Professur in Leyden erhielt. Kurz vor dem siebenjährigen Kriege machte er eine Reise in sein Vaterland und Friedrich, der viel zu seinem Lobe von ihm vernommen hatte, wünschte ihn bei dieser Gelegenheit zu sehen. In der That fand er in ihm einen Mann von vorzüglichen Kenntnissen, besonders in der alten Literatur und namentlich in allem was Julius Cäsar, dessen Feldzüge, Taktik und Calenderverbesserung betraf. Dieses Wissen brachte Friedrich auf den Gedanken, ein Mann der so vielfach über Kriegswissenschaften nachgesonnen hätte, müsse ein guter Officier seyn und dieserhalb war es, daß er ihm vorschlug, sein Katheder mit einem Regimente Jäger zu Fuß zu vertauschen.

Um diese Zeit sprach der Monarch eines Tages mit ihm über Cäsar und dessen Unterbefehlshaber und fragte ihn dabei plötzlich, welchen von den Letzteren er wohl für den ausgezeichnetsten und Cäsar ergebensten hielte? „Quintus Icilius," erwiederte Guichard. — „Wohlan!" fuhr der König fort, „so sollen Sie hinführo diesen Namen tragen; ich verleihe Ihnen denselben hiermit und hoffe Sie werden ihn suchen zu verdienen." In der That wurde Guichard von diesem Augenblicke an, nur noch mit diesem Namen genannt und mit demselben in den Armeelisten aufgeführt. Der König bildete ein Jägerregiment für ihn das Guichard bis 1763 commandirte, wo es nach dem Abschluß des Friedens entlassen wurde. Was ich von dieses ehemaligen Professors-Kriegsthaten weiß, beschränkt sich darauf, daß er mehrentheils mit seinem Corps in Sachsen stand.

Der Capitain Favrat, von dem ich früher bereits sprach, hatte in diesem Corps gedient und von ihm erfuhr ich daß Quintus nach der Eroberung von Sachsen, den Befehl erhielt, das Schloß des Grafen Brühl auszuleeren, ein Auftrag der von ihm in vollem Maaße erfüllt wurde: ferner daß er, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, einst mit seinem Regimente von einem überlegenen österreichischen Corps abgeschnitten und umringt wurde. Aus dieser gefährlichen Lage hatte ihn Favrat gerettet, indem derselbe mit seiner Compagnie sich so tapfer und hartnäckig dem Feinde entgegenstellte, daß Quintus dadurch die Möglichkeit erhielt, mit dem Reste des Regimentes zu entschlüpfen. Favrat, dem von zweihundert und einigen Mann, zuletzt nur noch ein Officier und siebzehn Soldaten blieben, sah sich endlich genöthigt sich zu ergeben, nachdem er selbst sechs Wunden empfangen hatte: Quintus war jedoch dankbar genug diese Aufopferung seinem Freunde nicht zu vergessen. Er empfahl ihn dem Könige und Beide, sowohl der Obrist als sein Capitain, kamen nach dem Frieden in die Suite des Monarchen.

Trotz der Verbindlichkeiten die diese beiden Männer sich einander hatten, und trotz der Freundschaft die sie zu einander hegten, waren sie doch Beide öfters sehr übel auf einander zu sprechen und ich hörte mehrmals den Capitain im vollen Verdruß, den Obersten einen Narren nennen, der nichts für seine Freunde thäte, und diesen wieder den Capitain als einen eigensinnigen Rechthaber bezeichnen, mit dem kein Auskommen sey und der zwar ein guter Officier, aber ein unverwüstlicher lockerer Geselle wäre. Uebrigens lebten Beide auf einen äußerst vertrauten Fuß zusammen und ich hörte einst selbst mit an wie Favrat mit den Worten bei Quintus in's Zimmer trat: „Herr Bruder, hast Du Geld? ich habe nicht einen Groschen." — „Sieh einmal in dem Schubfache dort nach," erwiederte der Obrist, „vielleicht liegen noch einige Ducaten darin." Favrat zog den Kasten heraus, zählte das Geld nach und sprach: „Es sind so und so viel; ich nehme die Hälfte." Damit war die Unterredung geendet und der Capitain entfernte sich. Man hatte ihm den Beinamen Capitain Ungestüm gegeben und in der That verdiente er denselben und führte ein Leben das ihn, trotz seiner robusten Körperbeschaffenheit, früh in das Grab stürzte.

Favrat war aus Savoyen und nannte sich von Favrat. Hr. Dû Lûc des Maison, den ich unter den Hofmeistern bei der Ritterakademie erwähnte, und der ebenfalls aus diesem Lande war, hat mir jedoch versichert, dessen Familie sey nicht von Adel, sondern der Vater des Capitains weiter nichts als ein ehrlicher und wohlhabender Landmann gewesen, der eben ein solcher Tollkopf wie sein Sohn, diesen sowie dessen Brüder, einer seltsamen Veranlassung wegen, gleichsam aus dem Hause jagte. Ein Verwandter der Familie nämlich hatte bei einem Streite seinen Bruder ermordert und der alte Favrat, ergriffen von diesem schauerhaften Ereignisse, fürchtete nun es möchte sich unter seinen Söhnen wiederholen und faßte daher den Entschluß, sie alle so wie sie heranwüchsen, fort und aus dem Lande zu schaf-

sen, so daß sie einander nicht mehr zu nahe kämen. Favrat bestätigte mir später diese Aussage des Hrn. Dü Lüc und erzählte mir, er sey ohngefähr achtzehn Jahre alt gewesen, als sein Vater eines Abends ganz ruhig zu ihm gesagt hätte: „Morgen früh um 4 Uhr wirst Du mit unserm alten Diener abreisen und thun was Dir dieser sagt. Lebe wohl.“ Dies war der ganze Abschied gewesen den der Sohn von seinem Erzeuger erhielt. Der Diener war mit ihm abgereist, hatte ihn bis Trient gebracht, ihm hier ein gutes Pferd, einen wohlgefüllten Mantelsack und funfzig Louisdore mit einem Briefe von seinem Vater übergeben, in welchem ihm dieser gebot, sich einen Stand zu wählen und nie wieder zurückzukehren.

Seine weiteren vielfachen Abenteuer und die Rollen welche er gespielt hatte, eh' er in König Friedrichs Dienste trat, erzählte mir Favrat gleichfalls, doch beschränke ich mich hier darauf blos zu sagen, daß er nachdem er einige Zeit in österreichischen Diensten gestanden hatte, zu Anfang des siebenjährigen Krieges in die des Königs von Preußen übertrat.

Dieser Capitain war nicht der einzige seines Namens im preußischen Heere; es gab noch einen Favrat der als Major in der Suite des Königs diente und einer der schönsten Männer war. Diese beiden Favrats nannten sich Brüder, Dü Lüc eröffnete mir jedoch im Vertrauen, wie diese Verwandtschaft entstanden war. Der Major, dessen wahren Namen ich vergessen habe, war zwar ein Landsmann aber durchaus kein Verwandter von dem Capitain. Nachdem er einige Studien gemacht, war er als gemeiner Soldat in französische Dienste getreten und hatte hier ohngefähr sieben Jahre verweilt; dann war er nach Deutschland desertirt und hatte hier den ehemaligen Oesterreicher gefunden, mit ihm die Brüderschaft geschlossen und so waren Beide in preußische Dienste gekommen, wo der letztere Favrat als Lieutenant in ein Freicorps trat und bald durch Talente und Bravour sich so auszeichnete, daß er zu höheren Graden be-

fördert wurde. Später hatte er eine Enkelin des berühmten Montecuculi geheirathet, die zwar äußerst häßlich und bucklich, aber reich war: Beide lebten jedoch zu meiner Zeit nicht zusammen, sondern sie in Böhmen oder Schlesien, und er in Potsdam wahrhaft als eine Art von Eremit. Nie sah er Gesellschaft bei sich, nie ging er anders aus als zur Parade, die er niemals versäumte. Hier grüßte er jeden sehr höflich, näherte sich aber keinem und sprach mit keinem, sondern stand unbeweglich die ganze Zeit über da um nach Vollendung der Wachparade wieder in sein Logis zurückzukehren und sich bis zum nächsten Tag gleichsam zu verschließen. Eines Abends brachte ihn der Capitain Favrat bei einer kleinen Reise nach Berlin, mit zu mir zum Abendessen und ich konnte nicht umhin ihm meine Verwunderung über seine Art zu leben zu bezeigen. Er erwiederte mir: „Ich bin hierzu gezwungen, denn auf jeden Fall würde der Hr. von Anhalt es mir sehr übel nehmen, wenn ich mich dem Könige oder dem Kronprinzen zu nähern suchte: alle Drei dürften es aber nicht wohl vermerken, wenn ich gegen Andere nicht eben so zurückhaltend seyn wollte, als gegen sie. Dies Leben ist allerdings langweilig," fuhr er fort, „denn ich muß mich gleichsam zu einem unumgänglichen Bären machen, doch suche ich mich durch Arbeiten über militärische Gegenstände zu zerstreuen und wer weiß, wo mir dies einmal nicht Nutzen bringt."

Dieses schlaue und durchdachte Benehmen, verfehlte auch nicht dem Major Früchte zu tragen. Nicht lange so wurde er zum Commandeur eines Regimentes an der polnischen Grenze ernannt. Hier blieb er bis zur Epoche von Romanzow's berühmtem Feldzug gegen die Türken, wo man plötzlich mit Erstaunen hörte, daß er seinen Abschied erbeten und erhalten hätte und sich nach Savoyen zurückziehen würde. Da er jedoch Polen so nahe war, so wollte er dies Land vorher noch kennen lernen eh' er den Norden verließ. Angekommen in Warschau, befiel ihn das Verlangen die

russische Armee zu sehen, dann wollte er aber auch das türkische Heer in Augenschein nehmen und endlich, nach sechs Monaten Abwesenheit, kehrte er durch die Türkei und Italien nach Deutschland zurück, wo er darum anhielt, wieder in Friedrichs Dienste zu treten und auch sogleich seinen Posten wieder bekam. Jetzt erst gingen den Leuten die Augen über das Ganze auf und man sah, daß alles nur eine Maske gewesen war. Bald rückte Favrat im Grade vor, wurde später General und bewies bei der letzten Theilung Polens, daß seine einsamen Studien nicht ohne Frucht für ihn geblieben waren.

Von dem andern Favrat hier nur noch einige Worte. Er war derjenige mit welchem ich von Nürnburg aus die Reise nach Berlin machte als ich nach Preußen zog. Seine Liebe zu allem Außerordentlichen zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Um einen hohen Preis hatte er die alte, abgenutzte und durchlöcherte Uniform gekauft, in welcher Friedrich seinen letzten Feldzug machte; ebenso besaß er einige ungemein seltene Bücher, die ihm gleichfalls schweres Geld kosteten und zu nichts nützten, und er selbst hatte eine Art von Memoiren geschrieben, die er mir einmal im Vertrauen zeigte und in denen er alles aufgemerkt hatte, was er in seinem bewegten Leben sah und hörte. Nach seinem Tode suchte ich diese Handschrift an mich zu bringen, allein sie war verschwunden und wahrscheinlich auf höheren Befehl der Neugier des Publicums entzogen worden.

Quintus, auf den ich hier noch einmal zurückkommen will, liebte die Franzosen nicht, obschon er selbst von dieser Nation abstammte. Er sagte ihnen alles mögliche Böse nach und suchte ihnen soviel er nur konnte zu schaden. Eines Tages, als ich den Abbé de Paw bei ihm fand, war gleichsam ein Wettkampf zwischen diesen beiden Leuten, wer der französischen Nation das mehrste Ueble nachzureden vermochte. Quintus setzte sie in politischer und militärischer, und Paw in literarischer Hinsicht herunter und dies

ging endlich soweit, daß der Letztere ganz ernstlich behauptete, es gäbe keinen Tertianer in Deutschland, der d'Alembert nicht in geometrischen Kenntnissen überträfe. Diese Abgeschmacktheit machte mich lachen und indem ich Favrat ansah, sprach ich zu ihm: „Capitain, was soll man dazu sagen?" — „Nichts," erwiederte er, „denn Sie sehen daß Sie hier ein paar Narren vor sich haben."

Dieser Abbé Paw, der damals sein Werk über America und dessen Bewohner herausgegeben hatte, wurde von Quintus so lange und so anhaltend gerühmt, daß der König endlich den Gedanken faßte, ihn in seine Nähe zu ziehen. Paw kam und blieb einige Zeit in Berlin und Potsdam, da er sich jedoch durch seinen absprechenden und anmaßenden Ton nicht wohlgefällig machte, so vernachlässigte ihn Friedrich bald, worauf Paw so klug war sich wieder zurückzuziehen und abzureisen.

Quintus verlor hierdurch eine Stütze in der Umgebung des Königs auf die er am mehrsten mit gerechnet hatte, und da er nun nichts mehr als sein eigenes Verdienst hatte was ihn halten konnte, so begann er von neuem sich mit seinen früheren Studien zu beschäftigen und die Werke auszuarbeiten, die uns von ihm geblieben sind. Sein Ansehn bei dem König sank jedoch immer tiefer und wie ich früher bereits erzählte, so versäumte dieser nicht leicht eine Gelegenheit ihn zu kränken. Einen Sommer, während welcher Zeit Quintus in Sanssouci beim Könige war, schien Friedrich besonders dazu bestimmt zu haben, ihn unaufhörlich zu ärgern, so daß die Mittagstafel gleichsam zur Marterbank für ihn wurde. „Sagen Sie doch," sprach er einmal über Tafel zu ihm, „wie viel Sie eigentlich aus dem Schlosse des Grafen Brühl gestohlen haben? Die Sache ist verjährt, Sie brauchen sich also nicht zu fürchten daß noch eine Untersuchung stattfinden wird und übrigens, wenn man aller Schaam längst so den Kopf abgebissen hat wie Sie, da kann man offenherzig seyn. Die ganze Welt

kennt Sie als einen Plünderer; Ihr Ruf hierin steht fest, also keine Umstände und heraus mit der Sprache: wie viel hat diese hübsche Geschichte Ihnen eingebracht?" Quintus durch eine Menge bitterer Spöttereien und boshafter Bemerkungen längst schon auf das Aeußerste gebracht, vermochte sich bei diesem Ausfalle nicht mehr zu halten. „Ew. Majestät," rief er, „könnten es wissen was der Handel damals einbrachte: es geschah auf Ihren Befehl; ich legte Rechnung ab und wir theilten." Mit diesen Worten stand er von der Tafel auf und verließ Sanssouci. Der König empfand dies Benehmen übel; ein ganzes Jahr verging eh' er ihn wieder rufen ließ; das Verhältniß aber zwischen Beiden blieb gespannt bis zu Quintus Tode, der übrigens seiner Frau und seinen Kindern fast nichts hinterließ; da er jedoch eine sehr gewählte und ansehnliche Bibliothek besaß, so kaufte diese der König für 8000 Thaler und schenkte sie der Bibliothek in Berlin, wo sie noch einen besonderen Theil der dortigen Büchersammlung ausmacht.

(Algarotti und Michelessi.)

Algarotti, der zum Grafen gemacht wurde ohne daß ich anzugeben vermag, weshalb, warum, wenn, und durch wen? war ein Mann von Geist, doch war dieser Geist mehr fein als tief und seine Kenntnisse mehr vielfach als gründlich. Liebe zu den Wissenschaften und zum Ruhm, führten ihn in mehrere Länder: vorzüglich hielt er sich geraume Zeit in England und Frankreich auf und schloß sich dann an Friedrich an. Diese Verbindung sagte jedoch Algarotti nur für einige Zeit zu; sey es nun daß er glaubte an diesem Hofe durch Andere verdunkelt worden zu seyn, oder daß das Clima des Landes ihm nicht zusagte oder sich nicht seine Hoffnungen wie er wünschte, erfüllten, genug er verließ Potsdam wieder und kehrte nach Venedig zurück wo er starb. Nachsagen muß ich ihm, daß ich Niemand in

Berlin fand der etwas Uebles von ihm zu sagen oder sich über ihn zu beklagen gehabt hätte.

Eine geraume Zeit nach Algarotti's Tode kam ein anderer Italiener, der Abbé Michelessi, ein geistreicher, kenntnißvoller und liebenswürdiger Mann, der gleichsam ein Schüler von Algarotti und dessen Familie sehr ergeben war, nach Berlin. Der Bruder des Grafen Algarotti hatte ihn zu dieser Reise veranlaßt deren Zweck es war, dem Könige die gesammelten Werke Algarotti's mit einer Widmungsepistel zu überreichen und sie dann in Berlin druk-ken zu lassen. Diese Huldigung so wie der Bote der sie überbrachte, wurden von dem König sehr gut aufgenommen. Der Hofbuchdrucker Decker übernahm den Druck und Merian die Besorgung der Herausgabe, die in sieben Bänden in Octav stattfand. Was und wie viel der Abbé Michelessi erhielt? weiß ich nicht, doch schien es mir damals als ginge der geheime Zweck seiner Sendung dahin, ihn in die Nähe des Königs zu bringen und so ihm einige bleibende Vortheile zu verschaffen; da sich dies jedoch nicht erfüllte, so kündigte uns der Abbé nach Verlauf von ungefähr einem Jahre an, daß er eh' er in sein Vaterland zurückkehren würde, gesonnen sey den Norden Europas zu besuchen. In der That begab er sich auch mit reichlichen Empfehlungs-briefen versehen, nach Stockholm, wo ihn der König von Schweden zu seinem Bibliothekar ernannte und ihm ein an-sehnliches Jahrgeld aussetzte.

Michelessi genoß dieses Glück jedoch nicht lange: er starb bereits nach Verlauf eines Jahres.

(Der Abbé de Prades.)

Ich vermag nur wenig von diesem Abbé zu sagen den ich nie gesehen habe, da er, als ich nach Berlin kam, seit mehreren Jahren schon zurückgezogen und vergessen in sei-

nem Canonicat zu Glogau lebte. Meine Erinnerungen in Betreff auf ihn beschränken sich auf zwei Puncte: die Ursache seiner Ungnade und Friedrichs Benehmen gegen seine Erben.

Während des siebenjährigen Krieges wurde der Abbé de Prades, der damals in Magdeburg lebte, eines schweren Verbrechens beschuldigt und festgenommen, d. h. er bekam einige Tage Stubenarrest und dann die Stadt zu seinem Gefängnisse. Diese letztere Haft dauerte einige Monate, alsdann erhielt er den Befehl, sich in sein Canonicat nach Glogau zurückzuziehen mit dem ernsten Bedeuten: sich nie ohne Noth aus der Stadt zu entfernen, sich in nichts zu mischen und über nichts zu sprechen. Hieraus ließ sich muthmaßen daß sich keine überzeugenden Beweise zu dem ihm angeschuldigten Verbrechen fanden, und daß man ihn vielleicht jetzt mehr darum entfernte, weil man ihm Unrecht erwiesen hatte als weil er wirklich schuldig war. Uebrigens war de Prades einer jener zwar unterrichteten und besonnenen, aber wenig ausgezeichneten Menschen die sich Friedrich gern, wenn er sie eine Zeitlang benutzt hatte, wieder vom Halse schaffte. Gewiß ist, daß er ihn nie vermißte und auch fast niemals von ihm sprach. Aber welches Verbrechens hatte man diesen Abbé eigentlich beschuldigt und wer war sein Ankläger gewesen?

Ueber beide Puncte habe ich immer nur lakonische Antworten, gleichwie über eine Sache erhalten, von der man sich scheut zu sprechen. So viel schien mir aus dem Ganzen hervorzugehen, daß der Abbé beim Könige war denuncirt worden, er unterhielte eine geheime, verbrecherische Correspondenz mit den Oesterreichern oder Franzosen: im Allgemeinen hielt man ihn jedoch für unschuldig und bedauerte ihn, so daß ich wohl sah, sein früheres Benehmen müsse der Art gewesen seyn, daß es ihm keine Feinde erweckte. Dennoch mußte er einen gehabt haben, sonst würde er nicht angeklagt oder vielmehr verleumdet worden seyn. Wer war

aber dieser Verleumder? Hier war man noch zurückhaltender als bei der ersten Frage und nur einige leise Winke ließen mich vermuthen, es dürfte dies vielleicht der Herr Abbé Bastiani gewesen seyn.

Als de Prades starb, was einige Jahre früher geschah eh' ich Preußen wieder verließ, befahl der König daß man seine Hinterlassenschaft verkaufen und den Erlös sorgfältig und genau an des Abbé's unbemittelte Familie, ohne allen Abzug, senden sollte. Unter den Manuscripten des Verstorbenen fand sich auch eine sehr gute und vollständige Uebersetzung des Tacitus in das Französische vor, die auf Befehl des Königs der Akademie zur Prüfung vorgelegt wurde, mit dem Beifügen: daß wenn sie gut sey, man einen Verleger für dieselbe suchen sollte. Herr Merian, dem die Sache übertragen ward, fällte das Urtheil: sie sey ganz vorzüglich, da jedoch kein Berliner Buchhändler den von dem König bestimmten Preis von 100 Friedrichsd'or geben wollte, so wurde das Manuscript der Familie des Abbé mit den andern Sachen zugeschickt, ist aber auch in Frankreich niemals gedruckt worden.

(La Mettrie.)

Wie dieser Arzt mit dem Könige bekannt wurde, weiß ich nicht, doch blieb er fortwährend in dessen Gunst und wurde von ihm stets mit großer Güte und Vertraulichkeit behandelt. Da er lange vor meiner Ankunft in Berlin schon starb, so kann ich auch über ihn nur wenig sagen.

Da Friedrich zu jener Zeit als Le Mettrie noch um ihn lebte, noch jünger und nachsichtiger war, oder wenigstens den König weniger in seinem Umgange zeigte, so konnte der Arzt mit ihm auf den Fuß der größten Vertraulichkeit leben. Er ging bei ihm wie bei einem Freunde aus und ein, streckte sich auf den Sopha hin, knöpfte sich auf

wenn es ihm warm wurde, band sich das Halstuch los, kurz machte es sich so bequem wie zu Hause. Man kann leicht denken daß er auch in seinen Reden nicht zurückhaltender war und Friedrich, der damals noch nichts Unstatthaftes in einer Vertraulichkeit erblickte die er später nicht duldete, benahm sich eben so gegen La Mettrie. In späteren Jahren wurde dies anders und Voltaire war der letzte der diese bequeme Vertraulichkeit in des Königs Nähe genoß, doch war Voltaire viel älter als Friedrich und dieser 1750 erst in der Epoche, wo sich die beiden Lebensalter des Menschen trennen; dazu besaß Voltaire ein solches Uebergewicht des Geistes und des Talentes, daß man ihm nicht füglich das versagen konnte, was früher Anderen gewährt worden war. La Mettrie hatte eine Einbildungskraft die zu beherrschen ihm unmöglich war: entschiedener Materialist, hatte er eine fast kindische Furcht vor allen Dingen und mir erzählte ein Bewohner Berlins, daß als er einst mit ihm von Potsdam nach Berlin fuhr und unterwegens ein Gewitter kam, La Mettrie ganz außer sich vor Angst und Schrecken gewesen sey. Ein Mensch dieser Art mußte nothwendig durch seine Inconsequenzen sehr unterhaltend und originell erscheinen und dies um so mehr, da er übrigens viel Geist, Laune und Witz besaß.

Ein Mann wie er konnte wohl nicht leicht seinen Leidenschaften und Neigungen widerstehen, und zu diesen gehörten die Freuden der Tafel, deren übertriebener Genuß sein Leben verkürzte. Eine Pastete war einst so außerordentlich nach seinem Geschmacke, daß er des Guten zu viel that und sich dadurch eine Indigestion zuzog, an welcher er nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden starb.

(Der Chevalier Masson.)

Bald nachdem Voltaire Preußen verlassen hatte, kehrte Herr von Gotter, einer der größten Gourmands seiner Zeit, von Spaa zurück und begann dem Könige mit einem so außerordentlichen Enthusiasmus von einem Franzosen zu erzählen, den er in Spaa hatte kennen lernen, daß Friedrich neugierig wurde dessen Bekanntschaft ebenfalls zu machen. Dieser Franzose, ein Ludwigsritter aus der Franche-Comté, hieß Masson und diente als Capitain in einem Regimente in der Champagne. Nach Hrn. v. Gotters Schilderung, sollte er ein wahres Wunder von Witz und Gelehrsamkeit seyn und Friedrich, dem außer Voltaire seit Kurzem so mancher andere seiner Gesellschafter verlassen hatte, wünschte gern die Stelle besetzt und trug daher dem Hrn. von Gotter auf, dem Wundermanne zu schreiben und ihm für sein Ludwigskreuz und seine Capitainsstelle, den Kammerherrnschlüssel und eine Pension von zehn bis zwölfhundert Thalern anzubieten. Herr von Masson antwortete jedoch: er könne seinen Dienst nicht ohne Bewilligung seines Königs aufgeben, und den Abschied selbst zu fordern erlaube ihm seine Ehre nicht. Damals war der Generallieutenant Chevalier de la Touche, den einige für d'Alemberts Vater halten, Kriegsminister; an diesen wandte man sich jetzt, und da man in Frankreich glaubte, daß es gut wäre, immer in Friedrichs Nähe Personen zu haben auf deren Ergebenheit man gelegentlich einmal rechnen könne, so erhielt Hr. von Masson die Erlaubniß in preußische Dienste zu treten.

Man kann sich leicht denken daß Friedrich, so wie Masson ankam, eilte dieses Wunder von Geist und Gelehrsamkeit auf die Probe zu stellen, allein obgleich der Ankömmling ganz dazu geeignet seyn sollte Hrn. von Voltaire zu ersetzen, so fand es sich doch bald, daß der Unterschied zwischen ihm und diesem ganz ungeheuer war.

Voltaire glänzte fast in jeder Art von Geist und Gelehrsamkeit und Masson dagegen wieder fast in keiner, womit übrigens nicht gesagt seyn soll, daß er ohne Geist oder Kenntnisse gewesen wäre, doch war der erstere mehr bizarr und originell als scharf und tief, und sein Wissen beschränkte sich auf fast nichts als die classischen Autoren und deren Kritik, die er aber auch dafür so vollständig kannte, daß er sie beinahe ganz auswendig wußte. Diesem Geschmacke gemäß war auch seine Bibliothek eingerichtet; man fand hier nichts als die alten Classiker und die über dieselben erschienenen Commentare und Kritiken.

Immer nur bemüht den Geist seiner Umgebung zu benutzen und gleichsam für sich auszudrücken, zog Friedrich eine Zeitlang den Hrn. von Masson täglich zur Tafel und pflegte dann häufig nachher noch mit ihm im Zimmer auf- und abgehend, sich mit ihm zu unterhalten. Bei einer dieser Unterredungen war es, daß ihn der König einmal fragte: „Sagen Sie mir doch, wen halten Sie für den größten Heerführer der Vorzeit? Ich habe mir selbst schon oft diese Frage aufgeworfen, nie sie aber genügend zu lösen vermocht. Zwar habe ich mich besonders hierin für drei Männer entschieden, nämlich Alexander, Hannibal und Cäsar, indem es mir scheint, daß diese über alle Andere den Vorzug behaupten, allein wer von diesen Dreien der Vorzüglichste ist, das vermag ich nicht zu bestimmen. Allerdings gestehe ich, daß ich Hannibal und Cäsar noch aus manchen Gründen Alexander vorziehe: dieser hatte geschickte Generale und ein trefflich eingerichtetes Heer gegen die verweichlichten oder rohen Völker des Orients: ich will damit nicht sagen daß er es nicht verdient hätte an der Spitze eines solchen Heeres zu stehen, auch verkenne ich weder seinen Muth noch seine glänzende Tapferkeit, weder seine Thätigkeit noch sein seltenes und immer großes Genie, indeß scheint er mir doch gerade in Betreff des Genie's unter den anderen Beiden zu stehen. Meiner Ansicht nach bliebe demnach nur zwischen den

beiden Letzteren die Wahl, und diese kömmt mir eben so unendlich schwierig vor. Zuweilen erscheint mir Hannibal noch größer als Cäsar, allein ich kann doch nicht mit mir darüber einig werden und wiederhole daher meine Frage an Sie: Wen halten Sie für den größten Feldherrn?" — „Sire," entgegnete Masson, „der größte Feldherr welcher jemals existirte, war nach meinem Ermessen Heinrich IV." Diese Antwort überraschte Friedrich wie einen ein unstatthafter Scherz in dem Augenblick einer ernsten Unterredung, oder auch eine unerwartete Albernheit, zu überraschen pflegt; doch hielt der König das Andenken des edlen Heinrich zu hoch um seinen Unwillen nicht zu mäßigen und er begnügte sich dieserhalb blos zu bemerken: daß nicht leicht Jemand Heinrich IV. mehr schätzen könne als er, daß er ihn als einen geistreichen und liebenswürdigen Menschen ansähe, den tapferen und galanten Ritter in ihm achte und den wohlwollenden und väterlichen König in ihm bewundere, allein da dieser Fürst den Krieg nur zufällig und gezwungen geführt, und da die Eigenschaften eines Kriegers bei ihm nur als untergeordnet erschienen, so könne nicht füglich von ihm die Rede seyn, wenn man von großen Heerführern spräche und er müsse daher in dieser Hinsicht immer noch bei Hannibal stehen bleiben. „Und ich," entgegnete Masson, „bei Heinrich IV." In jedem andern Augenblick würde der König wahrscheinlich böse geworden seyn; diese Behauptung kam ihm aber so wunderlich vor, daß er seine gute Laune behielt und den Spaß noch einige Minuten fortzusetzen beschloß. Er nahm daher die Miene eines ernsthaft Nachsinnenden an, und sprach nach einigen Augenblicken gleichsam vor sich hin: „Ja, alles wohlerwogen, Hannibal!" — Masson, der neben ihm herging, ahmte dies Benehmen nach und äußerte eben so: „Ja, Heinrich IV." So setzten Beide ihren Weg noch einige Minuten fort während der Eine immer sprach: Hannibal! und der Andere: Heinrich IV! bis endlich der König in sein Cabinet trat

und noch einmal laut lachend rief: Hannibal! worauf Masson einem Echo gleich, wiederholte: Heinrich IV!

Diese Scene that dem Chevalier in den Augen des Königs großen Schaden und Friedrich betrachtete ihn von da an nur noch als ein Original, gut um zuweilen seinen Spaß mit demselben zu treiben.

Bald darauf reiste die Prinzessin Amalie, des Königs Schwester, auf ihrer Rückkehr von Quedlinburg, wo sie als Aebtissin war installirt worden, durch Potsdam und ihr königlicher Bruder gab ihr hier, gleich wie einer fremden Fürstin, ein glänzendes Mahl, zu welchem er auch den Chevalier Masson als einen Mann einladen ließ, der vielleicht zur Unterhaltung beitragen konnte. Masson benahm sich jedoch auch hier so daß er das Mißfallen des Königs erweckte: „Ew. Königl. Hoheit," sprach er gegen das Ende des Mahles in einem Augenblicke in welchem die Unterhaltung stockte, zu der Prinzessin: „als der Regent von Frankreich seiner Tochter die Abtei de Chelles gab, sprach er zu ihr: Meine Tochter, Sie werden drei Gelübde ablegen: das des Gehorsams, und Sie werden herrschen; das der Armuth, und Sie werden reich seyn, und das der Keuschheit das Sie beobachten werden so gut Sie können." Bei dieser Rede, die zu schmerzliche Erinnerungen hervorrief, blickten Alle vor sich hin; ein tieferes Schweigen als zuvor trat ein, und man erwartete nur das Ende der Tafel um Hrn. von Masson auf Niewiedersehen zu entlassen. In der That wurde er niemals mehr an den Hof gerufen und er versank bald in eine solche Vergessenheit, daß es fast schien als sey er plötzlich von der Erde verschwunden. Masson nahm übrigens bei diesen Umständen seine Parthie so gut als der König: er sah niemand mehr bei sich, kam zu niemand mehr und schloß sich so in seine Wohnung ein, daß er kaum noch zuweilen einen Spaziergang machte. Man kann sagen: er vergrub sich gleichsam unter seinen Büchern; auch ließ er

sich kein Kleid mehr machen, denn von jetzt an bedurfte er nichts mehr als eines Schlafrocks und höchstens eines alten Ueberrocks. Eine alte Magd besorgte seine kleine Wirthschaft und er selbst, dem höchsten Geize sich hingebend, lebte nur noch von ein wenig Gemüse und verzehrte, wie man sagt, nicht mehr als täglich drei Groschen. So vegetirte er länger als zwanzig Jahre und gelangte dahin, daß ihn selbst in Potsdam niemand mehr kannte und er seiner Seits die Welt und alles um sich her dermaßen vergaß, daß er in Potsdam nicht einmal etwas von dem siebenjährigen Kriege wußte und einst, als während desselben jemand zu ihm davon sprach, mit der höchsten Ueberraschung ausrief: „Mein Himmel! ist denn Krieg?"

Ich traf ihn einmal bei einem Buchhändler in Berlin, wohin er gekommen war um eine zusammengescharrte Summe bei einem sicheren Banquier unterzubringen. Er stellte hier im Gespräch einige originelle Ideen auf die mich nach seinem Weggange veranlaßten, den Buchhändler zu fragen: wer er wäre? denn seiner Kleidung nach, die in einem alten, abgeschabten und vielfach geflickten schwarzen Rocke bestand, konnte ich unmöglich glauben einen Kammerherrn und einstigen Gesellschafter des großen Friedrich in ihm zu sehen.

Nach so vielen Jahren der Zurückgezogenheit, strich endlich der König seinen Namen aus der Liste des Hofstaats und ließ ihm sagen: er könne gehen wohin er wolle. „Ich weiß wohl," sprach Masson bei dieser Nachricht, „daß ich dem Könige nichts mehr nütze, allein ich habe nicht verlangt in seine Dienste zu treten, sondern er hat mich dazu veranlaßt und was er mir gab, ist nur eine Schadloshaltung für das was ich in Frankreich besaß. Ich habe ihm überdem meine Hoffnungen zum Opfer gebracht, denn welchen Grad könnte ich jetzt haben, wenn ich in den Diensten meines Königs geblieben wäre! wie anders hätte mein Loos seyn können! Und jetzt, da er mich fortschickt, gibt er mir nicht

einmal eine Pension! Ich kann demnach mit vollem Rechte sagen: daß er ungerecht gegen mich handelt, so nutzlos ich ihm auch gewesen seyn mag."

Masson kehrte mit seinem ganzen Mobiliar, d. h. mit seinen Büchern, nach Frankreich zurück, wo er sich in seiner Provinz ansiedelte und daselbst von dem Capitale lebte das er in den vielen Jahren zusammengespart hatte, und dessen Zinsen jedenfalls mehr betrugen als die viertausend Franken die ihm der König bis dahin zahlen ließ, da er länger als zwanzig Jahre Zins auf Zins häufte.

